Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 *M.* 50 *₰*
Für ein halbes Jahr		7 *M.* — *₰*
Für ein Vierteljahr		4 *M.* — *₰*
Für einen Monat		1 *M.* 50 *₰*
Tagweise für einen Band		— *M.* 6 *₰*

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 *M.* — *₰*
Für ein halbes Jahr		9 *M.* — *₰*
Für ein Vierteljahr		5 *M.* — *₰*
Für einen Monat		2 *M.* — *₰*
Tagweise für einen Band		— *M.* 10 *₰*

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

Maxi[illegible] 16.

Verschlungene Wege.

L. Schücking

Verschlungene Wege.

Roman

von

Levin Schücking.

> Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.
>
> Goethe.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1867.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Erstes Kapitel.

Ein Papenburger Handelshaus.

Auf der Eisenbahn, welche aus Westfalen nordwärts zum Meere führt und die wenig andern Bewohnern des inneren Deutschlands bekannt ist als denen, die sich von ihr zu den Seebädern der ostfriesischen Küste führen lassen, nahmen zwei junge Leute ein Coupé zweiter Classe ein.

Sie mochten fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählen; beide waren von mittlerer Größe, das Haar hellbraun, die Augen von einem klaren Blau, und das Gesicht oval — und doch waren beide sehr verschiedene Erscheinungen. Der Eine derb und fest gebaut und wettergebräunt; der Andere schlanker, die edel geschnittenen Züge geistiger ausgeprägt, das Ganze eine feinere Natur darstellend. Auch

trug der Eine einen starken Bart von röthlich durchstreiftem, dunklem Haarwuchs, während der Andere ohne Bart war, außer zwei zierlichen dunklen Streifen über der Oberlippe.

Der Bärtige war in helle Stoffe gekleidet und trug einen Strohhut und eine Reisetasche; ein grauer Plaid lag neben ihm auf dem Polster; der Andere zeigte eine größere Eleganz in seiner Erscheinung, sein dunkler Reiseanzug war von einem grauen Staubmantel bedeckt.

Beide hatten sich einander gegenüber bequem ausgestreckt und bliesen den Rauch ihrer Cigarren von sich.

„Diese grauenhaften, unabsehbaren Heiden", sagte der Eine, der Bartlose, der beiden jungen Männer, indem er seinen Blick über die öde Fläche draußen schweifen ließ — „diese braunen Unendlichkeiten zeigen mir, daß ich mich meinem Ziele nähere, wo wir uns trennen werden."

„Schon?" versetzte der Andere.

„In Zeit einer Stunde längstens."

„Und wo und wann werden wir uns wiedersehen, nachdem wir so weit zusammen durch die Welt gedampft?"

„Gott weiß es!"

„Wohl niemals", fuhr der Andere lächelnd fort. „Ich kann Ihnen wenigstens nicht das Versprechen geben, daß ich einmal kommen werde, um Sie aufzusuchen, wenn Sie sich in dieser schrecklichen Einöde festgesiedelt haben werden. Sie bauen sich ja in dieser Moorwelt wie ein Kibitz Ihr Nest im Sumpf."

Der Andere lächelte.

„Es ist leider wahr genug. Es kommt mir, nun ich die Gegend wiedersehe, selber als ein ganz unglaublicher Entschluß vor. Was aber das Wiedersehen betrifft, so verzweifle ich nicht daran. Ich habe, wenn ich Menschen kennen lerne, eine Ahnung davon, wie die Bezüge sein werden, in die ich mit ihnen gerathe . . ."

„Und bei mir?"

„Ahnte ich, daß es keine flüchtigen sein würden."

„Nun, desto besser. Obwohl ich nicht recht fasse, wie es zugehen sollte. Wären Sie auch ein Glücksritter, ein Abenteurer wie ich, so könnten unsere Lebensbahnen sich schon eher kreuzen . . ., so aber sind Sie ein solider Mann, der sich eben als Theilhaber eines reichen Handelshauses ansässig

machen will ... in diesem fernsten Winkel des großen Vaterlandes ..."

„Freilich", fiel der Andere ein, „aber Niemand kann dem Schicksal entgehen, für das er einmal geboren ist, und das meine hat doch im Grunde ebenfalls zu viel von einer Glücksritterlaufbahn, als daß es mich nicht noch ein wenig mehr in der Welt umherwerfen sollte!"

„Ihr Schicksal?" versetzte der Andere mit dem Bart. „Damit schmeicheln Sie sich?"

„Nun ja ... ich bin zwar, wie Sie sagen, bestimmt, der Theilhaber eines reichen Handelsgeschäfts zu werden, und doch ein vollständig armer Teufel. Meine Eltern hab' ich längst verloren. Ein Onkel hat sich meiner erbarmt und hat mich studiren lassen. Dann ist ein Vetter gekommen und hat mich zum Kaufmann gemacht. Darauf hat man mich nach England spedirt und dort die Geschäfte des vetterlichen Handelshauses besorgen lassen. Jetzt läßt man mich zurückkommen, um mich mit der Tochter und Erbin desselben Vetters oder Handelshauses, wie Sie wollen, zu verheirathen ... alles ohne mich viel dabei um meine Meinung zu fragen — darf ich nicht behaupten,

daß das Schicksal mich ziemlich willkürlich umherwirft und wahrscheinlich nicht damit aufhören wird, wenn ich, die Papenburger Flagge am Mast, in den Hafen, der mich erwartet, eingelaufen bin?"

„Das ist doch sehr zu erwarten!"

„Lassen Sie mir den Trost, zu denken, daß es nicht der Fall sein wird."

„Sehr verliebt in Ihr Handelshaus und seine Tochter sind Sie also nicht!"

„Ich achte und ehre meine Braut, sie ist ein gutes Geschöpf und ich werde vortrefflich mit ihr auskommen . . ."

„Und das ist Alles?"

„Ist es nicht genug?" fragte der Andere mit einem trüben Lächeln.

„Für mich wär' es genug . . . für Sie nicht!"

„Und weshalb nicht für mich? Braucht der Mensch mehr als Geld?"

„Im Allgemeinen nicht! Sie haben Recht! Aber Einzelne! Es giebt thörichte Ausnahmen!"

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich dazu rechnen. Unter uns . . . ich glaube, ich bin durch die Studien verdorben . . . es ist nicht gut, daß man sich einmal in die Welt der Gedanken verliert, und

mein Vetter, mein armer Vetter, der so viel Vertrauen auf mich setzt, wird vielleicht noch zu seinem Schrecken inne werden, welcher Ketzer an seinen heiligsten Grundwahrheiten ich bin! Aber genug davon. Wenn Sie aus Norderney zurückkommen, lieber Ramberg, könnten Sie mich aufsuchen. Sie müssen nach dem Hause des Holzhändlers Fresenborg fragen."

„Ich will es mir merken. Ob ich mich auf dem Rückwege aufhalten kann, hängt von den Verabredungen ab, welche ich mit meinem Verleger treffe — ich habe Ihnen erzählt, daß ich zu diesem Zwecke nach Norderney gehe . . ."

„Mögen Ihre Hoffnungen sich erfüllen", entgegnete der junge Kaufmann — „mögen sie weniger chimärisch sein als . . ."

„So viele andere, die ich mir gemacht!" fiel der Reisende, der Ramberg hieß, ein — „und warum sollten Sie es nicht! Was ich von jenseits des Meeres meinem Verleger einsendete, hat in seiner Zeitschrift gefallen, es hat mir Lob und Aufmunterung eingebracht, auch ein wenig Geld . . . also! In Amerika bleiben konnt' ich nicht. Das kleine Geschäft, welches ich mir dort als Kaufmann

gegründet, nachdem ich unzählige Abenteuer bestanden, hat mir der verwünschte Krieg zerstört und obendrein war mir das amerikanische Leben verhaßt geworden. Ich bin nicht geboren zu dieser ewig rastlosen, krampfhaft angespannten Thätigkeit; ich möchte das Leben mit einiger ruhigen Behäbigkeit genießen und ich ziehe die Fleischtöpfe Aegyptens weit dem Zuge durch die Wüste vor, wenn dahinter auch zehnmal das gelobte Land liegt! Und dazu ist dort drüben das ethische Prinzip doch gar zu sehr eine Wachspuppe, während es bei uns höchstens eine Nase aus demselben Stoff wie die Gerechtigkeit hat. Seit ich wieder in Deutschland bin, sage ich mir hundertmal, wenn ich solch eine redliche blonde Geschäftsseele, welcher der pfiffige Schlaukopf aus den gutmüthigen blauen Augen guckt, sehe: großer Gott, welch ruchloser mit allen Hunden gehetzter, gründlich geriebener Yankee bist du doch geworden und wie weltmeerweit hat sich dein Gewissen ausgespannt gegen diesen heiligen Crispinus da; und dann sprech ich das Gebet des Pharisäers, aber umgekehrt: „Herr, wär ich noch wie dieser hier!“

„Und nun wollen Sie Ihre Erlebnisse, Ihre

Reiseabenteuer, Ihre Erinnerungen als Schriftsteller ausbeuten?... Einige Zeit hindurch mag das gehen, aber ich meine, der Stoff muß sich bald erschöpfen!"

„Nun, man sieht und erlebt viel drüben! Und es sind so viele zurückgekommen, die das Metier mit Glück treiben und Bände über Bände damit füllen — weshalb nehmen Sie an, daß ich weniger Beobachtungen, Erlebnisse, daß ich weniger Phantasie habe? Ich bin ein geborener Berliner und ein Berliner ist „never at a loss!" Ich denke es Ihnen zu beweisen — Sie sollen die Leute bei mir haarsträubende Abenteuer erleben sehen, ich werde die deutsche Lesewelt mit einem ganzen Niagara von Unglaublichkeiten überstürzen und dabei breit werden wie der Amazonenstrom... meine Muse soll in Crinolinen gekleidet einhergehen und langen, langen Schleppen ... das imponirt den Deutschen!"

„Nun, ich wünsche, daß Ihnen nie das Zeug ausgehe für so umfangreiche Crinolinen... und hier sind wir an meiner Station!"

Der junge Kaufmann warf seine Cigarre fort und erhob sich, um sich Nachtsack und Reisedecke herbeizulangen.

Noch wenig Minuten und der Zug hielt, der Schlag des Coupé's wurde aufgerissen.

„Leben Sie herzlich wohl, Ramberg . . . bis auf Wiedersehn!"

„Und mögen wir uns Gutes zu erzählen haben, wenn wir uns einmal wiedersehn, Hattstein!"

„Vergessen Sie den Namen Fresenborg nicht!"

„Fresenborg . . . nein, sicherlich nicht!"

Die beiden jungen Männer trennten sich mit einem warmen Händedruck, der Eine stieg aus und der Andere flog nach einigen Augenblicken weiter dahin, dem Norden zu.

Der Aussteigende, den der letztere Hattstein genannt hatte, übergab sein Gepäck einem der Bahndiener zur Besorgung, dann schlug er den ihm wohlbekannten Weg ins Innere des Ortes ein.

Dieser Ort ist einer der seltsamsten Deutschlands. Er liegt unfern eines größeren Flusses inmitten weit sich ausdehnender, viele Quadratmeilen ausfüllender Moore, die der Schöpfer als das unantastbare Revier des Storchs, der Krickente und der Rohrdommel dahingebreitet zu haben scheint. Aber der Mensch ist auch in diese Wüste gekommen und hat damit begonnen, einen breiten, Seeschiffe

tragenden Canal zu ziehen, und von dem Punkte an, wo der Canal sein Ziel, seine Mündung in den Fluß gefunden, vom „Siel" an, bis fast drei Stunden weit hinauf an den Ufern des Canals haben Anbauer sich gefunden, die rechts und links von der schwarzen moorigen Wasserader ihre rothen Ziegelhäuschen und dann nach und nach auch größere stattlichere Wohnhäuser gestellt, Häuser von absonderlicher, das Gepräge holländischer Architecturphantasie an der Giebelstirn tragender Bauart — zwischen Gärten, Baumhöfen, Feldstücken und Erlengebüschen. Ueber den Canal aber sind Zugbrücken mit hohen Balkengerüsten und hängenden Ketten geschlagen und Schiffe aller Art füllen ihn die Wintermonate hindurch, kleine schmutzige Torfewer, Barkschiffe mit seetüchtigen Masten und Spieren, Sluups und Pünten und wie der Mund des Seemannes sie „anspricht". In den kleinen, lindenbeschatteten Backsteinhäusern rechts und links vom „Deep" aber wohnen die Familien der „schweren" und der „leichten" Matrosen, der blauen Friesjacken, die auf diesen kleinen Fahrzeugen den Stürmen der entlegensten Meere trotzen. Zahlreiche Werften zeigen die Gerippe neuer

Schiffbauten und schwängern die Atmosphäre mit Theergeruch und dem Rauchqualm der Feuer, an denen die festen Eichenbohlen sich zu schmiegen und zu krümmen lernen müssen. Und so bildet das Ganze ein merkwürdiges absonderliches Bild, das erst dann seine rechte Eigenthümlichkeit entwickelt, wenn ein friesischer Nebel sich weißblau über dasselbe lagert und Alles wie in ein schwankendes Traumgebilde verschwimmen läßt; oder wenn in der stillen Abenddämmerung die langen Raaen den wunderlichen Häusergiebeln von ihren Fahrten in weiten fernen Meeren, von den Küsten von Coromandel und den Palmen der Freundschaftsinseln zu erzählen scheinen.

Unser Reisende hatte eine Viertelstunde immer aufwärts am Canal zu gehen, bis er das Haus erreichte, welches auf einer messingenen Thürplatte den Namen „Michel Alexander Fresenborg" trug. Ein vielstöckiger Giebel aus Rohbau, die Fenster mit weißem Sandstein eingefaßt, die Jalousien und alles Holzwerk in frischem grünen Oelanstrich; im ersten und zweiten Stock waren die tief hinabgehenden Guillotinenfenster so dicht an einander gesetzt, daß kaum Mauerwerk genug vor-

handen schien, sie zu tragen. An der einen Seite des Hauses dehnte sich ein von der Straße durch eine Mauer abgeschlossener Garten aus; auf der andern zeigte sich ein geräumiger mit hoch aufgebauten Vorräthen gefüllter Holzhof.

Hattstein trat durch die unverschlossene Hausthür in einen geräumigen Flur und dann ohne weitere Anmeldung in das Geschäftszimmer zur Rechten. An ihren Schreibpulten saßen drei oder vier junge Handelsbeflissene hier in einem Raum, der wenigstens nicht Schuld daran war, wenn ihre Phantasie sich zu unnützen Gedankenausflügen von ihren großen Büchern oder Correspondenzen weglocken ließ... es war da nichts an den kahlen Wänden zu sehen, als Zahlentafeln, Wandkarten mit Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsplänen und Zettel mit Börsencoursen... aber draußen freilich, dicht vor den Fenstern lagen die Schiffe so nah, daß man ihre Takelage fast mit den Händen greifen konnte, und der Schaden, den sie den Seelen der jungen Commis durch Verlockung zu Wandersehnsucht und Meeresfernen zufügen mochten, war vielleicht unberechenbar. Für den Augenblick freilich waren sie sämmtlich mit dem angestrengtesten Fleiß

in ihren Arbeiten vertieft; ihre Federn glitten kritzelnd über das Papier, und nur ein Herr von mittlerem Alter, in Schreibärmeln und hohen Vatermördern, der dem Eintretenden gegenüber, mit dem Ellenbogen an ein Pult gelehnt stand, machte eine Ausnahme; er blickte mit anscheinend müssigem Träumen durch das Fenster und schien eine Wolke zu fragen, ob sie ein Wiesel oder ein Kameel sei.

Als Hattstein eintrat, wandte er diesem ausdruckslos die kleinen grauen Augen zu; erst als der junge Mann ihm nahe trat und ihm die Rechte hinstreckte, belebte ein Aufleuchten von freudiger Ueberraschung diese grauen Augen und er rief aus:

„Ah, Hattstein ... habe Sie wahrhaftig im ersten Augenblick nicht erkannt ... da sind Sie ... nun Gott sei Lob ... wohl und munter zu uns zurückgekehrt ... Gott sei Lob und Dank ... können Sie brauchen hier ... gerade jetzt ... kommen Sie herein ... der Prinzipal ist drinnen, er wird sich freuen, Sie zu sehen ...“

Er schritt voran, auf eine Glasthür im Hintergrunde des Zimmers zu, und während Hattstein folgte, eilte er durch einen halbdunkeln

Raum in ein dahinter liegendes größeres Zimmer, und an den Schreibtisch eines kleinen starken und kahlköpfigen Mannes, der, als er sein rundes geröthetes Gesicht erhob und die Eintretenden erkannte, sehr lebendig aufsprang.

„Vetter!“ sagte er . . . „seid Ihr's . . . seid ein pünktlicher Mann, Vetter . . . trefft ein auf Tag und Stunde, wie ein Mondwechsel!“

„Sollte ich das nicht, Vetter Fresenborg?“ fragte Hattstein, dem alten Herrn die Hand schüttelnd.

„Nun ja . . . aber es wäre kein Verbrechen gewesen, wärt Ihr ein paar Tage zu Eurem Vergnügen in London geblieben!“

„Das hätte ich nicht gewagt, nachdem ich einmal meine Ankunft angekündigt hatte . . . und was würde Therese dazu gesagt haben?“

„Therese . . . allerdings . . . vielleicht . . . aber setzt Euch, setzt Euch, Emil . . . Brook, gebt einen Stuhl her — braucht nicht zu gehen, Brook, bleibt nur, könnt hören, was wir zu besprechen haben, der Emil und ich, nehmt Euch auch einen Stuhl!“

„Aber der Herr von Hattstein ist müde von

der Reise und ich denke, Sie führen ihn nach oben, Herr Prinzipal", fiel Brook, der Buchhalter, ein.

„In der That möchte ich zuerst Therese begrüßen . . ." bemerkte Hattstein, dem ein gewisses verlegenes Wesen seines Prinzipals und künftigen Schwiegervaters nicht entging.

„Habt Recht, habt Recht . . . Ihr müßt zuerst Theresen begrüßen . . . aber sie ist in diesem Augenblick nicht allein, Vetter, der Holländer ist da, Mynheer van der Toll, wißt Ihr, und seine Tochter ist da . . . sind beide da, bei der Therese oben . . . Brook kann die Therese herunter rufen . . . aber erst laß uns ein wenig von Geschäften sprechen . . . es steht nicht Alles, wie es sollte, Vetter Hattstein."

„Ihr erschreckt mich . . . was ist denn vorgefallen?" fragte Hattstein lebhaft.

„Sprecht nicht so laut, Vetter, nicht so laut! . . . was vorgefallen ist? Nun, was alle Tage vorfallen kann . . . was alle Tage vorfällt . . . nur Michel Alexander Fresenborg hätte es nicht passiren sollen . . . dem nicht . . . dem hätte es nicht geschehen sollen!"

Hattstein blickte gespannt und erschrocken in die Züge des Schwiegervaters und dann in die des Buchhalters, der in der Ecke, wohin er sich still gesetzt, niedergeschlagen zu Boden sah.

„Ein großer Verlust? Hat ein Geschäftsfreund Sie beschwindelt . . . .“

„Ein Geschäftsfreund nicht . . . aber ein Anderer, einer von Ihren verfluchten Junkern im Oberlande da, Hattstein. . . der hat mich beschwindelt. . . beschwindelt, daß ich mir meine letzten Haare einzeln aus dem Kopfe reißen möchte!“

„So sagt doch, um was handelt es sich?“ fragte Hattstein, sich zu Brook wendend, während der aufgeregte kleine Prinzipal zornig in seiner Schreibstube auf und abzulaufen begann.

„Es ist das Holzlieferungsgeschäft, Herr von Hattstein“, versetzte Brook, „wir haben Ihnen seiner Zeit davon Meldung gemacht; wir hatten mit dem Grafen von Schönstetten contractlich über eine Lieferung von Eichenholz abgeschlossen, das uns auf der Ems zugefahren werden sollte, und hatten uns dagegen wieder gegen Mynheer van der Toll verpflichtet, ihm für eine Summe von 100,000 ₰ Schiffsbauholz nach Greetsiel zu

liefern ... Sie wissen, er hat die Lieferung für die holländischen Orlogswerften ..."

„Nun, und?"

„Der Graf von Schönstetten ist ein Schwindler; er kann uns das Holz nicht liefern, weil er sich früher mit einer Eisenbahngesellschaft eingelassen hatte, der er sein Holz zu Schwellen versprochen und die nun einen Proceß wieder ihn angestrengt hat. Den Proceß hat er verloren, er muß der Eisenbahngesellschaft gerecht werden und so schreibt er uns ganz kaltblütig, er sehe sich veranlaßt, von dem Geschäfte mit uns Abstand zu nehmen."

„Abstand zu nehmen!" rief Fresenborg in tiefster Entrüstung aus ... „Abstand zu nehmen ... ist es nicht großartig ... ist es nicht famos! ... Abstand zu nehmen!"

„So macht man ihn für den ganzen Schaden, der uns erwächst, verantwortlich!"

„Freilich, das kann man — man kann ihn einklagen, man kann Schadensersatz verlangen", sagte Fresenborg ... „aber Schadensersatz ist kein Eichenholz, und der Holländer will am bestimmten Tag sein Eichenholz in Greetsiel sehen!"

„Der Holländer!“ sagte Hattstein nachdenklich; „das ist freilich schlimm ...“

„Der Holländer!“ echoete Fresenborg verzweifelt.

„Aber“, fuhr Hattstein fort, „Ihr seid jetzt so viele Jahre hindurch in genauem und ungetrübtem Geschäftsverkehr ... Ihr seid so gute Freunde geworden, Vetter ... gegen das Haus Fresenborg wird van der Toll doch Nachsicht haben ...“

„Der? ... ein Holländer? ... Nachsicht haben? ... Er wird Euch diesen Morgen ein Kind über der Taufe halten und den Nachmittag Euch Execution ins Haus schicken, wenn Ihr ihm drei und einen halben Stüber nicht bezahlen könnt, die Ihr ihm schuldig seid.“

„Er sagt“, fiel Brook ein, „daß sein Credit bei der holländischen Marine-Verwaltung ruinirt würde, wenn er die Lieferung nicht innehalte.“

„Und ist es nicht möglich, das Holz anderswoher zu beschaffen?“

„Anderswoher ... wo ist noch Holz ... wo sind noch Schiffbau-Eichen .. in Quantitäten, wie wir sie brauchen .. wenn man sie mit Gold aufwiegen wollte, man fände sie nicht in ein Paar Wochen Zeit!“ sagte Fresenborg. „Das Ende wird

sein, daß van der Toll mir eine ungeheure Schadensrechnung macht, daß ich nach Handelsrecht ohne Weiteres verurtheilt werde, ihm mehr zu zahlen, als mein ganzes Vermögen ist, und daß ich dann sehen kann, was ich aus diesem vermaledeiten Schönstetten durch alle drei Instanzen nach Jahren herausprocessire ... d. h. ich bin ein ruinirter Mann."

Fresenborg sprudelte dies in Wuth und Verzweiflung hervor und Hattstein sah ihm sehr betroffen nach, wie er vor ihm auf und ab lief.

„Und Sie alter praktischer, geriebener Brook wissen auch keinen Rath?" fragte er nach einer Pause.

„Wenn man den Mynheers nicht klar machen kann, sie bauten ihre Schraubendampfer besser aus norwegischem Greinen-Holz als aus westphälischen Eichenstämmen ..."

„Das möchte freilich schwer halten", antwortete Hattstein, „aber es muß doch etwas geschehen ..."

„Freilich muß etwas geschehen — aber was geschehen muß, das ..."

Fresenborg brach plötzlich ab und murmelte etwas in den Bart, das weder Hattstein noch Brook verstanden.

„Hören Sie, Vetter Fresenborg“, hub Hattstein wieder an, „ich mache Ihnen einen Vorschlag ... lassen Sie mich ins Oberland reisen und den Grafen Schönstetten aufsuchen; es wäre doch gut, wenn man persönlich die Lage der Dinge da untersuchte und sähe, ob sich die Sache nicht ins alte Geleise bringen ließe; und wenn nicht, ob nicht die Eisenbahngesellschaft vermocht werden könnte, gegen eine Abfindungssumme auf ihre Ansprüche zu verzichten; und wenn endlich das nicht, ob sich nicht das Holz dort aus anderen Forstbeständen beschaffen ließe?“

„Ach“, fiel Fresenborg ein, „es ist ja genug darüber hin- und hergeschrieben; ich habe ja meine Agenten dort ...“

„Agenten“, rief Hattstein aus, „was sind Agenten! Wo so viel auf dem Spiele steht, muß man selbst gehen!“

„Herr von Hattstein hat Recht“, bemerkte Brook, „es wäre zu versuchen.“

„Nützt nichts, nützt nichts, es nützt Alles nichts“, grollte Fresenborg.

„Es wird keinenfalls schaden“, fiel Brook ein. „Es ist ja am Ende doch auch noch Holz da.

Wir haben ja die Anschläge und Nachweisungen über die Holzbestände im Wittgenstein'schen."

„In Amerika sind Urwälder!" entgegnete Fresenborg spöttisch.

„Aber zu weit", sagte Hattstein, „während die im Wittgenstein'schen . . ."

„Auch zu weit sind . . . bis die auf der Ems schwimmen, kann Preußen und Oestreich einig sein!"

„Man kann's doch versuchen, Vetter, laßt mich die Reise machen."

„Nun, meinethalben", sagte Fresenborg endlich.

„Es kommt dann nur darauf an, den Holländer so lange hinzuhalten", bemerkte Brook.

„Ach, den Holländer!" rief jetzt Fresenborg mit einem Tone zorniger Verachtung aus, „den halte ich schon hin . . . macht die Reise, Vetter Hattstein, macht die Reise — geht gleich . . . in einer Stunde fährt ein Zug ab — Brook, stellen Sie die nöthigen Vollmachten für Hattstein aus und schreiben Sie ihm die Adressen unserer Agenten auf — machen Sie rasch, wir haben keine Zeit zu verlieren; unterdeß könnt Ihr hier einige Erfrischungen an Speise und Trank zu Euch nehmen, Hattstein!"

Dabei eilte er zu einer Klingelschnur und zog heftig daran.

Der junge Mann beobachtete überrascht dies seltsame Benehmen des Prinzipals, der eben noch so entschieden gegen seinen Reiseplan war und jetzt diesen Gedanken so lebhaft erfaßte, daß er ihn augenblicklich wieder auf die Eisenbahn zu senden brannte: der eben noch in dem Holländer seinen Todfeind zu sehen schien und jetzt so zuversichtlich sich vermaß, den Mynheer schon hinhalten zu können... Fresenborg war sonst nicht der Mann, der rasch seine Meinung wechselte . . . es war offenbar, hinter dieser ganzen Angelegenheit steckte noch mehr als der aufgeregte Prinzipal sagte, und Hattstein wurde in dieser Vermuthung nur bestärkt, als er Fresenborg die auf den Klingelruf eintretende Magd mit einer gewissen Sorglichkeit fragen hörte:

„Sind Mynheer van der Toll und seine Tochter noch oben bei Fräulein Therese?“

„Ja, Herr, sie sind oben!“ versetzte das Mädchen.

„So bringe Sie hierher Wein und zu essen für Herrn von Hattstein . . . aber rasch, hört

Sie? und dann, merk' Sie sich, sage Sie Niemand, daß Herr von Hattstein hier bei mir ist, Christine ..."

„Auch Fräulein Therese nicht?"

„Niemand, Niemand!" rief Fresenborg heftig aus.

Das Mädchen blickte ihn verwundert an und ging ohne ein Wort zu sagen.

„Aber, Vetter Fresenborg?" rief jetzt Hattstein aus.

„Es ist besser so, es ist besser, Vetter", fiel ihm der Prinzipal ins Wort ... „was wollt Ihr der Therese das Herz schwer machen, indem Ihr sie nur sprecht, um ihr zu sagen: ich muß den Augenblick wieder fort ..."

„Ich will aber gar nicht wieder fort — wenn Ihr's erlaubt; die Sache eilt durchaus nicht so, daß ich mir nicht die Ruhe einer Nacht nach einer so weiten Reise, von Glasgow bis hierher, gönnen sollte; und ich will nicht so rücksichtslos sein, Eurem Hause den Rücken zu wenden, ohne daß ich meine Braut begrüßt hätte."

Fresenborg blickte ihn bei diesen Worten halb zornig und halb wie rathlos an.

„Wenn ich Euch aber sage, daß es besser ist, besser, Vetter, Ihr geht gleich . . . “

„So geh ich doch nicht, bis Ihr mir sagt: aus welchen Gründen es besser ist, daß ich Therese erzürne!“

Der Prinzipal legte die Hände auf den Rücken und blickte auf den Boden; dann sagte er:

„Ist's nicht genug, wenn ich's Euch sage, es ist besser?“

„Nein . . . so leicht schafft Ihr mich nicht fort!“

„Nun, so bleibt ins Teufels Namen die Nacht“, versetzte grollend Fresenborg, und dann murmelte er in den Bart hinein: „So muß ich sehen, daß ich sie fortschaffe!“

Die Magd brachte in diesem Augenblick Wein und Gläser herein und der Prinzipal fuhr jetzt fort:

„Erquickt Euch denn erst hier, Vetter, und nachher kommt herauf, ich will unterdessen zu Theresen hinaufgehen und ihr sagen, daß Ihr da seid. Brook, Ihr könnt unterdeß Hattstein das Nähere über das Geschäft mittheilen und ihm die Quantitäten und Sorten des Holzes angeben, die wir brauchen.“

„Sehr wohl, Herr Prinzipal", versetzte Brook und Fresenborg verließ das Zimmer.

Er schritt draußen durch eine weite hohe Küche, in der von allen Wänden die glänzenden Kupfer- und Zinngeräthe leuchteten und in den Glasschränken Flittergoldkronen unter schönen geschliffenen Pokalen, gläsernen Hirschen und großen chinesischen Schüsseln prangten. Dann wandte er sich einer breiten Holztreppe von etwa zehn Stufen zu, die im Hintergrunde der Küche an eine mit Vorhängen verhängte Glasthür emporführte. Der Raum dahinter war das Staatszimmer des Hauses, ein großes Gemach, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen und dem Blicke darüber hinaus ein schlichtes kleines Landschaftsbild zeigten, eine von Erlengehölzen umsäumte Wiesenfläche. Die Ausstattung des Zimmers bewies, daß man sich in einem Orte befand, welcher seine Beziehungen zur Welt seewärts suchte ... statt des Kronleuchters hing von der Decke ein ausgestopftes kleines Krokodil herab; statt der Blumenampeln zwischen den Fenstervorhängen schön gravirte Straußeneier, welche dieselben Dienste leisteten; auf den Marmorplatten der Spiegeltische vertraten allerlei

zierliche Meerwunder und fremdländische Merkwürdigkeiten neben chinesischem Porzellan die Stelle der Nippsachen. Die Schiffer des Herrn Fresenborg hatten bei ihren Rückfahrten von fremden Küsten so viele ethnographische und naturhistorische Geschenke für ihren Rheder mitgebracht, daß sie ihm sein Staatszimmer damit nach und nach zu einem kleinen Museum umgestaltet und Herr Fresenborg hatte sich in die Freundschaftspflicht ergeben, all das Zeug, das er für sehr werthvoll hielt und um das er sich doch nicht im Mindesten kümmerte, da in allen Ecken und Winkeln umherstehen zu lassen.

Es waren drei Personen in dem Zimmer anwesend, zwei Damen und ein Herr.

Der letztere wandte, bequem auf dem seitwärts stehenden Kanapee ausgestreckt, dem Eintretenden den Rücken und ein Paar mächtig breiter Schultern, über denen sich ein dicker, mit schwarzem krausem Haar bedeckter Kopf erhob, zu; es war Mynheer van der Toll, beschäftigt, die neuesten Weltbegebenheiten aus der emdener Ostfriesischen Zeitung zu studiren und dabei aus einer langen weißen Thonpfeife das Zimmer mit einem Tabacksqualm zu erfüllen, der die beiden Damen nicht im

mindesten zu belästigen schien; denn sie plauderten ungestört zusammen, auf einem Paar leichter Schaukelstühle sich in der Fensterbrüstung gegenübersitzend ... Die eine mit einer kleinen Häkelarbeit in den Händen, die andere ein Medaillon betrachtend, das die Photographie eines jungen Mannes enthielt. Die letztere war eine zierliche kleine Gestalt, ein wenig wohlbeleibt für ein so junges Mädchen, mit runden Pfirsichwangen und hellen klaren Augen vom reinsten Wasserblau — sie war eine auffallend hübsche Erscheinung, die ein gewisses kokettes Relief erhielt durch die auffallende Tracht, die glänzenden Goldplatten an ihren Schläfen, welche halb verborgen waren durch die feinen kostbaren Spitzen eiues zierlichen Häubchens, das den Scheitel bedeckte und durch seinen Spitzenbesatz die breiten Goldblechplatten durchglänzen ließ. Das sich bis zum Hals schließende Kleid von schwarzer Seide, nach modernstem Schnitt, zeigte, daß die kleine Holländerin die Nationaltracht nur so weit beibehalten hatte, als sie kleidsam und hübsch war.

Das ihr gegenübersitzende junge Mädchen war ebenfalls hübsch; es war größer, die Züge ausdrucksvoller, weniger geröthet — sie erinnerten

weniger an das Gesichtchen eines hübschen Puppenkopfs als Fräulein Henrietta van der Toll mit dem Rosenmündchen und den glänzenden „Ohreisen."

Fresenborg legte seine Hand auf die ihm zugewendete Schulter des Holländers und als dieser zu ihm aufblickte, sagte er:

„Nun wie ist es, Mynheer van der Toll — der Abend ist schön und die Comtoir-Arbeit abgethan — wollen wir ein wenig lustwandeln gehen an unserm „Deep" entlang ... ich meine, es wäre so ein kleiner Zeitvertreib, bis ich Euch in unser Casino führen kann ... und die jungen Damen schließen sich uns dabei wohl an?"

„Wie Ihr wollt, Fresenborg, wie Ihr wollt", versetzte van der Toll sich aufrichtend und seine Thonpfeife vor sich auf den Tisch legend ... „und wenn es Eurer Tochter Vergnügen macht, so wird Henrietta auch bereit sein..

Henrietta warf noch einen Blick auf das Bildniß in ihren Händen, dann schloß sie langsam das Medaillon und reichte es noch langsamer, wie widerstrebend, Theresen, auf die sie dabei mit einem eigenthümlichen Ausdruck kalten Forschens ihre Augen heftete.

Dann sagte sie, sich schnell erhebend: „Ja, ich bin's zufrieden ... gehen wir ... Du hast einen abscheulichen Qualm hier gemacht, Papa, ich will meinen Ueberwurf holen, und dann in die frische Luft!“

Sie verließ seiderauschend und mit einer lässig schaukelnden Bewegung, als ob das Gehen ihr etwas wie eine Anstrengung sei, das Zimmer.

Auch van der Toll ging, um sich zum Ausgehen fertig zu machen; Therese wollte ihnen folgen, als Fresenborg sie aufhielt.

„Therese, bleib einen Augenblick ... ich habe Dir etwas zu sagen“, flüsterte er hastig.

„Was ist geschehen, Vater?“ versetzte sie, ein wenig erschrocken über die aufgeregte Weise, womit Fresenborg sprach.

„Hattstein ist zurück.“

„Emil ist da? ...“

„So eben angelangt ...“

„Wo ist er? weshalb kommt er nicht zu mir ... was ist geschehen?“ rief sie aus, leicht die Farbe wechselnd.

„Es ist nichts geschehen ... weder ihm noch uns ... sei ruhig ... aber Kind, es wäre gut,

wenn Du ... so lange nur, wie diese vermaledeiten Holländer da sind", rief Herr Fresenborg aus, und dann, als ob er die Worte nicht finden könne für das, was er sagen wollte, brach er plötzlich mit dem Vorwurf ab: „nun, bist Du denn taub und blind und begreifst gar nichts!"

„Was soll ich begreifen? ich fasse kein Wort von dem, was Du sagen willst ... sag mir doch, was ist mit Emil, weshalb kommt er nicht? .. ich bin auf der Folter deshalb."

Fresenborg wandte sich ab.

„Der Henker sag' es ihr!" murmelte er; und dann sich wieder zu ihr wendend, fuhr er wie zornig fort:

„Der Emil soll nicht zu Dir kommen, so lange der Holländer mit seiner Gans von Tochter da ist, verstehst Du mich — ich will sie jetzt herumführen, so lange ich kann; Du magst zu Hause bleiben, um das Abendessen zu besorgen, kannst Du vorgeben ... während wir dann fort sind, wirst Du den Vetter sprechen; er ist in meiner Schreibstube ... aber dann verschwindet er ... merk Dir das, ich will nicht, daß die Beiden ihn sehen, weder der Alte noch die Tochter — ich will's nicht, hörst Du,

und nun frag' und plag' mich nicht länger, weshalb — ich habe meine Gründe, meine guten Gründe . . . auch reist der Vetter morgen mit dem Frühzuge wieder ab."

Damit eilte Herr Fresenborg, als wenn er weiteren Erklärungen entfliehen wollte, hastig zum Zimmer hinaus und ließ seine Tochter in einer leicht begreiflichen Aufregung zurück.

Weshalb, fragte sich Therese Fresenborg, sollten die Gäste aus Holland ihren Emil, ihren Bräutigam nicht sehen? welche Beziehungen konnte es zwischen ihnen geben? Weshalb sollte sie dieser Henrietta nicht stolz den Mann zeigen, der ihr anverlobt war . . . Dieser neugewonnenen theueren Freundin Henrietta, welche ihr, nebenbei gesagt, recht gründlich unausstehlich mit all ihren Prätentionen und Prinzessinnen-Manieren vorkam, die über Alles die Nase rümpfte . . . über diesen Bräutigam aber sicherlich nicht die Nase rümpfen würde; ja, der sie recht großartig damit zu imponiren ein wahres Vergnügen empfunden hätte . . . weshalb nicht, da doch Henrietta das größte Verlangen ihn zu sehen, an den Tag gelegt hatte, da sie sich nicht genug hatte von ihm erzählen lassen können, und sein

Bild im Medaillon anstarrte, als ob sie nie einen hübschen jungen Mann gesehen!

Es war zu räthselhaft und wunderlich — dem Räthsel lange nachzusinnen ließ aber Therese sich nicht die Zeit, sie eilte in die Küche, sie sandte Christine in Henrietta's Zimmer mit dem Auftrag, ihr zu sagen, Fräulein Therese bedauere, nicht an dem Spaziergang Theil nehmen zu können, weil ihre häuslichen Geschäfte sie zurückhielten, und dann eilte sie in das Arbeitszimmer Fresenborg's, um ihren Bräutigam zu begrüßen und ihn aus dem unfreundlichen, staubigen Raume in ihr eigenes Wohnzimmer, ein freundliches Gemach mit zwei auf den Canal hinausgehenden Fenstern, in welche eben die letzten Strahlen der Abendsonne leuchteten, zu führen. Dies Zimmer lag oben im ersten Stock des Hauses, neben den Fremdenzimmern, und weil die Gäste, die nebenan einquartiert waren, sich eben entfernt hatten, um mit Herrn Fresenborg ihren Spaziergang anzutreten, waren Emil und Therese jetzt ganz ungestört hier; sie konnten sich ausplaudern, sich alle die kleinen und großen Erlebnisse erzählen, welche ihre Zeit ausgefüllt hatten, seitdem sie sich nicht

gesehen, sie konnten Zukunftspläne machen und nebenbei sich ihre Beobachtungen und Vermuthungen aussprechen über Papa Fresenborg's seltsames Benehmen und seinen räthselhaften Eifer, den Vetter Hattstein aus dem Gesichtskreise der holländischen Gäste fern zu halten.

„Vielleicht", sagte Emil, „schämt er sich, einem Kaufmann wie van der Toll einen Schwiegersohn und Geschäftscompagnon wie mich vorzustellen — einen heruntergekommenen Adligen und verdorbenen Juristen!"

„Wie Du reden kannst!" fiel Therese ein, „habe ich nicht selbst gehört, wie sehr er Dich als Geschäftsmann gelobt und es gerühmt hat, wie ernst und männlich Du Dich in so ganz veränderte Verhältnisse geschickt habest . . ."

„Nun, das Verdienst war nicht so gewaltig groß!" versetzte Emil. „Ich mußte einsehen, daß ich bei meiner völligen Vermögenslosigkeit mit meiner Bücherweisheit nicht weiter kommen konnte; der Vetter Fresenborg reichte mir die Hand zu einer andern Laufbahn, und wenn ich sie annahm, mußte ich sie als ehrlicher Mann auch mit dem Entschlusse annehmen, der Erwartung zu entsprechen,

die er auf mich setzte! Es wäre sehr klein und erbärmlich gewesen, wenn ich mit junkerlichem Hochmuth die redliche Bereitwilligkeit, mir zu helfen, bezahlt, und mich für meinen neuen Beruf zu gut gehalten hätte und stets geflissen geblieben wäre, mich als ein privilegirtes Wesen darzustellen, das mit dem Vorrecht geboren, die Arbeit nur am Zipfel mit Glacée-Handschuhen statt mit voller Faust anzugreifen!"

„Aber das eben lobte der Papa, als er Dich unsern Gästen rühmte, und herausstrich, welch ein zuverlässiger, gewissenhafter und vorsichtiger Geschäftsmann Du seiest. Es hat mich dabei ergötzt, wie aufmerksam sie ihm zuhörten, besonders Myjoufrouw Henrietta," setzte Therese spöttisch lächelnd hinzu. „Es schien, sie konnte es nicht satt bekommen, von Dir zu hören; sie nahm mich ordentlich in ein Verhör; sie wollte besonders genau von Deiner Herkunft wissen, und ob Du ein wirklicher Baron seist; ich sagte ihr, gewiß ist Emil das und . . ."

„Kinder, die Ihr seid," fiel Emil ein.

„O weshalb? Um Dir die Wahrheit zu sagen, Emil, ich sehe es Henrietta an, sie beneidet mich,

und daß Du ein Baron bist, spielt dabei sicherlich eine kleine Rolle!“

„Wie kindisch!“ sagte Emil mißvergnügt und im mindesten nicht geschmeichelt durch die Eroberung Henrietta's.

„Es ist doch hübsch von Dir!“ versetzte Therese zutraulich, ihren Kopf an die Schulter ihres Bräutigams legend.

„Und das spielt auch bei Deiner Neigung wohl eine kleine Rolle?“ sagte Emil im selben Tone.

Therese merkte nicht, was aus diesem Tone klang; sie antwortete lächelnd:

„Wenn man jemand lieb hat, so liebt man ihn um aller seiner Eigenschaften willen.

„Sehr richtig bemerkt!“ sagte Emil kühl.

„Aber nun sag' mir,“ fuhr Therese fort, „was Dich so rasch wieder von hier treibt? Du warest so lange in England! Und nun schon wieder fort! Und draußen, in andern Ländern und Gegenden, ist es so viel schöner, besser als hier. Du wirst ja ganz verlernen, Dich in uns, in diese Gegend, in diesen Ort zu schicken — ach, ich möchte Dir eine Binde um die Augen legen, wenn Du gehst,

damit Du draußen nicht um Dich schauest und sagst: Wie ist es hier so viel schöner als in dem Moor- und Haideland Theresens!"

„Die Gefahr ist allerdings da", sagte Emil auflachend, aber eine Binde würdest Du mir doch nicht um die Augen legen mögen. Möchtest Du mich in der That wie eine gefangene geblendete Nachtigall im Käfig halten, damit ich nichts weiter sähe und hörte ..."

„Damit Du nichts hörtest als meine Stimme und mir von Deiner Liebe vorsängest, gewiß!" fiel Therese lächelnd ein. „Das wäre am schönsten!"

„Für Dich, mein Kind!" erwiederte Emil, indem er sie lange sinnend ansah.

„Wäre es nicht ein besserer Wunsch, Therese", sagte er dann, „wenn Du das Verlangen fühltest, mich begleiten und die bunten Bilder eines ganz anders gearteten Lebens, die ich in mich aufnehme, ebenfalls in Dich aufnehmen zu können, damit wir Beide zusammen desto mehr gemeinsam haben?"

Therese schüttelte den Kopf.

„Ach nein", sagte sie, „ich sehne mich nicht hinaus. Ich wünsche nur Dich hier zu haben.

Man versteht die Sprache der Menschen draußen nicht, es ist Alles anders und das Reisen ist so lästig und ermüdend ...“

Emil seufzte tief auf bei diesem Bekenntniß seiner Braut, das ihm seine Hoffnungen für das Zusammenleben in der Zukunft und eine gleichgestimmte Harmonie ihres Gedankenlebens nicht erhöhen konnte. Therese aber fuhr in neidenswerther Unbefangenheit fort, zu reden, von den holländischen Gästen zu erzählen und sich ein klein wenig über Henrietta zu moquiren, deren Verwöhntsein nach ihrer Behauptung über alles Glaubliche hinausging. Sie verlor sich dabei in Mittheilungen und Plaudereien, denen sich Emil's Aufmerksamkeit, ohne daß er es selber bemerkte und wußte, nach und nach entzog; er warf nur noch zuweilen ein Wort dazwischen und so stockte endlich das Gespräch, während Emil in den letzten verglühenden Schein, der die Wolken des fernen Abendhimmels säumte, blickte, und Therese still die Finger seiner rechten Hand gefaßt hielt, welche in ihrem Schooße lag.

„Woran denkst Du, Emil?“ fragte sie endlich.

„Woran ich denke?“ versetzte er wie aus einem

Traume auffahrend . . . „ich weiß es nicht . . . denkt man denn immer, wenn man in die Weite hinausblickt? Vielleicht, daß der Himmel sehr weit ist!“

„Der Himmel“, versetzte sie lächelnd . . . „man muß ihn nicht hier auf Erden verlangen, dann denkt man nicht daran, ob der Weg zu ihm weit oder kurz ist.“

„Ihn nicht verlangen . . . wohl dem, der das kann! Aber es giebt Menschen, mein Herz, die mit dem Verlangen nach dem Glück geboren sind, die es ewig suchen müssen, und die ihr langes Leben hindurch etwas von der Unruhe eines verirrten Pilgers in sich fühlen, der jeden Stern nach seinem Wege fragt, und von keinem eine Antwort erlangt!“

„Es war thöricht von dem Pilger, daß er nicht zu Hause blieb“, antwortete Therese, ihren Kopf wieder an seine Schulter lehnend.

„Meinst Du? Nun, Du magst Recht haben; er hätte zu Hause bleiben sollen, wenn er ein gutes, bequem eingerichtetes Haus, etwa noch dazu mit einem hübschen, einträglichen Geschäft darin, sein eigen nannte . . .“

Therese verstand die Ironie dieser Worte nicht ganz. Sie sagte nur:

„Eine meiner Pensionsfreundinnen hat mir in mein Album geschrieben: „Man kann nur glücklich sein, nicht werden“ — ist das nicht hübsch und wahr?“

„Darin liegt für eine Pensionsfreundin ein anerkennenswerther Grad von philosophischer Bildung, mein Kind, aber für die, welche nicht glücklich sind, viel Grausamkeit. Es ist auch nicht wahr, glücklicher Weise. Jeder Mensch hat seine Natur und jede Seele ihre Bedürfnisse, und wenn diese Natur in Verhältnisse gebannt ist, welche ihr widerstreiten, so kann sie diese Verhältnisse zu ändern suchen, bis sie in eine Lage kommt, worin die Seele ihre Bedürfnisse zu stillen vermag . . . gelingt ihr das nun, so ist sie glücklich geworden — scheint Dir das nicht?“

„O wie Recht haben Sie da!“ sagte hier plötzlich leise eine feine silberhelle Stimme, fast die Stimme eines Kindes.

Therese wie Emil fuhren überrascht auf und wandten sich . . . sie sahen im Hintergrund des Zimmers auf einem Eckdivan eine weibliche

Gestalt sitzen, die Emil trotz der starken Dämmerung an den herüberschimmernden Goldplatten als die junge Holländerin erkennen mußte, von der er gehört hatte.

„Henrietta!" rief Therese aus . . . „Du hier? Ich habe Dich gar nicht herein kommen hören!"

Theresens Ton drückte offenbar einen großen Verdruß, so belauscht worden zu sein, aus.

„Ich bin schon vor einer viertel Stunde vom Spaziergang zurückgekehrt", antwortete Henrietta, „und als ich aus meinem Zimmer nebenan hier in Deines trat, wart Ihr so vertieft, daß ich mich still hinsetzte, um Euch nicht zu stören!"

Therese fand dies Benehmen so unartig, daß sie grollend schwieg, ohne Hattstein ihrer Freundin vorzustellen. Die kleine Holländerin schien dies auch gar nicht zu verlangen; sie setzte das Gespräch zu Emil gewendet ohne Unterbrechung fort.

„Sie haben ganz Recht", sagte sie etwas schwer und langsam, aber ganz correct und sehr zierlich deutsch sprechend — „der Mensch muß nach seinem Glücke streben . . . man kann es anders nicht erlangen, als indem man es sucht, wenn der Weg

auch ein wenig weit ist. Von selbst kommt es nicht, man muß etwas dazu thun ..."

„Es giebt doch auch Leute", bemerkte Therese hier ein wenig spitz, „die zu glauben scheinen, zu ihnen müsse es von selbst kommen, es sei seine Schuldigkeit, ihnen jeden Morgen seine Gaben auf dem Teller zu präsentiren ..."

„Die sind sehr thöricht", sagte die Holländerin mit großer Ruhe ... „ich habe mich immer auf einen Kampf um das Glück gefaßt gehalten."

„Und das ist gewiß sehr vernünftig", versetzte Emil, „wer nicht darum zu kämpfen weiß, der ist desselben gar nicht würdig!"

„O gewiß nicht!" fiel Henrietta mit ihrer feinen Stimme ein.

„Und vielleicht", fuhr der junge Mann fort, „ist ein Glück, das wir uns nicht durch ehrlichen Kampf erworben haben, gar kein Glück!"

„O gewiß nicht", bekräftigte Henrietta abermals.

„Aber darin", sagte Emil, „hat Therese sicherlich Recht — mit der Fähigkeit, glücklich zu sein, muß man geboren werden, sonst hilft alles Suchen nichts. Jene Fähigkeit aber haben bei Weitem

nicht alle Menschen, und die Naturen, welche am heftigsten und am sehnsüchtigsten nach dem Glücke ringen, oft gerade am wenigsten!"

Henrietta sammelte offenbar ihre Gedanken, um auf diese Bemerkung etwas Passendes und Gefälliges zu erwiedern. Aber sie fand nichts und so begnügte sie sich mit der Antwort:

„Nun, dann ist es doch nicht ihre Schuld!"

„Doch, doch, denn ich glaube man darf behaupten, gute Charaktere haben immer die Fähigkeit glücklich zu werden", versetzte Emil ... „wer weiß, ob die, welche sehnsüchtig nach dem Glück ringen und es doch nicht finden, es nicht darin verfehlt haben, daß sie sich nie fragten: was hast Du gethan, um Glück zu verdienen; wem auf Erden hast Du Glück gegeben, um verlangen zu können, daß das Schicksal es Dir wieder gebe? Was meinst Du, Therese, sollte das nicht auch ein guter Albumspruch sein: „Mache glücklich, um glücklich zu werden!"

„O, das ist gewiß ein guter Spruch", sagte Therese, die bis jetzt verstimmt geschwiegen hatte, sehr lebhaft, indem sie warm Emils Hand drückte.

Es war etwas in Emil, das ihn verhinderte,

diesen warmen Händedruck ebenso lebhaft zu erwidern. Es war etwas in ihm, was ihn die Fortsetzung dieser auf der Höhe der Album-Philosophie schwebenden Unterhaltung nicht anziehend erscheinen ließ. Er sprang auf, um die weitere Ausspinnung den beiden jungen Damen zu überlassen.

„Ich muß gehn, um ein paar Bekannte aufzusuchen", sagte er; „auf Wiedersehen am Abend, Therese!"

Er machte, an der Holländerin vorübergehend, ihr eine Verbeugung und sah, daß sie einen großen Strauß von Feldblumen in der Hand hielt, den er wegen der Dämmerung nicht wahrgenommen hatte; sie führte ihn eben an ihre Lippen, während sie darüber hin Emil mit einem Blicke ansah, dessen ganze Bedeutsamkeit dem jungen Mann wegen des Dunkels vielleicht nicht mehr bemerkbar wurde.

Als er unten durch den Flur schritt, öffnete sich die Thür des Geschäftszimmers und Brook trat daraus hervor.

„Herr Fresenborg hat mir aufgetragen", sagte er, „Ihnen mitzutheilen, Sie möchten den Abend in der Ressource speisen, Herr von Hattstein . . .

er werde Sie schon bei Fräulein Therese entschuldigen."

„In der Ressource speisen?" fragte Emil kopfschüttelnd . . . „das wird immer seltsamer; er wirft mich noch förmlich zur Thür hinaus."

Brook zuckte die Achseln.

„Wenn Sie heimkommen, werden Sie die Papiere, die Sie zu Ihrer morgigen Reise bedürfen, auf Ihrem Zimmer finden", fuhr der Buchhalter fort. „Es ist beinahe Alles fertig!"

„Nun gut, ich werde in der Ressource speisen . . . und morgen mit dem ersten Zuge davon dampfen; sagen Sie Therese, daß es Herr Fresenborg ist, der mich so beseitigt!"

Damit schritt er weiter. und ging nach wenig Augenblicken gedankenvoll an der Canalfluth entlang, dem untern Ende des Ortes zu.

Es ist immer ein eigenthümliches Gefühl von Mißbehagen und Niedergedrücktheit, das uns beherrscht, wenn wir aus einer größeren, mächtiger bewegten Welt in eine beschränkte, aus untergeordneten Elementen gebildete Heimath zurückkehren, aus Lärm und Glanz in Stille und Alltäglichkeit. Wir sehen uns plötzlich zu Kritikern

geworden für diese heimathlichen Zustände, die uns einst genügten; sie fordern unsern Spott heraus, die Selbstzufriedenheit und das Selbstbewußtsein der Heimathbewohner kommt uns in seiner Unkenntniß edlerer und höherer Lebensformen lächerlich vor — das Schicksal, unter ihnen ausharren zu müssen, bedenklich und vielleicht auf die Dauer unerträglich. Emil Hattstein fühlte dies Alles in diesem Augenblick doppelt; denn dieser merkwürdige Ort, halb Stadt, halb Schifferdorf, halb Hafen, war ja nicht einmal seine Heimath, er sollte es nur von nun an für immer werden — Emil sollte hier heirathen, seinen Stamm fortpflanzen, ein großes Holzgeschäft führen und ausdehnen; das Resultat seines Lebens, das so sacht und unbewegt verfließen sollte, wie der dunkle Canal leise, unmerklich sein schwarzes Gewässer dem Flusse zuschob, es sollte weiter nichts sein als eine fernere Tonne Goldes, 100,000 Gulden holländisch mehr für das Fresenborg'sche Vermögen, das jetzt schon gerade auf eine Tonne geschätzt wurde. Eine Tonne mehr! Darum sollte sich sein Leben drehen, das sollte der geistige Inhalt, die Signatur desselben sein — wenn sie errungen

war, sollte er sprechen: Herr, nun läßt Du Deinen Diener in Frieden fahren!

Emil Hattstein wäre sehr, sehr niedergedrückt gewesen, indem er diesen Gedanken nachhing, wenn ihm nicht der frische Jugendmuth seiner fünfundzwanzig Jahre das innere Bewußtsein gegeben hätte, daß es nicht so sein werde, sondern ganz anders. Die Jugend, die den Muth und die Kraft, mit großen Geschicken zu ringen, in sich fühlt, sieht in diesem Muth und in dieser Kraft die Verheißung und die Bürgschaft, daß solche Geschicke auch in der That kommen werden; darum blickt sie so freudig in's Leben. Sie ist wie ein Soldat, der in seinen Waffen die Bürgschaft sieht, daß er sie auch brauchen werde in einem schönen siegreichen Kampfe. Aber ach, wie viele „Friedenssoldaten giebts!"

Als Emil Hattstein spät am Abend aus der Ressource heimkam, fand er in seinem Zimmer die Papiere, welche er für seine Reise bedurfte, von Herrn Brook auf den Nachttisch gelegt; und daneben lag ein schöner mit einem rasaseidenen Bande umwundener Strauß von Feldblumen.

Er hob ihn auf, betrachtete ihn sinnend und sagte dann;

„Seltsam! er sieht ungefähr so aus, wie der, in den Myjoufrouw Henrietta heut Abend ihr Gesicht barg ... sollte das eine Artigkeit der kleinen Holländerin sein? Oder hat sie ihn Theresen abgelassen und diese ihn hingelegt?"

Sicher war, daß Emil keinesfalls eine große Rührung über den Strauß an den Tag legte, er warf ihn zur Seite auf den Waschtisch, und dort fand ihn am Morgen Christine, als der junge Mann schon meilenweit war.

Zweites Kapitel.

Clemenswerth.

Es war ein wundervoller Sommertag, der folgende, Herr Fresenborg hatte seine Aufgabe, seinen Gästen die Zeit zu kürzen, nicht besser zu lösen gewußt, als indem er ihnen vorgeschlagen, eine Partie über Land mit ihm zu machen. Man benutzte eine Strecke weit in südlicher Richtung die Eisenbahn, und auf der zweiten Station bestieg man den bereitstehenden Omnibus, um auf einer schmalen Chaussee anderthalb Meilen weit durch eine seltsame öde Heidewelt zu fahren, auf der die Erica blühte, die Biene summte und langsam schlendernde Schäfer ihre Heerde kleiner Heidschnucken trieben. Weit aus einander lagen die Dörfer mit ihrer Ackerflur, wie Oasen in der Wüste, wie grüne Flecke auf ein ungeheures braunes Gewand gestickt. Sandige Wälle mit

weißstämmigen Birken oder jungen Kiefern darauf umgaben diese Ackerfluren, in deren Mitte die Dörfer lagen, die Stroh- und Ziegeldächer verhüllt vom Kranz der Eichen und Buchen, neben jedem als Wahrzeichen eine holländische Windmühle. Sie lagen so weit auseinander, daß unermeßliche Flächen von Mooren und sandigem gewelltem Land dazwischen wie gränzenlos sich ausdehnen konnten. An einem „Hünenstein“ kam man vorüber, großen, übereinander geschichteten Granitblöcken, Erinnerungen aus dem Heidenthum, das hier seine Rosse oder vielleicht auch seine Gefangenen jenem Wodan geschlachtet hat, nach dem der Schäfer, der im Schatten des Steines saß und seine Socken strickte, noch heute einen Tag der Woche nennt. Die langsamen Menschen in Holzschuhen und groben Wollstoffen, die dem Reisenden begegnen, mögen heute noch so aussehen, denken und fühlen, wie ihre Väter, die einst Roßopfer an diesen Steinen gebracht.

Endlich erreichte man ... Henrietta hatte sich längst hundertmal seufzend darnach erkundigt, ob man noch nicht am Ziele sei — sie fand die Sonnenhitze, den Staub, die langweiligen Haiden

unausstehlich — endlich erreichte man ein großes freundliches Kirchdorf, auf dessen „Brink“ oder Hauptplatz sich ein stattlicher Ziehbrunnen, von dorischen cannelirten Säulen überragt, erhob.

„Wie kommt der Brunnen in diese Gegend?“ fragte Mynheer van der Toll mit einem verwunderten Blick darauf.

„Ich glaube“, versetzte Fresenborg, „sie haben einmal hier einen Beamten gehabt, das war ein schönheitsdurstiger Idealist und der hat ihn den Dörflern zur Belebung ihres Schönheitssinnes gestiftet!“

„Der arme Mann!“ antwortete van der Toll gähnend.

Und dann hielt der Wagen an dem Dorfwirthshaus und unsere Wegfahrer stiegen aus, und nach einer kurzen Erfrischung schritten sie einer mächtigen breiten Doppelallee von hohen Linden und stolz gestreckten Edeltannen zu, die am Ausgang des Dorfes begann und hinaufführte zu einem seltsamen System von Roccoco-Bauten, zu einer in Stein ausgeführten Fürstenlaune, zu einer charakteristischen Anekdote des achtzehnten Jahrhunderts in Ziegeln und Quadern, zu einem Jagd-

und Lustschloß, welches Mynheer van der Toll allerdings ganz so merkwürdig fand, wie Herr Fresenborg es ihm vorher gesagt und beschrieben.

Zuerst zeigte sich zur Linken ein halbkreisförmiges Gebäude, für den Marstall bestimmt, und dann am Ende der Allee, inmitten des Kranzes von prächtigem Baumwuchs, ein runder Platz, dessen Mittelpunkt ein kleines kreuzförmiges, vier kurze Flügel nach allen vier Weltgegenden ausstreckendes Schloß bildete; im Kreis um dies Schloß aber standen acht ansehnliche Pavillons . . wie acht Kegel um den König in der Mitte gestellt, ein Kegelspiel für Riesen, die eine Kugel, groß wie Nadar's Luftballon, hätten die lange Allee heraufschleudern können! Still und einsam genug war es freilich in der Weltabgeschiedenheit des dunklen Parkes, um sich dahinein solch eine gespenstige Keglergesellschaft, wie einst Rip van Winckle in der Felsenöde sie antraf, träumen zu können: oder um im Geiste jede andere Gesellschaft des todten Jahunderts, das seinen Geschmack und seine heitere Lebensanschauung in dieser Schöpfung ausgeprägt hatte, sich hierhin phantasiren zu können — auf und abwandelnd unter den Wipfeln der

blühenden Linden und der Edeltannen, eine Gesellschaft in aufgenommenen seidenen Roben oder langen rauschenden Schlendern, in gestickten Sammtröcken und gallonirten Hüten, coquettirend, mit den Blicken hinter zierlich bemalten Fächern Verstecken spielend, schäkernd oder in sinnenden Gedanken die Schachzüge kleiner boshafter Intriguen vorbereitend. — —

Ein Castellan kam, um den Fremden das Schloß zu zeigen. Das Innere glänzte ihnen entgegen mit Vergoldungen, Marmor, Plafond- und Supportengemälden. Große Jagdscenen waren an den Wänden abgebildet, wo viele Herren in rothen Jagduniformen inmitten ihrer Bundesgenossen, der Schweiß- und Parforce-Hunde, einen armen verendenden Edelhirsch umdrängten und der vornehmste, ein schöner blauäugiger Prinz, der nebenbei ein Erzbischof war, ihm fröhlich den Genickfang gab; andere, wo derselbe schlankgewachsene und blauäugige Erzbischof wie der wilde Jäger im tollsten Rennen hinter dem gehetzten Wilde über die Haide dahin galoppirt, immer umheult, umschnoben und umdrängt von seinen treuen Alliirten in diesem „Abbild des

Krieges", den wilden Bluthunden. Und dann waren sehr schöne gewirkte Seidentapeten da in Stuckverzierten Umrahmungen und reiche Krystall-lüstres und die zierlichsten kunstreichen Stuccatur-arbeiten, die man sehen konnte.

Mynheer van der Toll fand das alles sehr beachtenswerth und merkwürdig und schlug mit der flachen Hand auf jedes der Kamingesimse aus irgend einer kostbaren Marmorart, wie um sich von seiner glatten Politur zu überzeugen, und prüfte mit eigenen Gliedern die Weiche der Polster und Divans ... Henrietta aber warf nur sehr kalte zerstreute Blicke auf die ganze Herrlichkeit; sie zog ihren Ueberwurf von schwarzer Seide dichter um sich und fand es unausstehlich kühl in den marmorparkettirten Zimmern und Sälen; sie ließ die übrige Gesellschaft die Treppe zum zweiten Stock hinaufsteigen und wandte sich dem Ausgang ins Freie wieder zu.

Therese, welche das Schloß kannte, kam zurück, um ihr zu folgen und Gesellschaft zu leisten — die beiden jungen Mädchen gingen die Schloßtreppe hinab und setzten sich auf eine Gartenbank neben dem Portal.

„Interessirt Dich das Schloß nicht?“ fragte Therese.

„Ich habe viel größere und schönere gesehen“, antwortete Henrietta einsylbig.

„Ich glaube es, es mag in Holland größere und prächtigere geben.“

„O nicht in Holland“, versetzte Henrietta . . . „meinst Du, ich wäre nie aus Holland herausgekommen?“

„Ach ja, Du hast mit Deinem Vater Reisen gemacht in deutsche Länder, in die Schweiz . . . findest Du es angenehm?“

Henrietta antwortete nicht, sie verzog ein wenig verächtlich den Mund und zeigte eine eigenthümliche, für Therese sehr unverbindliche Art von Hartnäckigkeit darin, wie sie die lange Allee hinunter den am Ende derselben sich erhebenden Thurm der Dorfkirche anstarrte.

„Sie ist heute sehr ungnädig gestimmt, meine holländische Freundin“, dachte Therese . . . „nun, mag sie, ich fühle keinen Beruf, mich anzustrengen, um sie in bessere Laune zu versetzen.“

„Reist Ihr denn nie?“ fragte Henrietta endlich nach einer langen Pause.

„O, dazu hat der Vater keine Zeit — er hat so viele Geschäfte“ ...

„Geschäfte!“ fiel Henrietta mit spöttischem Tone ein — „mein Papa hat keine Geschäfte, wenn ich ihm sage, daß ich mich in Swammerdam langweile und das Bedürfniß fühle, in die Welt hinauszukommen.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Deinem Papa ... der meine würde mich mit meinen Reisebedürfnissen auslachen, wenn ich ihm damit käme.“

Henrietta zuckte die Achseln; ihr ganzes Benehmen war wie das einer mißvergnügten Prinzessin, die eine kleine Gemüthserleichterung darin sucht, von Zeit zu Zeit ihrer Hofdame eine unangenehme Bemerkung zu machen.

Wieder eine Pause, während welcher die beiden jungen Mädchen dem Zirpen der Heuschrecken im hohen Grase des Schloßhofes, das dem ersten Schnitt entgegenreifte, zu lauschen schienen ... dann sagte Henrietta plötzlich, indem sie ihr Gesicht von Therese abwandte:

„Warum ist Herr Hattstein heute morgen gleich wieder abgereist, nachdem er eben von England heimgekommen?“

„Er hat dringende Geschäfte für den Papa im Oberlande zu besorgen.“

„Dringende Geschäfte! Und das nimmst Du ihm gar nicht übel, Therese?“

„Wenn er mir sagt, daß es sein muß?“

„Ich würde es ihm nie verzeihen!“

„Ich glaube ihm, daß es nothwendig ist!“

Henrietta zog abermals die Achseln.

„Und ich“, sagte sie, „würde daraus schließen, daß er sich nichts aus mir machte... er ist jahrelang fern gewesen... ist er nicht?“

„Zwei Jahre lang... doch war er einmal dazwischen drei Wochen lang hier!“

„Und nun er zurückgekehrt, geht er nach wenig Stunden wieder — ist das nicht ein abscheulicher Beweis seiner Gleichgültigkeit gegen Dich?“

„Wenn es aber nothwendig ist!“

„Nothwendig... es ist nichts nothwendig, wenn man nicht will. Ich würde schon wissen, wie ich es zu deuten hätte!“

„Willst Du mich gegen ihn aufbringen?“ sagte Therese ruhig lächelnd.

„Ich sage Dir nur, was ich darüber denke; ich würde es einem Bräutigam nie verzeihen,

wenn er von Geschäften und Nothwendigkeiten redete, um nach einer Stunde wieder davonzulaufen... ich würde nicht so gutmüthig und nicht so einfältig sein, um nicht zu wissen, was ich davon zu halten hätte, und ich würde ein so unverantwortliches Betragen schon zu strafen wissen..."

„Du bist sehr wunderlich, Henrietta", sagte Therese, nun ebenfalls ein wenig gereizt — „ich glaube fast, Du läßt den Verdruß, den es Dir macht, daß Emil gegangen ist, in eine Strafrede gegen mich aus — denn Du redest ja gerade so heftig, als wenn ich eine Schuld dabei hätte!"

„Den Verdruß, den es mir macht?"

Henrietta lachte höchst gezwungen laut auf.

„So sieht es fast aus!"

„Meinetwegen kann Herr Hattstein Geschäfte machen, wo er will...", sagte Henrietta mit einem Tone deutlicher Verachtung.

Das Gespräch stockte eine Weile... es trat ein Waffenstillstand zwischen den jungen Damen ein... bis die beiden Herren aus dem Schlosse herankamen, dessen Herrlichkeiten sie nun alle gesehen hatten.

„Es ist Schade, daß Du nicht bei uns bliebst,

Henrietta", sagte Mynheer van der Toll, „es ist sehr hübsch oben, obwohl, was die Marmorarten angeht, wir in Amsterdam ganz andere Dinge haben und die Möbeln verzweifelt altfränkisch sind. Nun komm', wir werden jetzt den Pavillon sehen, worin die Schloßkapelle ist ... und das Kloster dahinter ..."

„Geht nur es sehen, Papa", sagte Henrietta, sich lässig in ihre Bank zurücklegend, „ich fühle mich zu ermüdet dazu."

„Und die Küchen dort in jenem andern Pavillon ... die ungeheuren Küchen, groß wie eine Kirche", fiel Fresenborg ein, „Sie müssen das sehen, Fräulein Henrietta ... ein unterirdischer Gang führt aus den Küchen in ..."

„Ach, ich bin zu angegriffen von unserer Fahrt", versetzte die junge Dame mißvergnügt, ohne Herrn Fresenborg dabei die Gnade ihres Blickes zu gewähren, „Sie können das ja Alles sehen ohne mich ... geh' Papa, Du stehst mir in der Sonne ..."

„Nun, ich meine", sagte van der Toll lachend, „sie scheint heiß genug, daß ich nicht verwundert wäre, wenn Du sagtest: „Bleib da stehen, Papa und diene mir ein Stündchen lang zum Schirm" ...

kommt, Fresenborg, wir wollen gehen, ehe mein liebes Töchterchen diesen Einfall bekommt ... den Willen müßte ich ihr schon thun, und das wäre doch ein wenig langweilig!"

Die Männer gingen lachend weiter, um dem Castellan zu folgen.

„Du hast Deinen Papa gut gezogen", sagte Therese, ihnen nachschauend.

„Gezogen habe ich ihn nicht", versetzte Henriettta, „er ist gut gegen mich, ich bin sein einziges Kind, und er hat sonst Niemand auf der Welt."

„Mein Vater hat auch Niemand als mich auf der Welt", entgegnete Therese, „aber der hat mich nie verwöhnt ..."

„Ihr habt aber doch noch viele Verwandte", fiel Henrietta ein.

„Nicht viele, von denen ich weiß ..."

„Hattstein ist Euch ja nahe verwandt?" bemerkte Henrietta mit halb fragendem Tone.

„Immer Hattstein!" dachte Therese mit einem forschenden Seitenblick in Henrietta's Züge ... und dann sagte sie:

„Emil Hattstein ist unser Vetter. Meine

Mutter war ein Fräulein von Hattstein, ein armes vermögensloses Fräulein, das Gesellschafterin einer Baronin auf einem Gute im Oberlande war, wo mein Vater zuweilen einsprach, denn er kaufte von dem Baron dessen Holzbestände an und war auf diese Art mit ihm bekannt und dann auch befreundet geworden. Dort lernte mein Vater die Mutter kennen und führte sie heim. Die hatte einen Bruder, dieser Bruder meiner Mutter hat gedient und ist als Hauptmann gestorben . . . er hat einen Sohn hinterlassen, Emil, für den anfangs die Verwandten seiner Mutter gesorgt haben, ein Bruder, der Oberförster und ein anderer, der Regierungsrath ist. Sie haben es Emil möglich gemacht zu studiren. Als er aber im Begriffe war, sein erstes Examen zu machen, starb mein Bruder Franz und da entschloß sich mein Vater, den Neffen seiner verstorbenen Frau als seinen Sohn zu betrachten. Er bat ihn herüber zu kommen und sagte ihm: Du willst Dein Examen machen, Vetter Emil, das heißt, Du willst so viel gelehrten Kram, daß man darüber verrückt werden könnte, in Dich herein studiren, damit Du endlich die Erlaubniß erhältst,

die große Zahl von Sr. Majestät privilegirter Hungerleider zu vermehren. Das magst Du als eine sehr zweckmäßige und ehrenvolle Art, Deine Kräfte zu verwerthen, betrachten, so lange Du keine bessere weißt; aber glücklicher Weise weiß ich eine bessere: nimm meine Tochter zur Frau, werde mein Sohn und führe mein Holzgeschäft weiter, es wirft jährlich seine 10,000 Gulden ab."

„Und Emil?" fragte Henrietta.

„Emil kam zu mir und sprach mit mir und fragte mich endlich, ob ich mit den Absichten des Vaters einverstanden sei... er verlangte volle Offenheit darüber von mir... und daß er so redlich sprach, und Alles in meine Hände legte..."

„War wenigstens sehr edel und aufrichtig!" sagte Henrietta.

„Das war es!"

„Und was sagtest Du?"

„Brauch ich Dir das zu erzählen? Emil ist mein Bräutigam!"

Henrietta schwieg; sie betrachtete nachdenklich die Spitzen ihrer Stiefelchen.

„Und er ist ein so guter Kaufmann gewor-

den", bemerkte sie dann . . . „mein Vater sagt sonst immer, wer einmal die Nase in die lateinischen Bücher gesteckt, sei zum Kaufmann verdorben."

„Und mein Vater sagt, Emil sei ein Muster von Solidität, Zuverlässigkeit und Umsicht in kaufmännischen Angelegenheiten ... das Glasgower Handelshaus, in welchem er als Volontair gearbeitet, um größeren Geschäftsverkehr kennen zu lernen, sei voll Lobes für ihn . . .

„Und Du hast ihn wohl sehr, sehr lieb, Therese?" fragte Henrietta mit kühler Ruhe, durch die doch etwas wie eine innere Bewegung klang.

„Ich bin so glücklich", antwortete Therese nach einer kurzen Pause mit einem anzüglichen Tone, „daß ich andere junge Mädchen nicht begreife, die nur immer Körbe austheilen!"

Henrietta wandte sich ab, indem sie ihr Kinn auf den Arm stützte, der auf der Seitenlehne der Gartenbank ruhte.

Die beiden alten Herren hatten unterdeß alle noch übrigen Merkwürdigkeiten des Schlosses in Augenschein genommen und dann den Castellan mit einem Trinkgelde verabschiedet. Sie standen jetzt und bewunderten die schlanken Edeltannen der

Alleen, die je zwischen zwei Pavillons in den Park führten und berechneten mit ihrer Holzhändler-Erfahrung den Cubikinhalt und Werth der größten dieser Stämme.

Mynheer van der Toll zog dann sein Cigarren-Etui hervor, und indem er es Fresenborg hinhielt, sagte er:

„Nehmt eine davon, Fresenborg, und dann setzen wir uns ein wenig; ich bin müde geworden von dem Umherlaufen, Trepp auf, Trepp ab, und da wir hier einen guten Steinsitz haben, so denk' ich, wir rasten einen Augenblick, ehe wir den Heimweg zum Dorfe antreten."

Damit setzte er sich auf eine der Stufen der Steintreppe, die in den Pavillon, neben welchem sie sich befanden, führte, und zog sein Feuerzeug hervor.

„Unsere Damen erwarten uns, und Henrietta wird ungnädig werden, wenn wir zu lange fortbleiben", bemerkte Fresenborg ein wenig spöttisch.

„Ach, sie werden sich schon so lange unterhalten und unterdeß unterhalten wir uns auch. Wann denkt Ihr, wird Euer Vetter Hattstein

zurückkommen oder Euch eine Nachricht geben, auf die hin Ihr mir eine bestimmte Antwort ertheilen könnt, Fresenborg?"

„Wie kann ich Euch das so genau sagen, van der Toll?" versetzte Fresenborg; „es hängt davon ab, welche Erfolge er hat!"

„Freilich", entgegnete der Holländer. „Aber ich kann nicht darauf warten, das begreift Ihr. Ich muß morgen zurück und nach meinem Geschäfte in Swammerdam sehen. Laßt uns deshalb, da wir hier ungestört unter vier Augen sind, abmachen, was wir abmachen können."

„Was sollen wir abmachen, so lange ich nicht weiß, ob ich nicht Mittel finde, Euch das Holz zu beschaffen?"

„Wenn Ihr es könnt, Fresenborg, desto besser für Euch. Ich bin auch bereit, Euch noch vierzehn Tage offen zu halten, binnen denen ich Eure Anzeige, daß Ihr die Waare liefern werdet, annehmen will, obwohl der Termin verstrichen ist. Aber wenn Ihr es nicht könnt, wollt Ihr mir dann gerecht werden? Es sind 80,000 Gulden, die ich als Schadensersatz verlange. Blank und baar und keinen Deut weniger. Ich muß der Marinever-

waltung eine Conventionalstrafe von 50,000 Gulden zahlen, wenn ich meine Verpflichtungen gegen sie nicht erfülle. Und 30,000 Gulden rechne ich für meinen ruinirten Credit, für den Aerger und Verdruß, für den Schaden, daß mir die Marineverwaltung ihre Lieferungen entziehen wird ... es ist nicht zu viel, Fresenborg, es ist gewiß nicht zu viel ..."

„Ich sage nicht, daß es zu viel ist, van der Toll", versetzte Fresenborg ... „ich sage nur, daß ich dann ein ruinirter Mann bin — ruinirt durch meinen besten langjährigen Geschäftsfreund!"

„Ruinirt seid Ihr, Fresenborg", sagte van der Toll mit großer Gemüthsruhe, „das ist sicher. Ihr mögt es wenden, wie Ihr wollt ... einen Verlust von 80,000 Gulden trägt Euer Geschäft nicht. Es ist sicher, daß Ihr's nicht könnt!"

„Und Ihr seid ein Mann, der eine Million hat ... eine Million guter holländischer Gulden, wenigstens ... Ihr könnt ganz Swammerdam auskaufen, wenn Ihr wollt ... und Ihr ruinirt Euren besten Freund!"

„Ja, es ist so ..." versetzte van der Toll; „es ist eine verdrießliche Sache; ich wollte, es

wäre nicht so gekommen; dieser Graf, dieser Schönstetten bringt viel Verdruß über uns Beide. Hol ihn der Henker! daß Adrian van der Toll Michael Alexander Fresenborg zu Grunde richten muß, es ist eine verdrießliche Sache!"

„Müßt Ihr's denn?"

Der Holländer verstand diese Frage offenbar nicht.

„Ob ich's muß? Nun ich meine, das wißt Ihr so gut wie ich. Ihr habt Verstand von Geschäften so gut wie ich. Ihr könnt 50,000 und 30,000 so gut addiren wie ich!"

„Gewiß, aber ..."

„Aber es ließe sich ein Vergleich finden? darin habt Ihr Recht, Fresenborg, und den Vergleich habe ich Euch vorgeschlagen. Ihr wollt ihn nicht annehmen, den Vergleich!"

„Das habe ich nicht gesagt. Nur nicht eher, als bis ich sehe, ich muß. Ich will über mein Kind nicht eher das Leid bringen, als bis ich sehe, es geht nicht anders."

„Nun, sie wird sich schon trösten; sie wird noch Freier genug bekommen. Der Tochter von

Michel Alexander Fresenborg werden die Freier nicht fehlen!"

„Mag sein", sagte Fresenborg, langsam und nachdenklich den Rauch seiner Cigarre von sich blasend ... „mag sein; aber sie hat nun einmal ihr Herz an den Hattstein gehängt, und ..."

„Ja, was ist da zu machen; meine Henrietta hat auch ihr Herz an ihn gehängt, und einmal den Kopf darauf gesetzt, daß sie ihn haben will und Niemand anders. Was soll ich anfangen? Sie ist gewöhnt, daß man ihr den Willen thut. Und wenn es nicht geschieht, so hab' ich Verdruß mit ihr, viel Verdruß. Nun ist aber Adrian van der Toll nicht ein Mann geworden, der eine Million hat, um sich viel Verdruß machen zu lassen, wenn er's mit 80,000 Gulden abkaufen kann. Es ist viel Geld, Fresenborg, 80,000 Gulden; aber ich will sie opfern, um keinen Verdruß mit dem Kinde zu haben. Und einen Schwiegersohn habe ich nöthig im Geschäfte, das ist die Wahrheit. Und Euren Vetter kann ich dazu brauchen, Niemand besser, das ist auch die Wahrheit. Ist das alles richtig, was Ihr von ihm erzählt, so ist er ein Kaufmann, wie er im Buche steht."

„Er ist ein zuverlässiger und fleißiger Mensch, das ist richtig“, sagte Fresenborg kleinlaut.

„Weshalb hat Eure Therese meiner Tochter so viel vorgeplaudert von ihm“, fuhr der Holländer fort. „Weshalb hat sie mit ihm renommirt und es dahin gebracht, daß die Henrietta sich in ihn verliebt hat? Weshalb hat sie ihr gezeigt, wie glücklich sie ist, und hat dadurch die Henrietta neidisch auf ihr Glück gemacht. Die Weibsleute sind einmal so. Hundert Körbe hat die meine ausgetheilt. Es waren gute Leute und reiche Leute darunter, von allen Arten. Leute mit achtbaren Namen in der Handelswelt und arme Teufel; Officiere und Plantagenbesitzer, was weiß ich Alles. Sie hat ihnen Körbe gegeben, allen, allen. Und nun hat sie gesehen, wie glücklich Eure Therese mit dem Hattstein ist — und die Therese hat ihr so viel erzählt von Eurem jungen Vetter, — und nun will sie ihn und plagt mich vom Morgen früh bis in die späte Nacht. Sie will den Hattstein und keinen andern. Für sie ist nur ein Mensch mehr auf der Welt, das ist der Hattstein. Was soll ich machen? Sie ist ein gutes Kind. Aber sie hat ihren Kopf. Ihren Kopf von ihrer

Mutter selig. Die Weiber! sie haben alle ihren Kopf."

„Es kommt darauf an, wie man sie zieht!" sagte Fresenborg.

„Mag sein; ich versteh's nicht, sie zu ziehen. Und kommen wir zum Ende. Wenn Ihr wollt, so schlagt ein. Könnt Ihr mir nicht gerecht werden, so schickt mir den Hattstein. Er soll die Procura bei mir haben und wird mein Schwiegersohn, und was das Erbe betrifft — nun ja, eine Million Gulden mögt Ihr's anschlagen, ich habe nichts dagegen — ich denk, ich kann sie meinem Kinde einmal nachlassen! Durch Eure 80,000 mache ich alsdann einen Strich; es wird nicht mehr davon geredet und wir bleiben auf dem alten Fuße."

Fresenborg seufzte tief auf und dann sagte er:

„Wenn nun aber Hattstein nicht will?"

„Nicht will? wenn Ihr ihm sagt, Adrian van der Toll will dir seine Tochter geben? . . . Ihr seid ein Narr, Fresenborg, mit Eurem nicht will! Zum Teufel, es wäre Euer Schaden, wenn er nicht wollte!"

„Ihr wollt mir also wirklich meinen künftigen

Schwiegersohn für 80,000 Gulden abkaufen? Es ist ein seltsames Geschäft."

„Seltsam? weshalb seltsam? Nun ja, Ihr mögt Recht haben! Es ist seltsam, daß Adrian van der Toll so viel dafür giebt, für einen Schwiegersohn! Wenn ich sagte, ich erlasse Euch die Hälfte, just 40,000 Gulden, wär's vielleicht ein besseres Geschäft, als ich jetzt mache! Aber ich habe Euch meine Bedingungen gesagt, und was ich einmal gesagt habe, das ist gesagt! Sind wir Handels eins?"

„Ich meine, wir sind's, wenn Ihr mir die vierzehn Tage laßt, die ich noch versuchen will ..."

„Die laß ich Euch, Fresenborg; aber am Ende derselben", setzte Adrian van der Toll hell-auflachend hinzu, „denke ich Emil Hattstein in Swammerdam ankommen zu sehen!"

„Wie Gott will", sagte Fresenborg resignirt und niedergeschlagen ... „ich bin nun einmal in die Lage gekommen, wo ich Eure Bedingungen annehmen muß ... es ist Eure Sache, van der Toll, zuzusehen, ob sich die, welche Ihr macht, mit Eurem Gewissen vertragen, und mit Eurem Gefühl!"

Van der Toll lächelte.

„Als ob es nicht ein Geschäft wie ein anderes wäre", sagte er . . . „ich mache Euch meine Propositionen und Ihr nehmt sie an oder schlagt sie aus . . . wie Ihr wollt!"

„Nun ja, es ist ein Geschäft wie ein anderes; Ihr habt Recht; weshalb sollte Adrian van der Toll, wenn er etwas findet, was er für sich oder seine Tochter zu haben wünscht, nicht sein Angebot dafür machen . . . er kann es ja! Und nun laßt uns zu den Mädchen zurückgehen und den Heimweg ins Dorf antreten."

Die beiden Männer erhoben sich von den Treppenstufen und schritten den mit schmalen Sandsteinplatten belegten Weg, welcher von dem Pavillon nach dem Schlosse führte, dahin. Aber seltsam... obwohl sie beide jetzt mit ihren brennenden Cigarren den Platz vor dem Pavillon verlassen hatten, hörte doch ein blauer, duftender Rauch nicht auf, sich in dünnen leichten Wölkchen über die Stelle, wo sie gesessen, zu kräuseln und in die Luft zu verfließen... unverkennbar der Rauch einer Cigarre . . . und bei näherer Untersuchung zeigt sich als der Ort, von dem dieses leichte Gekräusel in ziemlich langen Pausen ausgeht, eine geschlossene Jalousie dicht

neben der Eingangsthüre in den Pavillon, an deren Schwelle die beiden Handelsherrn gesessen haben.

Das Fenster, welches die geschlossene Jalousie vor den Strahlen der Sonne schützt, muß also offen sein, und es muß ein menschliches Wesen in diesem Fenster liegen, welches Zeuge des Vergleichs geworden ist, den Michel Alexander Fresenborg und Adrian van der Toll eben geschlossen haben.

In der That lag in diesem Fenster ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, bequem und träge auf die Ellbogen gestützt und die Cigarre im Munde festhaltend, dazu in tiefem Negligée, in Hemdärmeln und gestickten Morgenstiefeln. Er war, was man nennt, eine distinguirte Erscheinung; das ovale Gesicht kühn geschnitten, mit regelmäßigen Brauen über der feinen gebogenen Nase, mit grauen, lebhaften, scharfen Augen. Ein blonder Schnurbart bedeckte die ein wenig stark aufgeworfene, Sinnlichkeit verrathende Lippe, während ein Ansatz von Backenbart eine Farbe zeigte, welche vielleicht die Veranlassung war, daß dieser Backenbart so kurz gestutzt gehalten wurde — er würde sonst vielleicht zu viel von jener Färbung verrathen haben, welche jetzt im obern Theil nur leise durch-

schimmerte und die man überein gekommen ist, in ihrer vollen Entwicklung für das Gegentheil eines Empfehlungsbriefes zu halten.

Die Kleidungsstücke, welche in dem Zimmer des jungen Mannes auf alten wurmstichigen Rohrstühlen mit geschweiften Beinen umherlagen, bewiesen, daß derselbe dem Militärstande angehörte; auf einem großen Tische in der Mitte des Gemachs lag ein mit einer Kartenzeichnung überspanntes Zeichnenbrett; Reißzeuge, Tuschschalen und anderes Arbeitsmaterial daneben, auf Papierblättern, die mit Zahlen und Bleistift-Aufnahme bedeckt waren... unsern Officier mußte irgend eine Vermessung oder trigonometrische Aufnahme oder ein ähnlicher Auftrag in diese von der civilisirten Welt fern liegende Gegend geführt haben, bei der man ihn in dem Pavillon einquartirt hatte.

Er sah von seiner Jalousie geborgen den Fremden nach, die jetzt zu ihren beiden Damen traten und mit diesen dann sich auf den Weg machten, um die Hauptallee hinunter ins Dorf zurückzukehren.

„Sie scheinen beide nicht übel, die jungen Damen“, sagte er sich dabei, ihnen von seinem

Beobachterposten aus nachschauend ... die kleinere mit dem trägen watschelnden Gange muß die Holländerin sein ... sie trägt Goldplatten an den Schläfen ... das also ist das Fräulein Million, das sich durch ihren Papa einen Mann für 80,000 Gulden einhandeln läßt! Was doch nicht Alles für Geld zu haben ist ... Es muß sehr schmeichelhaft für diesen Herrn Hattstein sein, so hoch veranschlagt zu werden ... wahrhaftig, es ist eine hübsche runde Summe; ich möchte ihn kennen lernen; ich habe bisher eine Persönlichkeit, die Handelsleute sich so hoch in Rechnung gestellt hätten, nicht angetroffen ... für mich, fürchte ich, kämen bei einer Versteigerung unter diesen Leuten nicht 80,000 Pfennige heraus ... Und die andere, die arme Gans, die ihren Bräutigam für einen solchen enormen Preis fahren lassen muß ... was wird sie sagen? Nun, als eine Kaufmannstochter wird sie sich in ihr Loos finden. Was hat sie für ein Recht, wenn Jemand kommt, der mehr bietet? Wenn Sie auf ein Angebot von 80,000 Gulden nicht sagen kann: 100,000, so hat sie kein Recht! O Geld, Geld, Geld! Die Juden erwarten den Messias und die Christen den Paraclet, und die

Philosophen den allgemeinen Frieden, und die Dichter das goldene Zeitalter, und die Pietisten das Erscheinen des Weltheilandes zum Gericht . . . Die Thoren, die nicht einsehen, daß das Alles ja schon längst gekommen und erschienen ist, und daß sein Name ist Mammon; hast Du ihn, so hast Du Dein goldenes Zeitalter all Dein Lebelang, lieber poetischer Jüngling, und magst gehen, es zu genießen; hast Du ihn, so hast Du den Paraclet, lieber Christ, und den richtenden Weltheiland, der Dich stellt zu den Edlen, Großen, Gerechten, Verehrten auf die rechte Seite, und die, welche eine leere Tasche haben, zu den Böcken auf die Linke!"

Der Officier warf den ausgebrannten Rest seiner Cigarre durch die Spalten der Jalousie und begann nun sich zum Ausgehen anzukleiden, während er in seinem Selbstgespräch fortfuhr:

„Der Mensch kann sich nicht beklagen, daß es so ist . . . es wird ihm früh genug gesagt, daß er streben soll nach dem einen was Noth thut. Der liebe Gott läßt jeden Morgen an unserm Horizont einen dicken runden Klumpen Gold aufsteigen, um den Menschen zu mahnen, woran er

all seine Kräfte setzen soll an dem neuen Tag, der ihm geschenkt worden, und wenn der Tag vorüber, dann erglänzen über seinem Haupte die silbernen Sterne, die alle glitzern und blinken, als riefen sie in Einem fort: such Silber, Silber, Silber!"

Unser junge Mann hatte seine Toilette beendet, er nahm Mütze und Handschuhe, warf noch einen großen Bogen zum Schutze über seine Zeichnung und dann verließ er den Pavillon. Draußen bog er in eine der Alleen ein und schritt in den schmalen Nebengang neben der Hauptallee über die Decke von dürren Tannennadeln und vorjährigem Laube fort, bis er an einen runden Weiher kam — ein geräumiges Bassin, das nach beiden Seiten hin zwei Arme ausstreckte, die in zwei anderen kleineren Bassins endeten — das Alles umgeben von dichtem Gehölz von Birken, Erlen und Tannen, eine kleine wie in verzauberter Stille daliegende Wasserwelt, unbewegt, nur heimgesucht von wechselndem Spiel der Sonnenstrahlen und der Schatten; nur belebt durch das plötzliche Aufschnalzen eines kleinen silberschimmernden Fisches, der sich aus seinem feuchtkühlen Element zum Bad

in die warm über dem Wasserspiegel brütende Luft stürzte und dann augenblicklich wieder verschwand.

Der Officier ging eine Strecke weit an dem Bassin entlang und schritt dann durch Gestrüpp von Hartriegel und Schaflorbeer und hoch wuchterndem Haidekraut bis an den Rand des Wassers hinab. Er bückte sich hier und zog einen Pflock auf, der an einer von üppigen Birken beschatteten Stelle in den mit feuchtem Moose und Flechten bedeckten Boden gesteckt war; an dem Pflock hing eine weithin ins Wasser geworfene Leine und am Ende der Leine eine Angel und an der Angel ein Fisch, der etwa ein Pfund schwer sein mochte. Der junge Mann löste ihn ab und nachdem er eine neue Lockspeise an die Setzangel befestigt, warf er die Leine ins Wasser zurück; darauf ergriff er seine Beute und schlug damit den Heimweg durch die Allee, die er gekommen, ein.

Am Ende der Allee wandte er sich zur Linken und ging dem zweitnächsten der Pavillons zu; dieser letztere unterschied sich von den übrigen dadurch, daß er auf der Rückseite einen weit in den Park hinein sich erstreckenden großen Anbau hatte. Der Officier umging ihn und erreichte eine

offenstehende Thür, die auf der anderen Seite in diesen Anbau führte und zwar in einen düsteren, rauchgeschwärzten, hallenartigen und gewölbten Raum. Es war das die eine der ehemaligen Küchen des Schlosses, und obwohl jetzt seit vielen Jahren hier kein Spieß sich mehr gedreht und keine Herren in weißen Jacken und Schürzen mehr mit glänzenden Kupfercasserollen handthiert, so flammte doch auf dem mächtigen Herd unter dem Rauchfangungeheuer eine breite Kohlengluth; sie war entzündet unter weiten flachen Platten von Eisenblech, die belegt waren mit Schichten von den harten und harzigen Früchten des Fichtenbaumes.

Unweit des Herdes stand ein kleiner Mann mit gelben verschrumpften Gesichtszügen, in leinener Jacke, welche von Ruß und Staub geschwärzt war, wie die eines Kaminfegers; ein unheimlicher Bursche, der wie ein wahrer Gnom oder wie ein kleiner Teufel von einer sehr untergeordneten Rangclasse aussah. Er war damit beschäftigt, aus einem Haufen von Fichtenzapfen, deren Schuppen durch die vorhergegangene Erhitzung aufgesprungen waren, die Samenkörner zu gewinnen, indem er

die Zapfen so lange auf eine Tischplatte stieß, bis die geflügelten Körner herausfielen.

Der Officier trat nur einen Schritt weit über die Schwelle des Raumes, dann rief er aus:

„Kommt einmal heraus, schwarzer Teufel Peter, aus Eurem Fegefeuer; Ihr habt wieder gefeuert, daß bei dem warmen Wetter ein anderer Mensch hier ersticken müßte ... kommt heraus, ich bringe Euch etwas!“

Der kleine Mann hob mit einem stillen Grinsen den Kopf auf und murmelte etwas, das der Officier nicht verstand, denn er war vor der Hitze flüchtend schon wieder über die Schwelle zurück ins Freie geeilt und setzte sich eben auf einen alten im Schatten des Gebäudes liegenden Baumstamm.

„Da habt Ihr eine gute Mahlzeit, schwarzer Peter“, sagte er, auf den vor ihm im Grase daliegenden Fisch zeigend, als der Fichtensamenmann jetzt heraustrat.

Der schwarze Peter nahm den Fisch auf, wog ihn in der Hand und dann sagte er, zufrieden nickend:

„Ich danke Euch, Herr; Ihr versteht es, sie

zu bekommen! Es könnte es Keiner Euch nachthun, der es nicht verstände wie Ihr; es beißen immer nur die großen an Eure Angeln an!"

„Nur die großen, Peter", antwortete lächelnd der Officier, — „das ist eben die Kunst, die kleinen muß man bei Seite halten, damit sie den großen nicht den Platz wegnehmen!"

„Ja, ja, und wie Ihr's macht, weiß der liebe Gott! Es giebt viele Dinge, die nicht Jedermann weiß!"

„Das ist außerordentlich richtig bemerkt, schwarzer Peter. Und vielleicht, ehe ich von hier gehe, lehre ich Dich die Kunst, wie man es den kleinen Schleien, Gründlingen und Weißfischen beibringt, daß sie nicht an jene Angel beißen, an der man einen dicken Barsch oder Hecht fangen möchte, der offenbar verhindert wäre, sich fangen zu lassen, wenn schon vor ihm solch ein unnützer kleiner Gesell dagewesen wäre und sich das Vergnügen gemacht hätte, den Angelhaken für sich in Beschlag zu nehmen."

„Ich würde es sehr gerne lernen, Herr!" sagte Peter.

„Glaub's schon, kleiner Teufel!"

„Ist's ein Spruch, mit dem Ihr's bewerkstelligt?“ fragte Peter flüsternd.

„Ein Spruch? Vielleicht ist's ein Spruch! Vielleicht ist's auch etwas Anderes ... irgend ein Ding, das ich in den Teich werfe, und das es bewirkt ... wir werden ja sehen! Für's Erste kannst Du ruhig gehen und Dir Deinen Barsch braten.“

„Das will ich, Herr!“

„Was hast Du gemacht seit gestern? Wie war die Nacht? War sie ruhig und still?“

Peter schüttelte geheimnißvoll mit dem Kopfe.

„Still, Herr? Nein, sie war nicht still. Es war ein seltsames Gemurr und Geraune draußen bis etwa gegen Mitternacht.“

„Der Nachtwind fuhr wohl durch die alten Tannenwipfel?“

„Es war nicht der Nachtwind, Herr“, sagte Peter leise und sehr ernst, indem er neben dem Officier sich auf den Baumstamm niedersetzte und, die Hände zwischen den Knien haltend, auf den Boden blickte, „es war ein Gemurr und Geraune wie von Menschenstimmen; es zog sich an der Küchenthür vorüber in den Busch hinein und kam dann immer von Neuem, um wieder an der Thür

vorüber in den Busch hineinzuziehen. Und als die Glocke über der Schloßkapelle Zwölfe geschlagen hatte, da kamen andere Stimmen, laute Stimmen und Leute, die ich deutlich gehen hörte... das alte Laub raschelte unter ihren Füßen; sie gingen da die Allee hinunter; habt Ihr denn Nichts gehört, die ganze Nacht?"

„Ich habe geschlafen, Peter, und nichts gehört in meinem Pavillon drüben. Was sprachen denn die Stimmen?"

„Was sie sprachen, versteht man das? Sie sprachen. Es war eines Mannes Stimme und zweier Frauen Stimmen. Es war, als ob sie haderten. Sie verloren sich da die Allee hinunter. Und kurz darauf fiel ein Schuß. Und dann ein scharfes Wehegeschrei. Ein Jammern. Das verhallte langsam; ganz langsam... dann war Alles still. Und dann galopirte ein Pferd vorüber. Das dauerte nicht lange. Es war plötzlich da, plötzlich fort... der Hufschlag erstarb wohl auf dem Moose unter den Fichten... Das hab' ich erlebt die Nacht!"

„Wer doch auch einmal eine Nacht hindurch so wach bleiben könnte, wie Du bei Deinen nicht

ausgehenden Feuern! In Deiner alten Teufelsküche da! Was Du nicht Alles hier hörst und erlebst! Am Tage kommt kaum je eine Menschenseele in diesen verlassenen Park. Aber des Nachts! Des Nachts kann der Blocksberg nicht besuchter sein, wie diese Gegend hier um Deine Küche herum. Die Geister denken wohl, der arme Peter hat Langeweile bei seinem Feuer, wir müssen ihn ein wenig sich grauen machen, damit er Unterhaltung hat. Wenn Du doch nur einmal auch Etwas bei Tage erlebtest und mich herzu riefest, schwarzer Peter! Ist denn bei Tage niemals in solch einem Walde oder in solch alten verlassenen Bauwerken wie Dein Küchenschloß da, etwas zu erleben?"

„Bei Tage!" — versetzte der kleine schwarze Fichtensamenmann — „bei Tage ist alles still; die alten Bäume schlummern in den Sonnenstrahlen und nur die Sperlinge sind wach; nur die Käfer fliegen und die Hummeln. Bei Tage könnt Ihr nichts erleben, Herr; bei Tage hat der Mensch Arbeit und Arbeit ist gegen die Geister gut; sie kommen dann nicht; die Arbeit ist heilig! Der Teufel sieht sie nicht lieber als ein Weihwasserbecken."

Der Officier lachte über des kleinen verhutzelten Mannes Geistertheorie. Dann sagte er:

„Aber einmal hast Du doch auch etwas bei Tage erlebt, Peter ... wie war das noch? Als der böse Graf dem Diener ins Gesicht schoß und dann der andere Herr, der bei ihm war, ihn erdrosseln wollte ... Deine furchtbare Räubergeschichte, weißt Du ... oder war das auch bei Nacht?“

Peter schüttelte den Kopf und sah sehr bedächtig und schwermüthig vor sich nieder.

„Es war bei Tag, bei hellem Tag, Herr, wenn auch noch sehr früh am Morgen“, sagte er, „und es ist nicht gut, daß Ihr das vergessen habt!“

„Weshalb ist das nicht gut, schwarzer Peter; ist es nicht eins, ob ich annehme, Du habest eine Deiner fabelhaften Geschichten bei Tage oder Du habest sie bei Nacht geträumt?“

„Ich habe meine Geschichten nicht geträumt; ich arbeite Tag und Nacht hindurch und schlafe wenig, außer wenn es Sonn- und Feiertag ist, als ein rechtschaffener Christ, unserm Herrgott zu Ehren; und was ich sehe, das sehe ich und was

ich höre, das höre ich mit wachen Augen und Ohren."

„Ich will Dir den Gefallen thun, es zu glauben, Peter. Was aber jene Geschichte von dem tollen Grafen angeht . . ."

„So ist es nicht gut, Herr, daß Ihr so leichtfertig davon redet; ich habe sie noch keiner Menschenseele erzählt, außer Euch, weil Ihr so gut gegen mich seid und mir die Fische bringt, die Ihr fangt, und . . ."

„Weil Du gern eine Cigarre rauchst ab und zu, kleiner Fegefeuerteufel", fiel lächelnd der Officier ein, indem er sein Etui hervorzog und dem Fichtensamenmann daraus zwei Cigarren reichte.

„Ich danke Euch, Herr", sagte dieser — „ich habe Euch die Geschichte erzählt, aber wenn Ihr jetzt so leichtfertig davon redet, so fürcht' ich, Ihr redet auch einmal anderswo davon und Ihr habt mir doch gelobt, vor keiner Menschenseele ein Wort davon zu verlautbaren!"

„Ich habe Dir das gelobt, Peter, und Du kannst ruhig darüber sein, obwohl ich nicht weiß, was es Dir schaden könnte, wenn ich davon redete. Es ist da irgendwo in der Welt ein

großer schöner Wald in bergigter Gegend, worin der schwarze Peter Fichtensamen oder besser Tannenzapfen sammelt; und wie derselbe schwarze Peter eines Tages da in einer Schonung steht, von den dichten jungen Fichten vor jedem Blicke geborgen, sieht er in der Nähe auf einem Terrain, wo nur hohe Kiefern stehen, den Herrn des Waldes daherkommen, einen wegen seines Jähzorns und seiner Leidenschaftlichkeit gefürchteten Menschen; mit geröthetem Gesicht, schimpfend und tobend und die Arme wie Windmühlenflügel bewegend; und dann das Doppelgewehr, das er über den Rücken geworfen trägt, erfassend und es auf einen von zwei Menschen anlegend, die ihm in der Entfernung folgen, und den einen niederschießend; und darum entbrennt ein Kampf zwischen dem Mörder und dem, der neben dem Ermordeten ging — ist es nicht so?"

„Nein, so war es nicht, Herr", sagte der schwarze Peter, „sie kämpften nicht mit einander, der böse Graf und der Andere, der ihm folgte; der böse Graf warf sich, nachdem die That geschehen war, in Verzweiflung auf den Boden und der Andere schalt ihn."

„Und wer war dieser Andere?"

Peter schüttelte den Kopf.

„Wer war es?" sagte er... „Ich weiß es nicht; ich weiß nichts von dem Manne!"

„Das heißt, Du willst es mir nicht sagen, ebenso wenig wie den Ort, wo es geschah!"

Peter antwortete auf diese indirecte Frage nicht.

„Ihr wißt davon, was ich weiß", sagte er; „ich hab' Euch Alles gesagt."

„Der Andere faßte den Bösewicht an der Brust, und dieser warf sich auf das Moos unter den Kiefern: und darnach schimpfte der Andere auf ihn ein, während der Mörder still da lag und sich nicht rührte; und zuletzt stand dieser auf und begann, seine Kleider abzuwerfen, während der andere neben dem niedergeschossenen Mann kniete, und diesem seine Kleider abzog; und dann wechselten sie die Kleider, der böse Mörder zog die des Ermordeten an, während der andere die Leiche in die Kleider des Mörders hüllte..."

„Ja, so ungefähr war es, Herr, und dann gingen sie wieder in den Wald hinein, und ich habe sie beide nie wieder gesehen."

„Ich möchte in der That wissen, ob die Ge-

schichte wirklich wahr und vorgefallen ist, oder ob Du sie blos geträumt hast, wie Deine anderen Geschichten, die Du jede Nacht hier in dem ruhigen Park, in den schon bei Tage und noch viel weniger bei Nacht keine Menschenseele kommt, erlebst! Daß Du gar keinen Namen und keinen Ort nennen willst ..."

„Wie könnt Ihr das verlangen, wenn ich Alles blos geträumt habe", sagte Peter, still vor sich hin lächelnd.

„Und wann war es denn, in welchem Lande, in welcher Jahreszeit?"

„Vor Jahren; und in der Zeit, wenn die Tannzapfen reif sind; und in einem Lande, in welchem viele Berge und Wälder sind; und nun wißt Ihr Alles, was ich Euch sagen werde, Herr", versetzte der Kiefernsamenmann.

Der Officier lachte.

„Schwarzer Peter", sagte er, „ich sehe, Du bist ein Schlaukopf ... Du denkst, für solch einen Barsch von kaum einem Pfund Gewicht habe ich genug erzählt ... und wahrhaftig, Du hast Recht. Sei ruhig, ich werde Dir morgen einen schönen großen Aal fangen; und dann werden wir weiter

reden, denn Deine Geschichte intriguirt mich und ich muß ihr auf den Grund kommen."

Damit erhob er sich und nachdem er in seinen Pavillon zurückgekehrt, verließ er denselben, mit einem Ueberzieher versehen, nach kurzer Zeit wieder, um die große Allee hinabzuschreiten, welche in das Dorf führte. Hier wandte er sich dem Wirthshause zu und betrat das große Gastzimmer, in welchem die Gesellschaft, die er vorher beobachtet und die ihn so unfreiwillig in ihre Geheimnisse eingeweiht hatte, am obern Ende um den Tisch versammelt saß, an dem sie eben ihr Mahl eingenommen hatte, und die Wirthin ihnen nun den Kaffee servirte. Unser junge Mann machte ihnen eine kühl erwiederte Verbeugung und nahm dann am untern Ende der Tafel Platz, wo ihm bald darauf ebenfalls sein Mahl aufgetragen wurde. Er beendete es schweigend und schnell; als es zu Ende war, fuhr der Omnibus vor, der die Fremden zur Eisenbahn zurückzubringen hatte; diese, die sich bis dahin sehr einsilbig unterhalten, erhoben sich, um aufzubrechen, und nachdem Herr Fresenborg die Zeche ausgeglichen, die jungen Damen ihre Sonnenschirme und Umschlagetücher und Taschen

richtig zusammen, die Herren ihre frischen Cigarren entzündet hatten, nahmen alle in dem staubigen Fuhrwerk ihre alten Plätze ein. Der Officier stand dann gleichfalls auf und schlüpfte nach ihnen in den Omnibus, in dem er sich bescheiden auf den Eckplatz neben der Thür drückte.

Während die Rosse anzogen und der Wagen über das Pflaster rasselte, betrachtete er die beiden jungen Damen.

„Diesem Herrn Hattstein“, sagte er sich dabei, „wird die Wahl nicht besonders schwer werden... sie sind beide gleich hübsch, und die, neben welche eine Million in die Wagschale fällt, ist jedenfalls die hübschere — obwohl die verlassene Dido gutmüthiger aussieht . . . armes Kind, ich fürchte fast, der Himmel hat Dir nicht genug Mutterwitz verliehen, um es schnell zu begreifen, daß ein reicheres Mädchen, wie Du bist, auch mehr Recht auf Deinen Bräutigam hat, als Du . . . und daß die Liebe bei vernünftigen Leuten nichts ist als: Zwei Säcke und Ein Gewicht! Aber Du wirst ja Deinen Sack auch noch finden!“

Als der Wagen das Pflaster hinter sich und den Sandweg erreicht hatte und es möglich wurde,

ein Gespräch zu führen, begann der Officier eine Unterhaltung mit seinen Reisegefährten. Sie antworteten anfangs einsilbig, nach und nach thaute Mynheer van der Toll auf, da der junge Mann ihm Anekdoten aus der Geschichte des Schlosses erzählte, welches er besucht hatte, von seinem Erbauer, dem verschwenderischen Bayerfürsten Clemens August, der so viel Fürstbisthümer und Prälaturen besaß, daß er jedem der acht Pavillons, die das Schloß umgaben, den Namen von einem derselben beilegen konnte: Köln, Münster, Osnabrück, Paderborn, Hildesheim, Mergentheim u. s. w. und von dem jetzigen Besitzer desselben, dem großen herzoglichen Hause der Aremberg, den Standesherren dieser Gegend, die einst, in früheren Jahrhunderten, mächtige und gefürchtete Männer unter sich zählten, wie die Grafen von der Mark und die tollen „Eber der Ardennen." Aber jetzt nicht mehr. — Auch Herr Fresenborg begann nun aus dem stillen Brüten, das er bisher gezeigt hatte, aufzuwachen, und die Unterhaltung wurde immer belebter. Der Officier beschrieb, welche Arbeit für das topographische Bureau in der Hauptstadt ihn hierher geführt, und wie er in dem stillen Park seine

Mußestunden auszufüllen suche. Er wollte in die nächste Stadt, sich von daher einen kleinen photographischen Apparat zu holen, um damit Aufnahmen zu machen und Erinnerungen an die merkwürdige Gegend mit heim zu nehmen, welche so grenzenlos öde sei und doch ihre Poesie habe, so gut wie die ungarische Pußta oder gar wie das Meer — die Poesie der Heide, das heißt der Unendlichkeit ins Plattdeutsche übersetzt — und auch ein malerisches Element, das die wechselnde Beleuchtung und der Zug der Wolken, die Tinten des Horizonts jeder weiten Fläche geben. So sprach man von photographischen Bildern, die der Officier eine im Grunde ganz schreckliche Erfindung nannte, während Therese einwarf, es gäbe doch nichts angenehmeres, als ein Album mit allen seinen photographirten Freunden und Freundinnen zu besitzen.

Der Officier fand nicht für gut, seine ganze Meinung über die Sache auszusprechen — er hätte sonst die Photographie ein plebejisches Fratzenverewigungs- und Verbreitungsinstitut und es eine Landescalamität genannt, in kein fremdes Haus mehr kommen zu können, ohne

einer Menagerie von Individuen vorgestellt zu werden, deren Duplicate nicht zu ertragen seien, da die Originale schon so gründlich unnütz oder langweilig. Er sagte nur: „die Photographie ist eine jener Grausamkeiten der modernen Erfindungskunst, die nur zwei Zwecke mehr zu haben scheint, Menschen zu tödten oder Menschen überflüssig zu machen — Mordgewehre oder Arbeits-Maschinen herzustellen und zu vervollkommnen. Und es ist ein seltsames Ding bei der Photographie . . . in allem Uebrigen hat der Mensch sich anfangs mit der Natur begnügt und dann die Kunst gefunden, sie zu ersetzen. Er hat anfangs in Höhlen gewohnt, und dann erst die Architectur erfunden, die ihm bessere Häuser baute; er hat anfangs dem Schlage der Drossel und der Nachtigall gelauscht, wenn er Musik hören wollte, und dann erst ist die Kunst gekommen und hat die Pansflöte erfunden; er hat sich erst in Felle gehüllt, und dann erst die Schneiderkunst erfunden . . . nur bei dieser merkwürdigen Photographie ist es umgekehrt: da hat der Mensch zuerst die Kunst des Zeichnens und Malens geübt und ist dann erst dazu übergegangen, sich mit den Bildern zu begnügen, die

ihm die Natur, das Licht selber macht. Sie sind auch danach!"

Die Gesellschaft wußte nicht, was antworten auf diese kulturhistorische Bemerkung des Officiers; statt dessen zog Therese das Medaillon, welches sie am Halse trug, hervor, und indem sie es öffnete und dem Wagennachbar zeigte, sagte sie:

„Haben Sie je eine bessere Photographie gesehen? Es ist in England gemacht."

„Ein sehr hübscher junger Mann ... und allerdings, das Bild sehr scharf und klar ..." versetzte der Officier, indem er das Lichtbild betrachtete.

Also das ist der verhandelte Bräutigam! dachte er dabei ... er sieht fein und nobel, auch energisch genug aus ... es wäre möglich, daß Mynheer van der Toll am Ende doch noch auf Hindernisse stieße ... es ist da ein kecker Zug um den Mund, und ein gewisser Stolz liegt über den Brauen ... aber ach, welcher Stolz eines soliden Geschäftsmannes hält vor einer Million Stand!

„Darf ich fragen, wie der glückliche junge Mann heißt", sagte er dann mit ironischem Lächeln, das Bild fortwährend betrachtend.

„Hattstein!" versetzte Therese leise erröthend.

„Hattstein? von Hattstein wohl?"

„Kennen Sie ihn?"

„Nein", entgegnete der Officier — „aber ich kenne eine Familie von Hattstein ... in meiner Heimath giebt es eine solche!"

„Er heißt Emil Hattstein jetzt", fiel hier Herr Fresenborg ein ... „kurzweg Emil Hattstein, wie es einem soliden Kaufmann zukommt!"

Der Officier warf noch einen prüfenden Blick auf das Medaillon und dann gab er es Theresen zurück.

„Der junge Mann ist sehr glücklich", sagte er; „er hat gefunden, was viele Andere noch mühsam suchen müssen und dann am Ende doch nie finden!" Der Officier seufzte dabei.

Sein Blick ruhte zugleich bedeutungsvoll und groß auf Theresen. Diese erröthete ein wenig, sie hörte ein Compliment aus den Worten des Fremden, wie es ihr nicht mißfallen konnte.

„Warum sollten Sie es denn nicht finden, wenn Sie suchen?" versetzte sie, wie um etwas zu antworten.

„Warum nicht?" fuhr der Fremde lebhaft fort

und seine sprechenden Augen fortwährend auf Theresen haften lassend, „ganz einfach, weil sie es sich von Anderen schon vorweggenommen sehen!"

Henrietta, die bisher mit Wohlgefallen den hübschen jungen Officier angesehen, ließ ihre Blicke jetzt plötzlich zu Therese hinüber gleiten.

Diese erröthete noch mehr und versetzte mit einem etwas gezwungen tönenden Auflachen:

„Wie kann man sagen, ob etwas, was ein anderer uns vorwegnimmt, unser Glück ausgemacht hätte. Wir haben es dann ja nicht kennen gelernt, nicht probirt, ob es uns glücklich gemacht hätte."

„Sehr scharfsinnig bemerkt, mein Fräulein", versetzte der Officier lächelnd; es war fast, als zucke dabei ein Spott um seine Mundwinkel, „Sie denken, man muß die Menschen probiren, wie die Waaren, eher kann man Nichts darüber sagen. Sie haben Recht. Sie selbst", fügte er flüsternd und sich so vorbeugend, daß er Therese näher rückte, hinzu, „Sie selbst werden sich vielleicht bald überzeugen, daß auch die Menschen sogar, auf die man bauen zu können glaubt, weil man sie probirt hat, nicht immer unser Glück ausmachen; daß auch sie noch uns täuschen und mit unserem

Vertrauen uns da sitzen lassen können, geprellt und betrogen."

„Und davon werde ich mich bald überzeugen?" sagte Therese ein wenig erschrocken und darüber unwillkürlich in denselben Flüsterton verfallend, der bei dem Knirschen des Sandes, dem krächzenden Schaukeln des Wagens den Andern ihre Worte unverständlich machte.

„Weshalb soll ich es Ihnen nicht sagen", entgegnete der Officier. „Ja!"

„Und woher wissen Sie das?" fragte Therese, ihr Erschrecken unter ungläubigem Lachen verbergend.

„Ich weiß nichts, nichts von Ihnen, noch Ihrem Verhältnisse", sagte er. „Aber ich habe es in Ihren Augen gelesen."

„Lesen Sie denn des Menschen Schicksale in ihren Augen?" sagte Therese, der die Sache jetzt weniger bedenklich und auf einen Scherz hinauslaufend vorkam.

Der Officier aber flüsterte sehr ernsten Tones zurück:

„Ich thue das allerdings ein wenig, wenn die Menschen mir sympathisch sind ... wenn ich mich

zu ihnen hingezogen fühle . . . nur dann — darum spreche ich auch so offen zu Ihnen, wie ich es jetzt thue — nehmen Sie mir also diese Offenheit nicht übel."

Therese schwieg sehr betroffen. Sie wußte durchaus nicht, was sie antworten sollte; dieser Mann machte ihr, nachdem sie kaum eine Stunde mit ihm zusammen gewesen, beinahe etwas wie eine Liebeserklärung, und doch konnte sie es nicht übel nehmen; er that es ja, ohne etwas anderes zu wollen, als sie vor einer ihr bevorstehenden Täuschung, einem Schmerz warnen . . . aber wollte er denn das in der That — wollte er im Ernst ihr voraussagen, daß Emil etwa . . . o nein, es konnte nur ein alberner Scherz sein. Sie wollte doch noch einmal geradezu fragen.

„Ja, haben Sie mir denn in wirklichem Ernst sagen wollen", hub sie wieder an, „es stände mir eine Täuschung, ein Schmerz oder so etwas bevor."

„Wenn Sie mich so rund heraus fragen, so antworte ich Ihnen: ja, mein Fräulein. Ich weiß nicht, welcher Art dieser Schmerz sein wird, aber ich sehe ihn wie eine lose Wolke über ihrem sinnigen Auge liegen — diese Wolke bedeutet Thränen,

sie wird sich in Thränen auflösen. Glauben Sie mir, daß Niemand dabei innigere Theilnahme für Sie empfindet, als der Mann, der so kühn ist, es Ihnen vorauszusagen. Daß ich es Ihnen voraussagen kann, ist der beste Beweis, die beste Bürgschaft von dieser Theilnahme; denn hätte ich sie nicht, so wären meine Sinne so stumpf vor Ihnen wie vor andern Menschen. Ich bin zum Beispiel durchaus außer Stande, Ihnen etwas über die nächsten Schicksale jenes holländischen Fräuleins dort in der Ecke, das uns so scharf beobachtet, zu sagen!"

„Nehmen Sie mir meine Freiheit übel, Fräulein?" schloß der Officier seine Rede, als sich Therese, wie es schien ernstlich beunruhigt, zurücklehnte und dadurch dem Gehörkreise seines Flüstertons entzog.

Sie schüttelte den Kopf.

Der Officier lehnte sich jetzt ebenfalls wie durchaus gleichgültig zurück. Er strich langsam und mechanisch seinen blonden Schnurrbart und blickte dabei träumerisch auf die braune Heide hinaus, auf die sich die Dunkel des Abends legten, während über den Moorgründen die blauen Nebel

aufqualmten. Man fuhr einsilbig weiter. Der Officier schien nach einer Weile die Unterredung mit Therese aus dem Sinn verloren zu haben. Er begann zu declamiren:

> O schaurig ist's über's Moor zu gehn,
> Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
> Sich wie Phantome die Dünste drehn.
> Und die Ranke häkelt am Strauche,
> Unter jedem Tritte ein Quellchen springt
> Wenn aus der Spalte es zischt und singt —
> O schaurig ist's über's Moor zu gehn,
> Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

„Und dann kam man an die Station", der Officier sprang zuerst rasch und behende aus dem Wagen, grüßte leichthin die Gesellschaft, reichte Therese zum Abschiede die Hand, sie fühlte den warmen Druck derselben — dann ging er. Therese sah ihm gedankenvoll nach, Henrietta unterdeß mit schadenfrohem Blick auf Therese.

Drittes Kapitel.

Handel und Händel.

Der junge Mann, dessen photographisches Bildniß der Officier im Omnibus so genau betrachtet hatte, war unterdeß schon viele Meilen weit südwärts. Er hatte die Eisenbahn gegen vier Uhr Nachmittags desselben Tages auf einer Zwischenstation verlassen und fuhr jetzt in einem bescheidenen Einspänner auf einer chaussirten Straße in ein waldiges Bergland hinein, welches eine zeitlang, als er noch im Eisenbahn-Coupé gesessen, ihm zur Rechten blauend den Horizont geschlossen und das ihn jetzt mit seinen grünen, am Fuße bebauten und oben mit Laubholz bedeckten Kuppen umgab. Nachdem er etwa zwei Stunden gefahren, und sein leichtes Fuhrwerk eine Höhe erreicht hatte, die einen weiteren Umblick erlaubte, sah er ein schönes Landschaftsbild vor oder eigentlich rechts

unter sich daliegen. Zu seiner Linken erhoben sich dicht mit jungen Buchenbeständen bedeckte Hügelwände, die steil emporstrebten; rechts aber, unmittelbar neben der Chaussee, schoß dieselbe Hügelwand ebenso steil nieder und wurde in einer Tiefe von etwa vierzig oder funfzig Fuß von einem nicht unansehnlichen ~~kleinen~~ Fluß, der sein klares Berggewässer über Felsgeschiebe rauschend dahertrieb, bespült. Jenseits des Flusses aber breitete sich, unten die ganze Thalsohle füllend, eine Parkanlage aus, mit großen Rasenflächen und mit breiten Schlangenpfaden, die in gefälligen Linien angelegt, sich um schön gruppirte Baumpartieen wanden und dann verliefen in dem Walddunkel des von wundervoller Vegetation zeugenden Forstes, der die jenseits emporsteigenden Bergwände bedeckte.

Lange Zeit, vielleicht eine viertel Stunde lang, blieb dieser Park dem Reisenden zur Rechten und je weiter er kam, desto belebter und gepflegter zeigte er sich, belebt durch kleine Seeflächen mit Gondeln, Brücken, die sich über den Fluß schlugen und kleinere und größere Blumenparterres. Endlich rollte der Einspänner zwischen Gärten und

Bauerhöfen und kleinen Dorfhäusern dahin, welche Hattstein den Anblick des Parkes entzogen; eine Strecke weiter und links auf einem Hügel erhob sich ein schmuckes Kirchlein vor ihm, rechts aber ein stattliches herrschaftliches Gebäude mit einer gewölbten Durchfahrt und vor dieser hielt der Wagen.

Hattstein verließ ihn und sandte ihn in das Dorfwirthshaus, während er selbst den Staub von seinen Stiefeln schlug und seine Cigarre fortwarf. Dann schritt er durch die Thorwölbung über einen schönen geräumigen Schloßhof, dem Hauptgebäude zu, zu dessen Portal eine breite mit Blumen und ausländischen Gewächsen in sauberen Kübeln besetzte Treppe emporführte. Rechts und links waren große Blumenaufstellungen neben den zwei Fluchten der Treppe angebracht; der ganze Hof, die Gebäude, zeigten die äußerste Sauberkeit und die größte Sorgsamkeit der Erhaltung — Hattstein glaubte sich nach England zurückversetzt und einem dortigen Edelsitz gegenüber; hier zu Lande war das Walten von so viel Schönheitssinn etwas, das eine Ausnahme bildete. Als er geklingelt und einem Bedienten in brauner Livree

sein dringendes Begehren, den Herrn Grafen von Schönstetten zu sprechen, mitgetheilt, wurde er in eine Vorhalle geführt, in welcher zwei vollständige Ritterrüstungen mit Schild und Speer zu beiden Seiten der Thüre, die in das Innere der Gemächer führte, wie wachhaltende Knappen standen.

„Wen soll ich melden?“ fragte der Bediente.

„Melden Sie“, antwortete Hattstein — „einen Herrn . . . einen Herrn Ramberg vom Hause Fresenborg in Papenburg.“

„Ich habe keine Lust“, sagte er sich, während der Bediente verschwand, „hier mich als Hattstein einzuführen und die langweiligen Fragen, ob ich nicht von Hattstein heiße und wie ich dazu komme, Kaufmann geworden zu sein, anzuhören, und dabei zu sehen, wie man nicht recht weiß, ob man mich höflich als mehr oder minder fast seines Gleichen, oder als ein untergeordnetes Subject, einen Kaufmann, einen Commis-Voyageur behandeln soll . . . ich habe keine Lust, mich von diesem hochmüthigen Volk demüthigen zu lassen . . . borgen wir also einmal unserm Freund in Norderney auf ein Paar Stunden seinen Namen ab . . . er wird jetzt arglos am Strande auf- und abwandeln,

aber gar nichts dawider haben, daß sein Name unterdeß zu so soliden Zwecken verwandt wird!"

Der Bediente kam zurück und öffnete vor dem Fremden die Flügelthür zwischen den zwei schwarzen Rittern.

„Treten Sie ein, der Herr Graf wird sogleich kommen."

Hattstein trat in einen geräumigen Salon, der ihn durch seine Schönheit überraschte. Er war oval, mit feinen Stuckarbeiten und vortrefflich gemalten Ahnenbildern in Cartouche-Rahmen geschmückt, mit grünen Tapeten in Panneaux und mit marmornen Kaminen und mit Möbeln, welche zu dem Ganzen in vollster Harmonie standen, ausgestattet — um den großen runden Tisch in der Mitte freistehende Divans und Causeusen; was aber die Hauptschönheit des Raumes bildete, das war die Aussicht durch die offenstehende Glasthür in den Park, dessen reizendste Partien man hier unmittelbar vor sich hatte, zunächst eine von den Wipfelkronen prachtvoller Bäume beschattete rauschende und schäumende Wassermühle, die ein ganz unvergleichliches Landschaftsbild darstellte.

Das ist in der That schön hier — schön, wo-

hin man blickt, sagte unser junge Mann sich im Stillen; wer hätte so etwas in unserm ehrlichen Lande, wo alles eher zu finden ist, als Schönheitssinn und Idealismus und künstlerischer Geschmack, erwartet.

In diesem Augenblick verdunkelte sich die Thür, die in den Park führte, und ein ziemlich großer, kräftig gewachsener Herr mit kurz geschorenem Haupthaar und starkem schwarzen Vollbart, feinen markirt geschnittenen Zügen und lebhaft bewegten blaugrauen Augen trat ein — ein Mann von auffallend raschen energischen Bewegungen — und, wie es schien, von eben so rascher energischer Ausdrucksweise.

„Sie sind Herr Ramberg?“ sagte er — „Ramberg? — Woher kommen Sie? . . . was bringen Sie mir? . . . die Frau Ramberg hat sie zu mir gesandt? . . . aber setzen Sie sich!“

Graf Schönstetten warf sich in den Divan und winkte Hattstein, in dem Lehnsessel Platz zu nehmen, der daneben stand.

„Eine Frau Ramberg? . . . das ist ein Mißverständniß, Herr Graf, ich komme zunächst . . .“

„Nun ja, gleichviel . . . Frau Ramberg hat sie

doch hergesandt . . ." unterbrach ihn der Graf, der entweder ein Mann von außerordentlicher Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, oder in einer ganz eigenthümlichen Aufregung war, da er Hattstein's Worte gar nicht gehört zu haben schien.

Hattstein begriff, daß er sehr leichtsinnig gewesen, indem er ohne Weiteres den ersten besten Namen, der ihm auf die Zunge gekommen, als den seinen genannt. Er eilte der Gefahr, in Verhältnisse, welche ihm nichts angingen, gezogen zu werden, dadurch zuvorzukommen, das er rasch antwortete:

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Graf, es ist ein Mißverständniß . . . ich bin Beauftragter des Herrn Fresenborg, und komme, mir in dessen Angelegenheiten auf einige Augenblicke Gehör zu erbitten."

„Ach du lieber Gott", fiel der Graf ein, während die hohe Röthe, welche seine Züge bedeckte, sich um ein Bedeutendes milderte und er sich mit dem Ausdruck unverkennbaren Mißbehagens in den Divan zurückwarf . . . „also Sie führen den Namen Ramberg ohne . . ."

„Ohne irgend mit Personen, welche die Ehre

haben mögen, Ihnen bekannt zu sein, in Verbindung zu stehen."

„So, so, so ... nun wohl, was haben Sie mir zu sagen, Herr Ramberg?"

„Ich wollte mir erlauben, Ihnen vorzutragen ..."

„Daß Sie die Holzlieferung von mir verlangen; nun ja", unterbrach ihn abermals mit unstätem Wesen Graf Schönstetten, „aber ich habe ja schriftlich und auch mündlich Ihrem Agenten Alles gesagt, was ich Ihnen darüber sagen könnte, und ich sehe nicht ein, wozu weitere Verhandlungen darüber führen können!"

Hattstein sah, daß er es mit einem sehr ungeduldigen Herrn zu thun habe und daß ein wenig sanfter Zähigkeit hier allein zum Ziele führen könne. Deshalb antwortete er:

„Ich komme auch nur, um Ihnen eine Seite der Sache näher darzulegen, welche in unsern Briefen vielleicht nicht hinreichend betont ist, um Ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und doch ist sie deren so würdig. Im Vertrauen auf den mit Ihnen abgeschlossenen Contract hat das Haus Fresenborg sich verbindlich zu einer

Lieferung von westphälischem, zum Schiffbau tauglichen Eichenholz gemacht, welches die Holzhandlung van der Toll zu Swammerdam weiter der holländischen Marine-Verwaltung contractlich abzuliefern verpflichtet ist. Indem Sie nun, Herr Graf, der Erfüllung unseres Vertrages sich entziehen, zwingen Sie zwei bedeutende Handelshäuser, wortbrüchig zu werden; dem Haus Fresenborg aber wird, wenn es dem Hause van der Toll dessen Entschädigungsansprüche gewähren muß, nichts übrig bleiben, als seine Zahlungen einzustellen, und das holländische Haus wird die Quelle seines Wohlstandes, seine Lieferungsgeschäfte für die Marine sich genommen sehen. Nun ist Ihnen aber sicherlich nicht unbekannt, Herr Graf, welche Bedeutung das Wort Einstellung der Zahlungen für ein großes Handelshaus hat; Sie wissen, wie ein solches Haus der Mittelpunkt der vielfältigsten verwickeltsten Beziehungen ist, wo eine die andere trägt und bedingt; wie es bei einem Sturz andere Häuser schädigt oder gar in denselben Abgrund reißt; wie es zahlreichen arbeitenden Kräften den Lohn und den Lebensunterhalt, einer Menge Familien die Existenz nimmt ..."

„Ach, du lieber Gott, ja, ja, das weiß ich ja Alles, Alles“, rief hier Graf Schönstetten, der mit Ungeduld den Redenden so weit sich hatte aussprechen lassen, indem er aufsprang und rasch im Salon auf und abzuschreiten begann — „das weiß ich ja Alles und es bringt mich zur Verzweiflung, wenn es in der That um das Haus Fresenborg so schlimm steht! Aber was kann ich denn thun ... was verlangen sie von mir ... mein Holz gehört der Eisenbahngesellschaft ... eine Geldentschädigung zu zahlen bin ich jedoch erbötig — was verlangen Sie von mir?“

„Wir müßten 80,000 Gulden verlangen, um das holländische Haus zu befriedigen!“

„Achtzigtausend Gulden — ein großes Wort, gelassen ausgesprochen!“

„Aber die Kaufgelder für das Holz, welche Ihnen die Eisenbahngesellschaft auszuzahlen haben würde ...“

„Sind die mein? Sind sie mein?“ rief der Graf heftig aus ... „das ist ja das Schreckliche, daß alles Eichenhochholz meiner Güter zum Fideicommiß gehört und ich die Kaufgelder nicht antasten darf.“

„Das ist allerdings schlimm!“

„Freilich ist es das . . . Alles, was ich besitze, ist im Fideicommißverbande — ich kann über nichts weiter disponiren als meine jährlichen Einnahmen; auf mein Privateigenthum hin giebt mir Niemand auch nur 25,000 Gulden — nun sehen Sie, ob ich Ihnen 80,000 zur Entschädigung bieten kann!“

„Das ist sehr schlimm . . . wir würden also keinenfalls, auch auf dem Wege gerichtlicher Verhandlung nicht, zu einer Entschädigung kommen!“

„Wenn Sie auf einen Theil meiner Einkünfte Sequester legen lassen, vielleicht in zehn Jahren“, sagte der Graf. „Sie können das!“

„Dann ist das Haus Fresenborg längst todt und begraben!“ versetzte Hattstein.

„Es peinigt mich unbeschreiblich“, fuhr Graf Schönstetten fort. „Die unglückselige Geschichte ist eine Kopflosigkeit meines Rentmeisters. Ich bin vollständig unschuldig daran. Ich hatte mich in der Hauptstadt mit der Eisenbahngesellschaft in Verbindung gesetzt . . . ich lernte einen ihrer Directoren dort zufällig in einer Gesellschaft kennen — als ich hierher heim kam, hörte ich von meinem

Rentmeister, daß er unterdessen einen Vertrag mit Ihrem Hause abgeschlossen. Der alte Mann war im höchsten Grade bestürzt, als ich ihm sagte, in welche falsche Lage er mich dadurch gebracht. Aus Mitleid mit ihm, mit seiner Verzweiflung suchte ich die Direction der Gesellschaft zu bewegen, mich meines Wortes zu entbinden; ich bestand darauf — aber vergebens; die Direction klagte, sie wies nach, daß ich ihr das Holz einige Tage früher verkauft, daß mein Mandatar nicht mehr darüber habe zu Gunsten Anderer verfügen können — kurz, das Holz wird zu Schwellen verarbeitet und ich bin in Verzweiflung über Ihr Haus, Fresenborg . . ."

Der Graf hatte in großer Hast diese Worte hervorgesprudelt.

Hattstein beobachtete ihn mit großer Ruhe und sagte dann:

„So bleibt mir nichts übrig, als Ihre Gewogenheit zunächst in einer andern Richtung in Anspruch zu nehmen."

„Was wünschen Sie . . .? was kann ich thun?"

„Ich muß versuchen, ob ich nicht irgendwo

sonst hier im Lande, einen Grundbesitzer finde, der im Stande und geneigt wäre, eine so große Masse Holz, wie wir bedürfen, zu liefern. Und da möchte ich Sie und Ihren Rath in Anspruch nehmen... Ihr Fürwort, wenn es nöthig sein sollte..."

Der Graf blieb vor ihm stehen. Er athmete tief auf.

„Ach ja, sagte er — wenn sich das machen ließ! Ich weiß aber leider nur Einen, der Ihnen helfen könnte... und das ist mein nächster Nachbar, der Graf Tossenstein auf der Horstburg. Er ist leider sehr reich und seine Eichenwälder sind seine Liebhaberei; er wird nicht daran denken, sie schlagen zu lassen. Doch will ich morgen zu ihm fahren — ich will Alles aufbieten, um ihn zu bereden, mir die Verantwortung abzunehmen, welche ich gegen Ihr Haus habe... er hat die Pflicht, für einen Standesgenossen in solcher Lage etwas zu thun."

„Ich danke Ihnen, Herr Graf — wann erlauben Sie mir, mich nach dem Ergebniß Ihrer Verwendung für uns beim Grafen Tossenstein zu erkundigen?"

„Wann? . . . wie ich denke, morgen Abend um diese Zeit“, entgegnete der Graf, den die wenn auch schwache Aussicht auf die Schlichtung der verdrießlichen Angelegenheit sichtbar erleichterte . . . „seien Sie so lange mein Gast, Sie würden hier im Dorfe kein passendes Unterkommen finden — begleiten Sie mich in den Park, ich will Ihnen meine Anlagen zeigen.“

Hattstein machte eine Verbeugung, indem er sagte: „ich nehme mit Vergnügen Ihre freundliche Einladung an“; dann griff er zu seinem Hute und folgte dem Grafen durch die offene Glasthüre in den Park hinaus.

Dort in der freien Luft, in dem wundervollen Abend, der seine scheidenden Sonnenstrahlen von Westen her, wo das Thal sich öffnete, in diese zauberhafte Gartenwelt warf, wurde Graf Schönstetten unverkennbar bald von dem niederschlagenden Eindruck der eben gepflogenen Verhandlung frei. Er führte Hattstein an der hintern Façade des nicht großen aber hübschen Gebäudes entlang, rechts zu der Ruine eines alten Rundthurmes, der von Epheu dicht umzogen, malerisch unter dunklen Fichten dastand und am Eingange einer

kleinen prachtvollen dunklen Cypressenallee lag, welche sich dicht am Ufer des crystallklaren Flüßchens hinzog. Dann wandte sich der Graf über eine schön geschwungene Brücke der kleinen Seepartie zu, die weiter unten lag mit ihren Trauerweiden, ihrer üppigen Vegetation von mächtigen Wasserpflanzen und ihren weißen Gondeln . . . endlich hinauf in die Gegend, wo die Mühle lag, unter den Wipfeln von Waldbäumen aller Art, die nicht leicht ihres Gleichen fanden an kräftigem Wachsthum und mächtiger Größe. Ueberall hatte bei der Anlage der ausgebildetste Geschmack geherrscht, überall waltete die aufmerksamste Sorgfalt bei der Erhaltung und Pflege des Einzelnen.

Der Graf erzählte dabei in seiner raschen belebten Weise die Geschichte des Parks, wie schon sein Vater ihn begonnen, wie er selbst die Anlagen nach und nach erweitert, wie die Natur ihm mit ihrem fruchtbaren Waldboden, mit der ganzen Bildung des Thales entgegen gekommen. Der Graf, das sah Hattstein bald, war ein anderer Mann als die Mehrzahl seiner Standesgenossen. Er hatte Schönheitssinn, künstlerischen Geschmack, umfassende Bildung und Anschauungen, die weit

hinausgingen über den engbeschriebenen Kreis ererbter Dogmen, in denen die Gedanken der meisten Derer, die in seiner Heimath auf einer ähnlichen Gesellschaftsstufe standen, beharrten. Es schien sogar, der Graf war ein fleißiger Leser. Im Salon hatte Hattstein auf einem Nebentisch einen Haufen von Büchern und Journalen aufgeschichtet gesehen. Graf Schönstetten hatte also nicht die Furcht, daß „seine Thür dem Gedanken öffnen, das Haus in Feuer setzen" heiße, wie so viele seiner Standesgenossen; vielleicht begriff er sogar den Satz: „die Herrschaft der Welt gehört der Lectüre, wer lesen wird, wird herrschen, so lautet das Orakel und wenn irgend Einer das Geheimniß des Jahrhunderts unbenutzt liegen läßt, so findet sich bald ein Anderer, der bemüht ist, es sich zu Nutze zu machen und mehr und mehr darin einzudringen."

Während die beiden Männer so durch die Parkanlagen dahinschritten, dachte Hattstein nicht daran, daß seine Braut heute in einer ähnlichen Welt sich bewegt habe — auch in einem Schlosse, einem Parke, der doch wieder so himmelweit von diesem verschieden war ... Dort Alles von der Menschencaprice nach einem

heute unbegreiflichen Geschmack angelegt, nach der Schnur geregelt und abgemessen — während hier nur die freie Natur geherrscht, der Mensch nur die Hindernisse weggeräumt zu haben schien, welche der Entfaltung ihres Triebes nach der freien vollen Gestaltung des Schönen entgegenstanden. Hattstein fühlte sich ohne Sehnen nach der Welt daheim, er fühlte sich durch die Verlegenheiten und Kümmernisse des Hauses Michel Alexander Fresenborg viel weniger bedrückt, als er wie ein solider Geschäftsmann es hätte sein sollen. Ja, wir müssen es zu seiner Schande gestehen — er fühlte sich außerordentlich wohl und frei in dieser Umgebung, in den Lebensformen, in welchen er sich für die nächsten vierundzwanzig Stunden bewegen sollte — es war ihm, als athme er in der Luft, für die er recht eigentlich geboren. Der Aristokrat machte sich unmerklich in ihm geltend und er dachte nicht mehr daran, daß er ihn verläugnen müsse.

Ueber dem Besehen des Parks und seiner schönsten Parthien war es Abend geworden, und aus dem Salon schimmerte das Licht der angezündeten Lampen herüber.

Der Graf führte Hattstein zurück; als sie dem

Schlosse nahten, vernahm man aus den geöffneten Fenstern eines Raumes neben dem Salon den Gesang einer starken, wundervollen Sopranstimme zu Clavierbegleitung.

Hattstein blieb einen Augenblick wie gefesselt stehen und lauschte dem Zauber dieser klaren und metallreinen Töne, die durch die stille Abendluft herüberwogten und ihn mit einer unbeschreiblichen Bewegung erfüllten ... es war ihm, als habe er nie etwas gehört, was ihn so im innersten Herzen ergriffen.

„Es ist meine Tochter Geraldine“, sagte der Graf — „kommen Sie, wir können das Vergnügen sie zu hören, in größerer Nähe genießen.“

Damit schritt er weiter und im Salon angekommen, winkte er Hattstein, seinen alten Platz einzunehmen, während er selbst sich in die offene Thür zum Nebenzimmer stellte und mit untergeschlagenen Armen an die Portière lehnte, um so der Stimme seiner Tochter, die in diesem Nebenzimmer sang, zu lauschen.

Hattstein fühlte den Zauber, mit dem diese Stimme auf ihn wirkte, jetzt, wo er sie in der nächsten Nähe hörte, nur verdoppelt — es war

ihm, als rufe sie das tiefste Leben seiner Seele in ihm wach, er glaubte nie etwas Mächtigeres und Bezwingenderes gehört zu haben ... und dann fragte er sich, mit der Hand über seine Augen fahrend und eine Bewegung machend, als wolle er diesen Zauber von sich abschütteln, ob es die besondere Stimmung, in welcher er sich befinde, sei, was diese Töne so merkwürdig auf ihn wirken lasse, oder ob die Abspannung seiner Nerven in Folge der Reise-Ermüdung der Musik eine so große Macht über ihn verleihe; er nahm all' sein Talent zur Kritik zu Hülfe ... aber trotz dem kam er zu keinem anderen Urtheil, als daß diese Comtesse Geraldine eine ganz wunderbar schöne, zum Herzen sprechende und dabei vortrefflich ausgebildete und geschulte Stimme habe.

Nach einer Weile trat ein Diener herein und meldete, daß das Souper aufgetragen sei.

Der Graf trat jetzt aus der Thürumrahmung in das Nebenzimmer und unterbrach den Gesang seiner Tochter.

Ein kurzes Gespräch folgte dort. Hattstein hörte den Namen Ramberg vom Grafen nennen; die Antworten der jungen Gräfin verstand er

nicht, aber sie schienen ziemlich kurz und trocken zu sein. Graf Schönstetten kam bald darauf mit einem mißvergnügten Gesicht allein zurück und sagte, ohne das Nichterscheinen seiner Tochter zu erklären:

„Wir sind zum Abendessen gerufen — bitte hierhin!“

Er führte Hattstein durch ein dem Musikzimmer gegenüberliegendes Gemach in den Speisesaal.

Hattstein lächelte und sagte sich mit einiger Bitterkeit:

„Die große herzbewegende Sängerin ist sehr bald wieder Comtesse geworden ... es ist ihr offenbar ein unangenehmer Gedanke, mit einem Handlungsreisenden zusammen zu soupiren, und sie hat den Papa unter dem Vorwande, an Migräne zu leiden, fortgeschickt ... vielleicht auch unter gar keinem Vorwande!“

So spöttisch dies Hattstein sich auch im Stillen sagte, so sehr fühlte er sich doch innerlich verletzt; er hatte mit Spannung, mit einer gewissen inneren Aufregung dem persönlichen Erscheinen der Sängerin entgegengesehen ... er war bereit, dieser Künstlerin — denn das war sie in der That — eine

tiefe Verehrung entgegenzubringen ... und nun war sie zu hochmüthig, ihm den Anblick ihrer stolzen gräflichen Erscheinung zu gönnen... er wußte selbst nicht, weshalb ihm das im Grunde nicht einfach lächerlich vorkomme, sondern ihn so grämte!

An der Abendtafel nahmen ein junger Geistlicher und der unglückliche Rentmeister, der die Verwirrung in das Holzgeschäft gebracht, Theil. Eine Vorstellung Hattstein's wäre gegen die Sitte gewesen. Da sie sich ganz schweigsam verhielten, und Hattstein die gesprächige Laune vergangen war, wurde die Unterhaltung bald einsilbig, bis der Graf Schönstetten auf ein Thema kam, welches ihn sehr anzuregen schien und sehr gesprächig machte. Dies war das Theater. Er fragte Hattstein nach den englischen Theaterzuständen und Hattstein gab ihm darüber Antworten, welche den Grafen, wie er nicht verhehlte, überraschten ... er hatte offenbar von einem Kaufmann nicht so viel Literaturkenntnisse und so viel eingehendes gründliches Urtheil erwartet. Doch schien dieses Urtheil dem Grafen zuweilen zu milde; er selbst urtheilte in seiner raschen entscheidenden Weise schärfer und schonungsloser über unsre Theaterzustände.

„Les dieux s'en vont“, sagte er endlich, „nicht bloß auf unsern Bühnen sind die großen schöpferischen Geister ausgestorben, ohne daß ein Nachwuchs sie ersetzt, es ist überall so, die großen Talente sterben aus, wohin Sie blicken: die großen Componisten, die großen Maler, die großen Dichter, die sterben, lassen eine leere Stelle hinter sich, welche keine jüngeren Kräfte, auf deren Stirn ein Gott sein Siegel gedrückt hätte, ausfüllen. Es ist das ein seltsamer Gegensatz zu der materiellen Gestaltung der Gesellschaft; hier dient Alles dazu, die Einzelnen immer mehr zu bereichern und die große Masse der Armen immer ärmer zu machen. In der geistigen Welt ist es umgekehrt, hier wird Bildung und Intelligenz immer mehr ausgeglichen, immer mehr über Alle verbreitet, während der Einzelnen von hervorragendem Reichthum immer weniger werden. Woran liegt das?“

„Gewiß nicht an der Art geistiger Gütervertheilung, an dem moralischen Communismus, von dem Sie reden, Herr Graf“, versetzte Hattstein. „Gesetzt auch, es wäre mit dem Geist und dem Gedankenreichthum wie mit der Wärme, von der

immer nur ein gewisses Quantum auf der Erde verbreitet sein soll; es bliebe also, wenn die steigende Bildung das der Erde gewährte Quantum Geist und Gedanken zu sehr an Alle ausgleichend vertheilt, nicht genug zum Verschenken an Einzelne übrig; so würde ich doch sagen, durch ein großes Quantum Geist und durch Reichthum der Gedanken wird Niemand ein Künstler, ein Poet, ja, ich behaupte sogar, sie sind nicht einmal durchaus erforderlich zum Künstler. Ich habe Künstler und Dichter von gar nicht zu läugnender Bedeutung kennen gelernt, die weder Geist noch Gedankenreichthum hatten — die Kunst liegt ganz einfach im Herzen und in der Seele, und wenn wir keinen Künstler mehr erstehen sehen, sondern uns mit den alten fortwirkenden Kräften begnügen müssen, so viel ihrer noch da sind, so liegt es, meine ich darin, daß unsere Zeit keine Seelen mehr zu erziehen weiß!"

„Darin mögen Sie Recht haben", versetzte Graf Schönstetten nachdenklich: „Die Zeit weiß keine Seelen mehr zu erziehen — es liegt darin gewiß eine Wahrheit. Die Seele, die sich bilden soll, bedarf der Stille und der Einkehr, unser Leben ist aber ein Jahrmarkt geworden, ein ewiges

Zusammen- und Durcheinanderströmen, in dem man Geld, Gewinn oder Vergnügen sucht."

„Und Vergnügen", fuhr Hattstein fort, „das bloße oberflächliche Vergnügen verlangt man ja auch nur noch von der Bühne. Unsere Generation steckt auch zu tief in Sorgen und Elend, um eine gute Bühne zu haben. Die häusliche Misère, der Luxus, der alle Existenzen ruinirt, die Lebensnoth hat unsere Bühne heruntergebracht; nur ein glückliches Volk hat eine große tragische Bühne."

„Und weshalb das?"

„Weil nur das glückliche Volk es liebt, im Spiegel des Lebens den Gegensatz seines Glücks, die Tragik der Leidenschaften, die düstern und ernsten Seiten des Lebens ins Auge zu fassen; das unglückliche, das von der Noth der Existenz gedrückte sucht den Gegensatz, den Spaß, die Posse, es will lachen und vergessen."

„Aber die Zeit der Sentimentalität", warf der Graf ein, „hatte doch ihr Familienrührdrama durch Iffland u. s. w. und die Zeit der Freiheitskriege ihre ernsten und großen Schiller'schen Tragödien."

„Die Zeit der Sentimentalität war keine unglückliche, und liebte noch mehr als die Rührdramen

die Ritterstücke, die der derbste Gegensatz zu ihrer thränenreichen Empfindsamkeit war. Schiller bezwang die Welt durch den Gegensatz seiner großen befreienden Gedanken zu dem engen Philistergefühl seiner Zeit."

„Sucht denn der Mensch in der Kunst immer den Gegensatz seines Seins und seiner Gedankenwelt!"

„Die große Masse thut es. Nur der Gebildete sucht die ihm verwandte, naheliegende Idee, und ihm steht das Kunstwerk um so höher, je mehr es aus seiner eigenen Seele geschaffen ist.. und darum sagte ich, daß den Künstler die Seele macht; er muß eine Seele haben, die der Inbegriff und das Vorbild vieler Seelen ist, wenn Viele ihn verstehen und bewundern sollen!"

Graf Schönstetten hatte den jungen Mann bei diesen Reden immer verwunderter angesehen.

„Sagen Sie mir", fiel er jetzt ein, „sind Sie auf alle diese Ideen bei ihrem Papenburger Holzhandel gekommen?"

Hattstein lächelte; „wenn das wäre, so hoffe ich doch damit nicht auf dem Holzwege zu sein", entgegnete er, um durch den schalen Wortwitz sich in den Charakter seiner Rolle zurückzuversetzen . . .

er hatte, seitdem er seine Studien verlassen und einen von seinem früheren so verschiedenen Beruf angenommen, stets das Gefühl, daß er sich in einer Art Rolle befinde, daß er etwas andres darstelle, als was er sei — wenn er auch seinen Stolz darin setzte, es so gut darzustellen, als er irgend vermochte!

Der Graf hob nach einer Weile die Tafel auf und entfernte sich, indem er Hattstein andeutete, daß er ihn morgen um acht zum Frühstück im Salon erwarte; der letztere zog sich in das Zimmer zurück, welches der Kammerdiener ihm im obern Stock des Schlosses anwies und wo er seine Sachen vorfand; und nachdem er hier noch eine Weile damit zugebracht, aus dem offenen Fenster in den dunklen Park hinabzublicken, auf das Rauschen des Mühlenwehrs zu horchen, und den Nixenstimmen zu lauschen, die aus dem in der Nähe vorüberschießenden und gurgelnden Flusse heraus ihre nächtlichen Zwiegespräche mit den im Nachtwind leis aufrauschenden Bäumen zu halten schienen, warf er endlich die Kleider ab und streckte seine reisemüden Glieder auf dem bequemen Lager aus.

Als er am andern Morgen zur Frühstückzeit in den Salon trat, fand er um einen runden, neben die offene Glasthür gestellten Tisch die Familie versammelt, welche aus drei Personen bestand — dem Grafen, seiner Tochter und einer dritten Dame, die Hattstein Fräulein von Halberschwert nennen hörte — wie er bald bemerkte, war sie so etwas wie die Gesellschaftsdame Geraldinens — sie war etwa dreißig Jahre alt und eine feine, ätherische Gestalt mit einem sinnigen Augenaufschlag, mit dem sie, wie es dem jungen Mann sehr bald vorkam, ein wenig coquettirte. Geraldine warf einen scharf forschenden Blick auf den jungen Mann — einen Blick, der sich auf eine doppelte Weise deuten ließ, entweder als der eines gewissen Interesses, erregt durch das, was Graf Schönstetten von dem jungen Manne erzählt haben mochte, oder als eine stolze Frage: welch eine Art von Geschöpf ist es, das so unverdient die Ehre genießt, der Gast in diesen Räumen zu sein? Hattstein wäre geneigt gewesen, die letztere Deutung vorzuziehen, wenn er in diesem Augenblicke überhaupt daran gedacht hätte, sich nach der Bedeutung ihres Blickes zu fragen — er war dazu viel zu sehr

in den Anblick der jungen Gräfin versenkt, von der er bis jetzt nur wußte, daß sie eine große Künstlerin im Gesange sei, und die nun als eine höchst bedeutende, wahrhaft imponirende Erscheinung vor ihm stand.

Sie war groß, ihre Gestalt voll, der Oberkörper, namentlich die Arme waren sogar für ein junges Mädchen fast auffallend stark, der Nacken war so schön und edel gebildet, als sei er berufen, das Modell eines plastischen Künstlers zu bilden, und der Kopf, den dieser Nacken mit stolzem Selbstbewußtsein trug, war, wenn nicht von tadelloser Schönheit, doch so anziehend und ausdrucksvoll und belebt, daß es schwer ward, die Blicke von ihm loszureißen.

Während Hattstein einige nichtssagende Redensarten über das Wetter und die Aussicht in den Park mit dem Grafen austauschen mußte, war es ihm fast unmöglich, nicht fortwährend indiscret die von prachtvollem blauschwarzem Haar umrahmte rundvorgewölbte Stirn, die mandelförmig geschnittenen und bald ein intensives Feuer, eine große innere Lebendigkeit und dann wieder ein träumerisches Insichgekehrtsein verrathenden blau-

grauen Augen der Gräfin zu betrachten. — Er fragte sich dabei nicht, ist dieser belebte, seinen Ausdruck wechselnde Kopf, diese grade und regelmäßig gezeichnete Nase, dieses stark und doch, so fein ausgebildete Kinn schön oder nicht schön ... Dieser Kopf zog ihn eben an, er prägte sich, so zu sagen, tief seiner Seele ein, obwohl er sich dagegen sträubte, einen anziehenden Eindruck von ihr zu empfangen, wiewohl er sich sagte, daß er von diesem stolzen Geschlecht verletzt sei und eine innere Antipathie gegen sie empfing.

Während Fräulein von Halberschwert dem Gaste Kaffee einschenkte, beschäftigte sich Geraldine mit einer Stickerei.

„Ich werde sogleich nach der Horstburg hinüberfahren", sagte Graf Schönstetten — „Sie müssen hier unterdeß sich die Zeit so gut zu vertreiben suchen, wie Sie können, Herr Ramberg; ein Paar Stunden lang wird der Park Sie unterhalten, wenn Sie drin umherschlendern wollen. Der Bediente soll ihnen auch die Bibliothek zeigen — Sie werden sie ziemlich reichhaltig finden — wenn Sie ein Buch nehmen wollen, so suchen Sie draußen eine schattige Stelle damit auf; Sie

haben dabei aus der Ferne vielleicht sogar einen musikalischen Genuß, denn meine Tochter nimmt in den Vormittagsstunden ihre Uebungen vor..."

Sollte das ein Wink sein, daß ihm nicht einfallen solle, während dieser Uebungen in den Musiksalon der Gräfin zu treten und sie durch seine Nähe zu belästigen? Hattstein glaubte es und versetzte kühl:

„Ich werde gewiß keine Langeweile empfinden; wie könnte man das an einem schönen Morgen, in einer so schönen Umgebung — in der man sich nicht nach Musik sehnt; nach meinem Gefühl gehört die Musik nicht in die Natur, sie stört da, sie paßt nicht hinein, höchstens die Musik des Sturmes oder des Donners ist da an ihrem Ort!"

„Das ist paradox", sagte die junge Gräfin, zu Hattstein aufblickend.

„Paradox . . . aber doch richtig!" versetzte Hattstein mit einer scharfen Bestimmtheit. „Ein Orchester, das mir Meyerbeer oder Rossini vorspielt, laß ich mir höchstens auf einer nackten Heide gefallen — in Ihrem Park nicht."

„Und weshalb nicht?" fragte Graf Schönstetten.

„Weshalb? Es ist wider mein Gefühl ... den Grund desselben hab' ich mir nicht klar gemacht. Die Natur selbst wirkt schon wie Musik auf uns. Sie zeigt uns, wenn sie schön ist, die ideale Seite der Welt. Sie bewegt unser Gemüth, sie beflügelt unsere Phantasie, sie bringt unsere Gefühle ins Schwärmen. Ganz dasselbe thut die Musik. Dringen nun die Einflüsse von Beiden zu gleicher Zeit auf mich ein, so wird das zu einer inneren Pein; ich weiß nicht, wem soll ich mich hingeben, soll ich mit dem Auge oder mit dem Ohr leben, soll ich dem Strome der Empfindung, der mich über Thal und Hügel fortreißt, folgen oder den Klängen, die mich in eine noch idealere Region verlocken wollen — mit einem Wort, es wird des Schönen zuviel ..."

„Vielleicht", sagte der Graf Schönstetten, „hat der Eindruck, von dem Sie reden, doch einen andern Grund. Die Natur lockt uns aus uns heraus, wir möchten bei ihrem Anblick „harmonisch all' das All durchfließen" — und die Musik drängt uns auf unser Inneres zurück, sie concentrirt uns auf unser inneres Gefühlsleben ... es wäre also ein innerer Gegensatz zwischen Beiden da ..."

„Bei mir“, entgegnete Hattstein, „ist es nicht das, es ist bei mir das Widerstreben, zu gleicher Zeit doppelt auf mein Gemüth wirken zu lassen. Dann meine ich, daß überhaupt Musik nicht zu Gemälden paßt; die Natur aber zeigt uns farbige Bilder; die Musik paßt nur zur Plastik, nicht zur Farbe.“

„Aber die Natur“, sagte jetzt Geraldine, indem sie ihre Stickerei fallen ließ, „hat doch selbst ihre Musik und Sie werden doch keine Antipathie haben gegen diese, gegen eine Windharfe, gegen abendlichen Waldhornklang ... oder gar gegen Nachtigallenschlag?“

„Das ist etwas Anderes ... Das ist eben die melodische Sprache der Natur, Töne, die in voller Harmonie stehen mit dem Eindruck, den die Natur hervorbringt, ihn nur vertiefen oder uns bewußter machen. Es sind Töne, die in bescheidener Unterordnung der Natur dienen, nicht wie eine Opermusik sich ihr selbstmächtig gegenüberstellen. Nur gegen diese erklärt sich mein Gefühl, das bis zur Empörung geht, wenn ich in Seebadeorten irgend eine Capelle aus der Residenz finde, die in einem Pavillon am Strande sitzt,

und da die modernsten Compositionen dudelt, geigt und bläst in Concurrenz mit dem Brausen der Meeresbrandung, dem urewigen Schöpfungsliede der schäumenden Wellen."

„Sie mögen Recht haben ... es ist mir das bisher nicht so zum Bewußtsein gekommen, aber Sie haben Recht", sagte Graf Schönstetten ... „die Menschen mischen überhaupt toll die Dinge zusammen ... wie wenige haben Gefühl für künstlerische Zusammengehörigkeit und Harmonie. Sie stellen Gemälde und Statuen in denselben Raum; sie bauen gothische Kapellen in Parks und Wäldern, als ob die Gothik, die die Natnr, den Wald nachahmt, neben die Originalschöpfung Gottes gehöre ... ach, und wären das", fügte der Graf mit einem Seufzer hinzu, „die einzigen Dummheiten, die sie begingen! Und nun", fuhr er, sich erhebend, fort, „will ich mich auf den Weg machen. — Auf Wiedersehen, mein Herr Ramberg!"

Schönstetten reichte seiner Tochter die Hand und küßte sie zum Abschied auf die Stirn, dann verließ er rasch den Salon. Wenige Augenblicke nachher hörte man das Fortrollen eines Wagens aus dem Schloßhofe.

Hattstein war allein mit den jungen Damen und eine lange Pause des Schweigens folgte, die seinerseits wenigstens eine verlegene war. Geraldine, die sich wieder sehr emsig ihrer Stickerei zugewandt hatte, mochte endlich ebenso empfinden, sie unterbrach wenigstens die Stille, indem sie sagte:

„Lieben Sie überhaupt Musik nicht?“

„Dann wäre ich ein Barbar, meine gnädigste Comtesse“, versetzte Hattstein, „jeder Mensch, der irgend einer Kunst, es sei welche es sei, unzugänglich ist, ist ein Barbar. Aber ich glaube, daß man die Musik überschätzen kann und daß sie wesentlich die Kunst ist, welche den Frauen zugewiesen werden sollte. Mit dem Unplastischen, Unbestimmten, wogende Gefühle Erweckenden, wolkenhaft Verschwimmenden und wellenhaft Dahinrauschenden entspricht die Musik wesentlich dem Sein und Wesen des Weibes.“

„Und daher stellen Sie sie nicht hoch? Also auch das Sein und Wesen des Weibes überhaupt nicht?“ fragte Geraldine, indem etwas von einem spöttischen Lächeln der Ueberlegenheit um ihre Lippen auftauchte.

„Ich möchte behaupten“, versetzte Hattstein, dem dies nicht entging, „das Sein und Wesen des Weibes wird erst dann recht schön, wenn ein Mann sich der Sache annimmt und bemächtigt, und es darstellt.“

„Also nur in Büchern, die Männer geschrieben haben, ist es schön?“ sagte sie ironisch.

„Das habe ich nicht sagen wollen. Die Männer verhimmeln die Frauen in ihren Büchern zu sehr . . .“

„Und was wollten Sie sagen?“

„Ich meine, das weibliche Element kommt erst dann zu seiner schönsten Erscheinung, wenn es in einem Manne wohnt und in ihm sich äußert z. B. in dem Dichter. Die Dichter stehen deshalb „auf der Menschheit Höhen“, weil sie in sich das männliche und das weibliche Element vereinigen. Das weibliche Element nun habe ich bei den Dichtern immer weit zarter, schöner, tiefer ausgedrückt gefunden, als je in einer Frau!“

„Machen Sie selbst Verse?“

„Sie sind boshaft! Nein.“

„Worin besteht das weibliche Element?“

„In der Hingebung, der Aufopferungsfähigkeit,

in der Innigkeit des Gemüths, Treue und Tiefe der Empfindung und der Intuition, welche das Gefühl verleihet."

„Das sind also doch Eigenschaften, welche Sie den Frauen lassen . . . wenn auch nur in abgeschwächtem Maße — und gewiß sehr in den Schatten gestellt durch sehr viel andere schlimme Eigenschaften, als da sind Eitelkeit, Gedankenlosigkeit, Wankelmuth und Veränderlichkeit."

Hattstein lächelte.

„Ich muß gestehen, gnädigste Comtesse, daß ich nicht genug von den Frauen weiß, um darüber etwas sagen zu dürfen . . . es mag wahr sein, daß die Frauen ewig große Kinder bleiben, wie man ihnen nachsagt, ich bescheide mich aber . . . ich kenne zu wenig die Welt, um darüber abzusprechen oder zu wissen, ob es wahr ist, daß, wo irgend ein großes Unheil die Einzelnen oder ganze Völker betrifft, immer ein verhängnißvoller Fraueneinfluß hinter den Coulissen steht und das Verderben einfädelt."

Geraldine sah wieder mit dem spöttischen Lächeln zu ihm auf.

„Aber wissen Sie denn nicht, daß der Höhen-

messer der Bildung eines Menschen die Stellung ist, die er den Frauen gewährt?"

„Ich läugne das", sagte Hattstein — „und behaupte im Gegentheil, daß dies eine sehr unchristliche Ansicht sei . . . das Christenthum, welches der Vermittler der höchsten Bildung für die abendländischen Völker gewesen ist, hat immer die Frauen sehr niedrig gestellt!"

„Niedrig?"

„Nun ja, die Frauen sind nach ihm das, wodurch die Sünde in die Welt gekommen, der ewige Stein des Anstoßes, die verkörperte Verführung, das absolut zu Meidende . . . die Frau „muß in der Kirche schweigen", — „le Donne non devono intrare" finden Sie in Italien über hundert Thüren geschrieben . . . und jener Heilige sah seine eigne Mutter nicht an, weil sie eine Frau war."

„Waren Sie in Italien?"

„Vor drei Jahren als Student!"

„Sie studirten also, ehe Sie Kaufmann wurden?"

„Ich studire auch als Kaufmann noch — glauben Sie, es vertrage sich nicht zusammen?"

„Bisher habe ich es nicht angenommen, wenigstens nicht, daß es oft der Fall sei.“

„Zuweilen doch; und wenn auch die Bücher gerade nicht im Leben des Kaufmanns eine zu große Rolle spielen können, zum Studium der Menschen und Charaktere enthält seine Beschäftigung Veranlassung genug.“

„Gelegenheit zu diesem Studium hat wohl jeder Mensch genug — aber besondere Aufforderung dazu hat Ihr Stand doch schwerlich. Er sieht das Geld und kümmert sich nicht darum, von wem es kommt, welche Charaktere es sind, die es ihm bringen.“

„Aber sein Stand bringt ihn in weithin sich erstreckende Verbindungen, in Berührung mit Menschen der verschiedensten Art . . .“

„Die er doch nicht beobachtet, deren Charakter ihm doch gleichgültig bleibt, wenn sie seine Waaren nehmen oder ihm Waaren senden. Er strebt zu sehr nach dem Einen, was ihm am Herzen liegt, um sie beobachten zu sollen; um sie unbefangen zu beurtheilen, muß man nichts von den Menschen wollen!“

„Oder gerade von ihnen wollen . . . dann

lernt man auch beobachten, wie der Einzelne zu fassen ist, und wie er behandelt sein will."

„Um ihn zu einem Geschäfte zu bringen, um Geld, um einen Vortheil von ihm zu gewinnen, um ihn zu überlisten ... würden Sie das in der That mit dem edlen Wort Studium bezeichnen?"

„Hattstein blickte die Gräfin ein wenig betroffen an, ohne in seinem bisherigen flotten, unbekümmerten Widersprechen fortzufahren. Er fühlte, daß er sich ein wenig verrannt habe, und suchte vergeblich nach einer schlagenden Antwort, die ihn an diesem stolzen Geschöpfe rächen sollte, welches ihm so unumwunden das hochmüthige Herabsehen ihrer Lebenssphäre auf all jene Berufsarten ausdrückte, die nur Gelderwerb bezwecken. Aber er fand keine Antwort. Er hätte etwas von der Arbeit und dem Adel, den sie verleiht, sagen können. Aber er fühlte, daß er damit nicht durchdringen würde. Man würde ihm sagen, daß Arbeit und Arbeit zweierlei sei; daß es Arbeit gebe, die Früchte für das Ganze und Allgemeine bringe; Arbeit im Dienste der Idee; und eine andere Arbeit im Dienste des Ich, des Geldmachens ... und darum schwieg er und stand auf.

„Ich will Ihnen nachgeben, gnädigste Comtesse“, sagte er lächelnd, „und ein wenig von dem Studium treiben, welches Sie allein gelten lassen... in Ihrer Bibliothek!“

Die beiden jungen Damen erwiederten seine Verbeugung ziemlich ceremoniös und er verließ den Salon.

„Das scheint mir ein fürchterlicher Pedant“, bemerkte Fräulein von Halberschwert, als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, „viel eher zum Professor als zum Kaufmann geboren!“

„Hochmüthig genug dazu, sicherlich“, versetzte Geraldine, „aber jedenfalls ein merkwürdiger Mensch!“

„Wie keck er Allem widersprach, was Du sagtest! ...“

„In der That, es ist empörend, wie solch ein Mann, wenn er etwas gelernt und ein wenig gedacht hat, auf unser Eins herabblickt, als ob wir ewig Kinder wären, über welche sie an Verstand und Geist emporragten wie Alpengipfel ... wie lichtumflossene Bergeshöhen, in deren Schatten wir arme Lämmer weiden müssen, wenn wir ein wenig Geistesnahrung finden wollen.“

Geraldine sagte dies mit einer Schärfe, die ihre Freundin nicht an ihr kannte, so daß diese aufblickte.

„Er ist bei alledem außerordentlich hübsch, und sein Wesen verräth nicht im Geringsten den Commisvogayeur!“ fuhr die Gesellschafterin fort.

Geraldine antwortete auf diese Bemerkung ihrer Freundin nichts.

„Ist er ein Verwandter der Frau Ramberg?“ fragte Fräulein von Halberschwert nach einer Pause.

„Das würde ihm noch fehlen, um ihn vollends liebenswürdig zu machen“, versetzte die junge Gräfin wegwerfend. „Nein, mein Vater sagt, er sei es nicht.“

Unterdeß hatte sich Hattstein von dem Kammerdiener die Bibliothek öffnen lassen — einen großen Saal im obern Stock, der einen reichen Bücherschatz in vollständig systematischer Ordnung aufgestellt zeigte. Hattstein musterte eine Zeitlang die Rückentitel, nahm dann ein Buch und setzte sich damit an eines der auf den Park hinausgehenden Fenster. Seine Blicke flogen bald über die aufgeschlagenen Seiten fort, in die Landschaft vor ihm hinaus. Er dachte an das Gespräch,

welches er eben geführt ... er ärgerte sich dabei ein klein wenig über seine Gegnerin in diesem Gespräch und noch mehr über sich. Er ärgerte sich, daß es ihm so wenig gelungen schien, diesem adeligen Hochmuth auch nur im Geringsten zu imponiren ... im Gegentheil, er mußte sich gestehen, daß umgekehrt sie ihm einen tiefen Eindruck gemacht, daß er nie ein junges Mädchen von so frischer Natürlichkeit bei so viel Bildung kennen gelernt ... er mußte sich gestehen, daß der adlige Hochmuth, den er ihr zuschrieb, viel zu sehr durch ihre Persönlichkeit berechtigt sei, als daß er sich mit seinen Versuchen, ihn ein wenig zu demüthigen, nicht lächerlich gemacht habe... kurz, er war mit sich sehr unzufrieden und mit der jungen Gräfin noch mehr, und nahm sich vor, sich nicht mehr um sie zu kümmern und jetzt in dem alten Ayrer zu lesen, den er aus einem der Bücherschränke genommen. So begann er mit den Augen über die Seiten zu streifen, und that dies rascher und rascher ... der alte Ayrer schien ein unerträglich langweiliger Patron — er schlug das Buch zu, um ein anderes zu nehmen. Da hörte er, sehr gedämpft durch die Entfernung, von unten her

die Klänge von Geraldinens Instrument — ihren Gesang . . . er lauschte einen Augenblick und verließ dann die Bibliothek, um in den Park hinunterzugehen, wo er vor dem Schlosse in nächster Nähe diesem wunderbaren Gesange lauschen konnte.

Als er unten angekommen war und vor dem Musikzimmer, dessen Fensterflügel offen standen, vorüberging, verstummten plötzlich Gesang und Begleitung. Hattstein sah wie die junge Gräfin aufstand und den Flügel schloß.

Ist das Rache für meine musikalischen Ketzereien oder finden wir es nicht standesgemäß, uns vor einem so bürgerlichen Menschen hören zu lassen? sagte er sich, bitter lächelnd.

„Du hörst schon auf?“ fragte drinnen Fräulein von Halberschwert.

„Ich will“, versetzte Geraldine zum Fenster tretend mit einem flüchtigen Lächeln, „ich will unserem Gaste nicht den Genuß der schönen Natur verderben, in der ihm jede Musik geschmacklos oder unkünstlerisch erscheint!“

Hattstein wollte etwas antworten, aber Geraldine war schon vom Fenster zurückgetreten und sprach mit dem Gesellschaftsfräulein weiter. Es

blieb ihm nichts übrig als zu gehen und sich in den Park zu vertiefen.

Um zwei Uhr gab eine Glocke das Zeichen, daß die Stunde des Mittagessens gekommen. Als Hattstein im Salon erschien, fand er die beiden Damen und die zwei Herren, welche er am gestrigen Abend an der Abendtafel gesehen, dort versammelt. Geraldine war in einem Kleide von leichter schwarzer Seide mit rothem Corallenschmuck, die Fülle der schwarzen Haarflechten mit Corallennadeln aufgesteckt — sie erschien Hattstein jetzt noch um Vieles schöner, als am Morgen. Er sah sie im Gespräche mit dem Geistlichen stehen — von seinem Eintreten und seiner Verbeugung nahm sie keine Notiz und als der Kammerdiener meldete, daß angerichtet sei, schritt sie raschen und elastischen Ganges voran, wie um Hattstein zuvorzukommen, daß er ihr nicht den Arm biete und sie zur Tafel führe. Dieser wenigstens legte es sich auf eine für ihn so wenig verbindliche Weise aus. Fräulein von Halberschwert nahm den Arm des jungen Geistlichen und Hattstein folgte mit dem Rentmeister. Sein Couvert wurde ihm neben Fräulein von Halberschwert angewiesen; neben der Gräfin saß

der Geistliche, mit dem sie sehr eifrig die Unterhaltung fortsetzte.

Hattstein hörte diesem Gespräche zu, das sich um eine verarmte Familie in der Nachbarschaft bewegte, die Geraldine zu unterstützen schien... in einer Weise, daß der Geistliche ihren Eifer mehr zu dämpfen als anzuspornen beflissen war, indem er auf Characterschwächen der einzelnen Mitglieder der Familie hinwies, welche wie er meinte, Geraldinens Aussichten und Schritte für sie fraglich und bedenklich machten, während die junge Gräfin keine Schwierigkeiten sehen wollte. Emil Hattstein betrachtete unterdeß schweigend einige große Ahnenbilder, welche die Wände des Speisezimmers schmückten, bis Fräulein von Halberschwert ihn fragte:

„Interessiren Sie diese Portraits.... es ist noch eine ganze Gallerie im Schlosse, wo Sie ihrer mehrere Dutzend finden können."

„Als Ahnenbilder haben sie zwar kein Interesse für mich", versetzte Emil, „aber es interessirt mich, die Köpfe zu fragen, welchem Jahrhundert sie angehören, welcher Zeitströmung, und welche Schicksale sie gehabt haben mögen."

„Und antworten Ihnen die Köpfe?" fragte

hier Geraldine, ihr Gespräch mit dem Geistlichen plötzlich unterbrechend.

„Gewiß antworten sie", versetzte Emil Hattstein, „meist sehr bestimmt; die Menschen sind in ihrer Denkrichtung immer die Brüder ihrer Zeitgenossen und wie sollten Brüder nicht immer eine Familienähnlichkeit haben?"

„Und woran sehen Sie, ob die Antwort, welche Sie erhalten zu haben glauben, die richtige ist — an so vielen fehlen die Jahreszahlen!"

„Das Costume giebt doch über die Zeit gleich Aufschluß!"

„Also auch das haben Sie studirt?"

„Nicht just studirt — so etwas drängt sich uns von selbst auf; man sieht, und weiß solche Sachen dann ohne sich viel Rechenschaft darüber geben zu können, wie und wo man sie erfahren!"

„Und was hat der Mann dort Ihnen gegenüber, der mit dem hellblonden Haar und den Goldarabesken auf der Rüstung, Ihnen für eine Antwort gegeben, welcher Zeitströmung er angehört?" fragte Geraldine in einem Tone, durch den Emil fortwährend etwas Spöttisches zu hören glaubte.

„Es ist eine Physiognomie, die der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts angehört; denn Köpfe jener Zeit haben zumeist dieses Gepräge, breite Derbheit, Fülle, knochigen Bau, wozu eine nachdenkliche Art von Intelligenz in den Augen und eine gewisse Gedankenschwere auf den Stirnen kommt; ein Reflex des großen Gewitters der Reformation, das am Horizont aufzieht, eine Spiegelung der ernsten Fragen jener Zeit, denen sich Niemand mehr entziehen kann; denn das Gefühl der Stürme, welche über sie ausbrechen werden, liegt in der Luft. Sie würden den Typus der Köpfe aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts auch meist geistloser finden, wenn es nicht so selten wäre, Portraits aus jener Zeit zu sehen; und ganz anders den der Köpfe aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und nach demselben."

„Diese werden uns verwilderte, rohe Physiognomien zeigen..."

„O nein, nicht das... umgekehrt, es sind meist magere vergeistigte Köpfe oder Physiognomien, in denen List und Schlauheit vorherrschen. Viele von ihnen sind schmal, mit spitzem Kinn, mit schlichtem dunklem Haar, die Augen tiefliegend —

Menschen, die einer Zeit entsetzlichen Ringens angehören, einer Zeit voll großer, in Blut und Mord gelöschter Leidenschaften; Köpfe, in denen doch am wenigsten sich das ausspricht, was wir Fanatismus nennen, und was man gerade bei einer Zeit der Glaubenskämpfe erwarten sollte. Wenn unsere Geschichtsschreiber diese Köpfe der Zeit des dreißigjährigen Krieges studirt hätten, so würden sie schon früher zu der Entdeckung gekommen sein, daß diese Menschen sich nicht um des Glaubens willen schlugen, sondern daß der Glaube meist nur der Vorwand bei der großen Rebellion gegen die Kaisergewalt war, die Deutschland in Stücke auseinandergerissen hat."

„Für Sie", sagte Geraldine, „blickt also die Philosophie der Geschichte den Leuten aus den Augen heraus . . ."

„Aus den Augen auch, allerdings!"

„Aber reden Sie dabei nur von den Männerphysiognomien, oder nehmen auch die Frauengesichter Theil an dieser Hieroglyphik der Jahrhunderte?"

„Die Frauen weniger. Die Frau nimmt weniger Theil am Allgemeinen. Ihr Schicksal

behält unter allen Wendungen der öffentlichen Verhältnisse ein innerlich gleichartiges Gepräge. Ihr Wesen ist ein mehr vegetirendes, durch die Natur gebundeneres, vom Hang zum egoistischen Fürsichsein beherrschtes. Krieg oder Frieden, die Welt in stiller Ruhe oder durch Gedankenkämpfe in Flammen gesetzt ... es berührt die Frau nicht so unmittelbar wie den Mann. Sie spinnt ihr Leben mit etwas mehr oder etwas minder Herzeleid am Rocken ihrer häuslichen Pflichten ab ..."

„Und das ist ihre Bestimmung, um die Ideen und um die Gedankenkämpfe der Männer soll sie sich nicht kümmern? ..." fiel hier Geraldine ironisch ein.

„Ihre Bestimmung? Das glaub' ich durchaus nicht", versetzte Hattstein ... „ich glaube, das es für ein Gedankenleben ursprünglich ganz dasselbe ist, ob ein Mensch als Mann oder Weib geboren wurde — und ich mache es deshalb den Frauen zum Vorwurf, daß sie es durch Theilnahmlosigkeit gegen die Geistesarbeit und die Gedankenkämpfe der Männer dahin brachten, daß eine so schneidende, gewiß mit verächtlichem Achselzucken ausgesprochene Ironie wie jenes: domi mansit, lanam fecit!

eines alten Römers, bis auf unsere Tage Gültigkeit behalten konnte!"

„Das ist freilich eine neue Auslegung des Worts", sagte hier der Geistliche.

„Und Sie widersprechen sich selber, Sie sprachen an diesem Morgen ganz anders über die Frauen", fiel Geraldine ein.

„Gewiß nicht, meine gnädigste Comtesse, ich habe über die Frauen gewiß nichts gesprochen, was mir das Recht nähme, ihnen vorzuwerfen, daß die meisten Männer so entsetzlich philisterhaft über sie denken, und den Kreis ihrer geistigen Anlagen und die Schranken ihres Berufes so vorurtheilsvoll enge ziehen!"

„Ist denn das der Frauen Schuld?"

„Sicherlich. Weshalb haben sie den Männern durch überlegene Bildung, durch große Thaten der Intelligenz, durch glänzende Schöpfungen der Kunst nicht längst gezeigt, daß sie Philister seien, indem sie die Frauen tiefer stellen als den Mann? Sie könnten es!"

„Aber mein Gott", versetzte Geraldine eifrig, „Sie selbst haben ja eben noch ausgesprochen, daß die Frauen Wesen niedrigerer Art, vegetirender,

durch die Natur gebundener und was weiß ich Alles seien?“

„Ich habe sie darum nicht von niedrigerer Art genannt, ich habe ausdrücklich gesagt, daß ich die Menschen ganz ohne Unterschied zu demselben geistigen Berufe geboren betrachte. Hat die Frau mehr Unbewußtes, Egoistisches, Pflanzenhaftes in sich, so hat der Mann andere Eigenschaften, die sich seiner geistigen Entwickelung ursprünglich viel hemmender entgegensetzten als jene. Der Mann ist roher, schwerer von Begriff, die Claviatur seines Denkvermögens ist langsamer und für die raschen Läufe, welche die Frau auf der ihren spielen kann, nicht eingerichtet; er ist schwerfälliger in allem, und brutalen Leidenschaften viel mehr unterworfen, viel mehr Sclave der Sinnlichkeit. Aber trotz dieser schwerwiegenden Hindernisse, die zwischen dem Mann und einem verfeinerten Geistesleben standen, hat er sich zum Träger der Cultur und des geistigen Fortschrittes, mit einem Wort: des Gedankenlebens gemacht, und die Frau, die eigentlich viel berufener war, alles Verfeinerte darzustellen, hat ihm wenig dabei geholfen. Sie hat ihn nicht einmal im Ausdruck des Gefühls, das doch recht

eigentlich ihre Sphäre sein sollte, in der Musik und in der Lyrik überholt; nicht einmal im Drama, wo doch nur sie herrschen sollte mit ihrer überlegenen Fähigkeit, sich fremden Stimmungen, Charakteren und Standpunkten anzuschmiegen, hinzugeben, mitzuempfinden... domi mansit, lanam fecit... sollte das nun nicht eine bittere Ironie sein."

Geraldine war immer eine höchst eifrige Vertheidigerin der Frauen gewesen und hatte sich immer außerordentlich schlagfertig gezeigt, wenn es darauf ankam, engherzige Männervorurtheile über ihr Geschlecht zu bekämpfen. Sie wußte jetzt Nichts zu erwiedern. Durch die Art, wie Hattstein die Sache faßte, hatte er sie vollständig geschlagen. Er hatte sich gesagt, daß er in einem Streite dieser Art über die lebhafte Gräfin nur dann entschieden Sieger bleiben werde, wenn er ihr im Princip völlig Recht gebe und dann aus ihrem eigenen Princip heraus die Waffen gegen sie nehme.

„Sie halten also den Mann und die Frau für geistig ganz gleich und behaupten nur, daß die Frau zu träge und indolent sei, sich mit dem Manne auf gleiche Höhe zu stellen..."

„In der That, das behaupte ich!“

„Aber ist denn die Thatsache wahr?“ sagte Geraldine, „sollte denn die Summe von Bildung, welche Sie bei den Frauen finden, der Summe der Bildung der Männer nachstehen?“

„Ich meine“, versetzte Hattstein, „doch wohl ein ganz Bedeutendes.“

Die junge Gräfin fühlte sich eigenthümlich durch die, wie sie sich sagte, anmaßende Sicherheit gereizt, womit dieser junge Kaufmann da vor ihr das Alles aussprach.

„Es ist darüber nicht zu streiten“, sagte sie mit einem Gesicht, welches allmählich eine höhere Röthe angenommen hatte ... „Jeder wird es entscheiden je nach dem Kreise, in dem er gelebt ...“

„Ich danke Ihnen, meine Gnädigste!“ sagte sich Hattstein im Stillen bei diesen Worten, die er als einen kleinen, rachsüchtigen Nadelstich auffassen durfte, der nicht sehr edel war.

„Aber“, fuhr Geraldine fort, „ich möchte wohl einen Mann und eine Frau von gleicher Begabung zu derselben Zeit die Bahn zu irgend einem Ziele betreten sehen. Wir würden dann sehen, ob die

Frau die Trägere wäre und es später erreichte, als der Mann!“

„Wenn sie in diesem Wettkampf siegte, so spräche das eben am Meisten gegen sie!“ antwortete Hattstein lächelnd.

„Und weshalb?“

„Weil, wenn sie das Ziel früher erreichte, sie nur um so mehr ein Beweis wäre, daß es nur an der geistigen Trägheit und Indolenz der Frauen liegt, wenn sie so unendlich weit hinter Dem zurückbleiben, was die Männer erreichen, leisten, schaffen und sind!“

„Ach, Sie sind ein Mann ... das heißt, es ist mit Ihnen nicht zu streiten“, sagte geärgert Geraldine, und hob die Tafel auf.

„Ich will Ihnen die Gallerie zeigen“, setzte sie dann hinzu, als er ihr seine Verbeugung machte.

Viertes Kapitel.

In der Gallerie.

Geraldine schritt aus dem Eßsalon Emil vorauf, und führte ihn durch mehrere Gemächer in einen großen Raum, der am Ende des Gebäudes lag und von Norden her Licht hatte. Die Wände waren hier bedeckt von Gemälden, meist aus älterer Zeit, zum Theil Compositionen der späteren italienischen und niederländischen Schulen, zum Theil Familienportraits... die letzteren sehr verschiedenen Werths, während unter den Landschaften, Genre- und historischen Bildern sich viele Stücke von Bedeutung zeigten.

„Die armen Bilder", sagte Hattstein, nach dem ersten Blick auf die Sammlung.

„Und weshalb bedauern Sie sie?"

„Sie dauern mich, weil sie so durstig sind!"

„Durstig?"

„Nun ja ... sehen Sie nicht, wie trocken und ausgedörrt sie ausschauen ... wie ein Hirsch nach Wasser, lechzen sie nach Erquickung."

„Und welche Erquickung muß man ihnen geben?"

„Man muß ihnen zu trinken geben, — neuen Firniß!"

„Die guten alten Herrn! Auch sie sollen mit modernem Firniß überzogen werden?" sagte Geraldine heiter — aber es wäre unverständig sich zu widersetzen; ich werde meinen Vater darauf aufmerksam machen. Was sagen Sie zu jenem Bilde dort?" fuhr sie dann, auf ein Frauenportrait aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts deutend, fort, und zugleich auf einem kleinen Eckdivan, der den Bilderwänden gegenüberstand, Platz nehmend.

„Es gleicht Ihnen auffallend ... ganz auffallend!" sagte Emil.

Dies war in der That der Fall ... nur war die dargestellte Dame in gepuderter Frisur und großblumigem Reifrock viel weniger schön, als Geraldine.

„Und das ist Alles, was Sie darüber zu sagen haben?" fragte sie, mit beinahe ironischem Ton.

„Kann Ihre verehrungswürdige Urgroßmutter mehr von mir verlangen?“

Geraldine erröthete.

„Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß ich durch das Compliment, welches ich ihr gemacht habe, bei ihr ebenso sehr in Gnade gekommen bin, wie ich die Ihrige dadurch verscherzt habe!“

Geraldine schien durch den leichten Ton, den Emil annahm, verletzt. Sie sagte ernst:

„Man sagt, daß es ein sehr gut gemaltes Bild sei!“

„Das scheint es auch mir in der That“, versetzte Emil. „Dennoch läßt es mich kalt: es ist das heitere gute Gesicht einer Frau, die keine Geschichte hatte.“

„Und müssen die Menschen, die Sie interessiren sollen, eine Geschichte haben?“

„Gewiß müssen sie das. Wer ein Herz hat, der hat auch eine Geschichte — und diese Geschichte ist in dieser schlimmen Welt ja leider fast immer eine tragische. Der Mensch wird nur durch das interessant, was er gelitten.“

„Da denke ich vollständig anders, als Sie“,

fiel Geraldine ein. „Leiden ist Kranksein. Ich ziehe das Gesundsein vor."

„Ich nicht. Je roher ein Organismus, desto gesunder ist er."

„Das ist paradox! Weshalb sind Sie dann nicht Arzt geworden ... Seelenarzt, Irrenarzt, dann hätten Sie Ihr ganzes Leben den Organismen, die Sie lieben, widmen können?"

„Ich liebe nicht das Leiden, sondern nur die Menschen, die leidensfähig sind, oder die gelitten haben! Sie werden diese Anschauung freilich nicht theilen. Wenn man für das Glück geboren ist, wird man nicht einräumen, daß die, so für das Unglück geboren, eigentlich die wahre Aristokratie der Menschheit bilden."

„Gibt es Menschen, die für das Glück geboren sind?"

„Behaupten das nicht alle diese stolzen und hochgetragenen Stirnen, alle diese selbstbewußten lächelnden Gesichter Ihrer erlauchten Ahnen da vor uns, gnädigste Gräfin?"

„Und sie alle sollten nicht gelitten haben?"

„Sie sehen nicht danach aus und Gräfin Geraldine Schönstetten wird es am wenigsten von

diesen erlauchten, über der Erde Mühe und Noth erhabenen Persönlichkeiten einräumen, daß das Leid untergeordneter Sterblichen sie je berührt habe!"

„Weshalb nicht? Ich sehe nur nicht ein, daß im Leiden der einzige Adel liegen soll. Ich suche den Adel in großen Gedanken, großen Thaten, großem Schaffen, in Geisteskraft und Energie . . ."

„Und zu dem Allen gehört eine Seele, die tief empfinden, die leiden kann. Kein großer Künstler ohne großen Schmerz! Eine Sonne hebt sich immer aus einer Nacht empor. Die Vorsehung erzieht die, welche sie liebt, zu Duldern. Wenn sie das Schicksal der Einzelnen, die leiden, betrachten, so werden Sie finden, daß sie ihr Lebenlang fast immer mit einer bestimmten Art des Leids heimgesucht werden, daß ihnen eine specielle Art des Kummers treu bleibt; bei dem Einen wiederholt sich immer dieser, bei dem Andern immer jener Verdruß oder Schmerz . . . als ob sie dadurch zu bestimmten Zwecken erzogen werden sollten . . . als ob sie geschult werden sollten für Aufgaben und Missionen in späteren Existenzen, die sie noch zu durchlaufen haben."

„Glauben Sie an solche spätere Existenzen der Seele auf Erden?“

„Gewiß ... die Natur ist sparsam und weiß ihre Stoffe immer neu zu verwenden. Eine noch nicht zu sehr abgenutzte Menschenseele giebt später vielleicht eine ganz hübsche Hundeseele ab!“

„Sie sind ein Demokrat und ein Atheist, mein Herr Ramberg“, sagte Geraldine fast zornig.

Emil lächelte über diese Heftigkeit. Er bemerkte mit stiller Befriedigung, wie er diese Natur, die ihm eine so stolze und, wie er glaubte, standesbewußte Abgeschlossenheit gezeigt, doch innerlich in Bewegung gesetzt und gereizt habe; er antwortete:

„Ich bin keines von Beiden — auch werde ich Sie sofort versöhnen, wenn ich Ihnen sage, daß ich umgekehrt glaube, eine recht brav sich aufführende Menschenseele, die sich dabei nicht abgenutzt hat und noch recht frisch und „gesund“ geblieben ist, wird in einer späteren Existenz zur Belohnung in glücklicheren, glänzenderen Verhältnissen wiedergeboren; aus dem braven Schuster wird ein Graf — aus der tugendhaften Schreiberseele wird ein Fürst — und so haben Sie, in

Ihren vornehmen Standesgenossen lauter brave, belohnte, beförderte Seelen um sich, deren ererbte Titel, Decorationen, Orden für vorexistenzliche Verdienste sind. Sie stehen inmitten einer Welt der Elite!"

Geraldine warf einen sprechenden Blick auf ihn — jedem anderen Manne hätte sie auf diese Ironie mit einer anderen Ironie frischweg geantwortet — bei diesem Ramberg konnte sie das nicht; dies Wesen ruhiger Ueberlegenheit, das er ihr gegenüber annahm, hatte etwas sie innerlich Reizendes und Stachelndes. Es empörte sie diese grenzenlose Unbefangenheit, womit er eine geistige Oberhoheit über sie annahm bei jedem Gegenstande, auf welchen sich das Gespräch wandte; und sie ärgerte sich dann über sich selber, daß sie dieses Ueberlegenheitsgefühl, wie sie es doch sonst, wenn sie mit einem Mann verschiedener Ansicht gewesen, immer verstanden, jetzt nicht in ihre Schranken zurückzuweisen wußte. Seine Ironie empörte sie, und um desto mehr, da sie sich nicht sagen konnte, daß in seinem Widerspruch gegen ihre Ansichten irgend etwas von plebejischer Weise und Art, von ungehobelter Ueberhebung liege. Sie mußte sich

einräumen, daß sie einem Manne von vollkommen guter Erziehung gegenüberstehe; aber sie glaubte ihn ausgerüstet mit unerträglich viel männlichem Hochmuth und Wissensstolz ihr, dem unerfahrenen, ungelehrten jungen Mädchen gegenüber. Aber was bewegte, was reizte sie so dabei. Was war in diesem Manne, was sie bewog, nicht ganz gleichgültig ihn denken und reden zu lassen, was er wollte! War es der Umstand, daß er von den stillen und lauten Huldigungen, die sie bei allen andern Männern fand, jungen wie älteren, auch nicht das allermindeste an den Tag legte? War es ein koketter Drang in ihr, auch diese spröde Natur zu erobern, zu unterjochen — und gerade, weil sie so spröde war, mit doppeltem Eifer diese Eroberung zu suchen? Sie hätte sich das keinenfalls selbst gestanden; sie sagte sich nur, daß er in seinem Sprechen hundert Dinge anrege und berühre, ohne ihr doch Zeit zu lassen, ihre Gedanken darüber zu sammeln und dann all die schönen Dinge zu äußern, die der leidige esprit escalier ihr eingab, wenn es zu spät war; wenn dieser seltsame junge Kaufmann, der so viel zu wissen, über so viele Dinge nachgedacht zu haben schien,

längst wieder zehn andere Gedanken angeregt hatte. Und das auch gestand sie sich gern, daß er doch wirklich ein ganz merkwürdiger Mensch sei, mit all seinem lebhaften geistigen Leben, und das bei seiner Beschäftigung, in seinem Stande ... als Holzhändler! — —

„Kommen wir auf meine Ahnfrau dort zurück“, sagte sie jetzt, „der ich so ähnlich bin, wie Sie sagen, und die Ihnen so wenig Interesse abgewinnt. Wenn sie auch keine Geschichte hat, wie Sie bemerkten, — ein Umstand, wozu ich ihr nur Glück wünschen kann — so ist sie doch für die Geschichte unserer Familie desto wichtiger, denn wir verdanken ihr Alles ... als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes wußte sie durch Sparsamkeit und kluge Verwaltung fast Alles das, was wir besitzen, zu erwerben oder für immer zu sichern, und wußte obendrein die Erhebung ihres Sohnes in den Reichsgrafenstand durchzusetzen.“

„Und wo ist der glückliche Sohn, der eine solche Mutter hatte?“ fragte Emil.

„Es ist der Mann im Harnisch neben ihr.“

„Man muß ihn sehen, um ganz den Werth der Mutter zu erkennen und schätzen zu lernen.“

„Weshalb?"

„Weil er ... wenn ich mich so unrespectvoll über Ihren Ahnherrn ausdrücken darf, ein grenzenlos unbedeutendes Gesicht hat; er sieht so stumpfsinnig und verdrießlich aus, daß man darauf schwören dürfte, er hat seiner Mutter nicht den geringsten Dank gewußt für Alles, was sie gethan. Und in solchen Situationen wird das Frauennaturell rührend und liebenswürdig; wenn sie, wie so oft, ihr Leben opfern für Männer, die es so grenzenlos wenig verdienen, so blödsinnig wenig zu schätzen wissen, ja, wohl gar mit roher Undankbarkeit lohnen!"

„Darin mögen Sie Recht haben . . . aber Unrecht giebt Ihnen diese Frau in dem, was Sie vorhin sagten: eine Frau werde ein Ziel nicht so bald erreichen, wie ein Mann ... ein Mann hätte ihr Ziel, die Erhöhung ihres Hauses, nicht so bald erreicht, wie diese Frau, das würden Sie mir glauben, wenn Sie die näheren Umstände und unsere damalige Lage kennten!"

„Die Erhöhung in den Grafenstand?" fragte Emil mit einem Tone, durch den Geraldine wieder etwas wie Ironie klingen hörte.

„Nun ja . . . unter den damaligen Verhältnissen immerhin ein würdiges Ziel . . .“

„Mag sein . . . damals!“

„Die Frauen“, fuhr Geraldine lebhaft fort, „haben eben Eins vor den Männern voraus, was sie stark macht; sie sind nicht vollständiger Egoismus, sie können alle Rücksicht auf sich opfern, sie können entsagen!“

„Macht diese Fähigkeit sie stärker? Ich meine der Egoismus läßt ein Ziel nur noch consequenter, zäher, hartnäckiger verfolgen.“

„Die Verfolgung des Ziels, das der Egoismus sich gesetzt, fordert aber nur zu oft völlige Selbstverleugnung, und die ist eine Fraueneigenschaft!“

„Und bewundern Sie die? Für mich hängt sie mit kranker Schwäche, Fatalismus und Charakterlosigkeit zusammen.“

„Jede schwere Pflichterfüllung ist Entsagung.“

Emil schwieg eine Weile.

„Es ist wahr“, sagte er dann, „diesmal haben Sie mich geschlagen — doch nun nehme ich die Kraft der Entsagung im vollsten Umfang für die Männer in Anspruch; ich behaupte, daß . . .“

„Sie behaupten . . . und ich behaupte das Gegentheil; es kommt auf Beweise, auf Thaten an.“

„Freilich — aber eine Meinungsverschiedenheit, einen Streit durch thatsächliche Beweise zur Entscheidung zu bringen, ist schwer!“

„Allerdings . . . dazu fehlt die Gelegenheit!“ warf Geraldine wie zerstreut hin.

„Es ist nicht denkbar“, fuhr Emil lächelnd fort, „daß Sie und ich eine Art Wettlauf nach demselben Ziel anstellen könnten, noch auch, daß Ihnen eine Gelegenheit zu einer großen Entsagung geboten würde . . . Mir“, fügte er mit einem Seufzer hinzu, „schon eher!“

Er wandte sich ab, um einige andere der Bilder zu betrachten; Geraldinens Blicke verfolgten ihn mit einem eigenthümlichen Ausdruck, eine Wolke legte sich dabei auf ihre Stirn und deutete auf einen gewissen trüben Ernst, der sich ihrer bemächtigte.

„Nous verrons!“ sagte sie dann nach einer langen Pause, stand plötzlich auf und verließ die Gallerie.

Emil blickte ihr nach — mehrere Minuten lang, und endlich schritt er, als ob die Bilder

alles Interesse für ihn verloren hätten, einem der Fenster zu, legte sich in die Brüstung und starrte zerstreut in den Hof hinaus.

Er wußte nicht, wie lange er hier so in Sinnen verloren gestanden hatte, als er das rasche Rollen der Räder eines leichten Wagens vernahm und die Droschke des Grafen Schönstetten in den Schloßhof einlenken sah.

Emil verließ nun die Gallerie und begab sich in den Empfang-Salon in der Mitte des Gebäudes zurück.

Gleich nach ihm trat von dem Eingangsflur her der Graf ein.

Er war wo möglich noch hastiger, aufgeregter in seinem Wesen wie gewöhnlich.

„Ah, da sind Sie ja, mein Herr Ramberg", rief er aus, „ich bringe Ihnen leider eine Hiobspost; es ist nichts zu machen, gar nichts ... ich bin außer mir, daß auch diese Hoffung geschwunden ist — aber was kann es helfen, viel Umschweife zu machen, ich sage Ihnen geradezu: Sie werden von Tossenstein auch nicht einen Stamm erhalten."

Bei den ersten Worten, welche er gesprochen, war aus dem Musikzimmer drüben Geraldine

unter die Portière getreten — sie hatte ihren Vater begrüßen wollen, blieb aber wegen der Aufregung, in welcher sie ihn erblickte, auf der Schwelle stehen.

„Das ist allerdings eine Hiobspost, Herr Graf", versetzte Emil mit auffallender Ruhe — „für Sie sowohl wie für meine Auftraggeber ... ich wollte, ich könnte diesen eine bessere Nachricht heimbringen ... indessen, sie werden sich dabei beruhigen müssen und ich bedaure nur unendlich, daß ich die Veranlassung zu dieser vergeblichen Bemühung für Sie war, Herr Graf, ich bedaure das wirklich von Herzen."

Der Graf warf sich in einen der Sessel, während über die Züge Geraldinens, die offenbar eine kleine jetzt sich entwickelnde Scene zwischen den beiden Männern gefürchtet hatte, etwas wie der Ausdruck einer großen innern Befriedigung flog.

Sie kam näher und legte die Hand auf die Schulter ihres Vaters, der diese Hand erfaßte und sie küßte.

„Du bist so erhitzt", sagte sie sorglich, „soll ich Dir nicht eine Erfrischung bringen lassen?"

„Ich danke Dir, Kind — aber setz' Dich

da — Du hast am Ende eben so viel Interesse an der Verhandlung wie ich — nehmen Sie auch Platz, Herr Ramberg, erschöpfen wir jetzt die ganze Sache, um damit zu Ende zu kommen — unangenehme Dinge sind am besten möglichst rasch abgemacht. Sprechen Sie, was verlangen Sie jetzt von mir, was werden Sie thun, welche gerichtlichen Schritte sind Sie beauftragt, einzuleiten, welche Daumschrauben mir anzusetzen?“

Emil sah mit einem Ausdruck von Verwunderung in die Züge dieses aufgeregten, von Unruhe erfüllten Mannes — er war nahe daran, verletzt und tief gekränkt auszurufen: wofür halten Sie mich — als er sich noch zu rechter Zeit besann und sich mit einer gewissen Selbstironie jene Frage beantwortete: Er hält mich für das, was ich bin, einen Kaufmann, der sein Geld sucht! Dann sagte er mit der ruhigsten Gelassenheit:

„Ich werde von Allem dem, was sie befürchten, Herr Graf . . .“

„Wer sagt Ihnen, daß ich etwas fürchte — ich habe nie die Verantwortlichkeit für meine Handlungen abgelehnt — nehmen Sie mir Alles, was Sie mir nehmen können, lassen Sie Sequester

auf meine Güter legen, bringen Sie unter den Hammer, was mir nur irgend persönlich gehört, bis Sie voll entschädigt sind ..."

„Aber mein Gott..."

„Es mag Ihr Recht sein ... verfolgen Sie es, verfolgen Sie es bis zum Aeußersten!"

Graf Schönstetten war offenbar durch seine Verhandlung mit seinem Nachbar Tossenstein, die eine unangenehme Wendung genommen haben mochte, gereizt. Emil's Augen flogen wie fragend, wie eine Bestätigung dieser Vermuthung suchend, zu denen Geraldinens hinüber — aber er sah ihren Blick ernst und vorwurfsvoll auf sich gerichtet.

„Es scheint", sagte er sich lächelnd, „man betrachtet mich als den Schuldigen hier ... bin ich es denn in der That? Nun ja, vielleicht — es giebt nun einmal in dieser Welt keine beschämendere Rolle als die eines Mannes, der unerbittlich seine Rechte fordert! I stand upon my bond. Pfui Shylock!"

„Herr Graf", sagte er dann — „ich bitte Sie dringend, sich zu beruhigen — ich werde nichts von dem Allem thun, was Sie voraussetzen ..."

„Sondern?“

„Nichts, gar nichts...“

„Sie werden einen Sachwalter bevollmächtigen...“

„Nachdem ich die Ehre hatte, gastlich von Ihnen aufgenommen zu werden, werde ich nicht von hier zu einem Sachwalter gehen, um denselben wider Sie aufzubieten. Sie hatten die Gnade, mir den Grund mitzutheilen, weshalb Ihre Rentei-Verwaltung dem Hause Fresenborg die Zusage, auf welche es baute, nicht erfüllen kann. Von diesem Augenblicke an betrachte ich die Sache als ein Mißgeschick, welches jenes Haus wie Ihre Rentei-Verwaltung betroffen hat, und hoffe, daß Beide sich friedlich ohne juristischen Hader darüber verständigen werden. Ich wünsche weiter nichts, als daß Ihre Verwaltung sich bereit erkläre, so viel es nach ihren Verhältnissen thunlich, dem Hause Fresenborg die Last jenes Mißgeschicks tragen zu helfen. Zu weiteren Schritten werde ich, so lange ich dem Handlungshause angehöre, niemals meine Einwilligung geben. Die ganze Sache betrifft am letzten Ende doch nur — Geld, und Sie werden mit mir ganz gewiß der Ansicht sein,

daß ein paar Edelleute... Ehrenmänner wollt' ich sagen, sich nicht darum zu veruneinigen brauchen.

Der Graf sah Emil Hattstein bei dieser Rede mit großen Augen an... er wußte offenbar nicht, was darauf erwiedern — eigentlich wälzten Emil's Worte eine furchtbar schwere Last von seiner Brust... er hätte ihm um den Hals fallen mögen, diesem so edel und uneigennützig denkenden merkwürdigen Holzhändler — aber er konnte unmöglich zugestehen, was in ihm vorging, sein Stolz durfte nicht einräumen, daß in Emil's Schonung eine Wohlthat für ihn lag — er sagte deshalb:

„In der That, für diese Behandlung der Sache bin ich Ihnen sehr dankbar..."

Dann aber, als er in das Gesicht Geraldinens blickte und hier offenbar den Ausdruck einer sehr freudigen Bewegung wahrnahm, erhielt seine offene Natur die Ueberhand und aufspringend und Emil's Hand ergreifend, rief er aus:

„Ja wahrhaftig, ich bin Ihnen dankbar... ich habe Ihnen gestern über meine Verhältnisse genug gesagt, um Ihnen jetzt zu gestehen, daß diese verdammte Holzgeschichte mir den Hals bräche,

wenn Sie anders handelten; ich danke Ihnen aus dem Grunde meiner Seele, wie ein Ehrenmann dem andern danken darf, wenn er einen solchen Dienst von ihm erhält!"

„Sie beschämen mich, Herr Graf", versetzte Emil, „ich bitte Sie nur, die Geschichte einmal für alle Mal erledigen zu dürfen und zu dem Ende haben Sie die Gnade, mich das, was ich oben sagte, schriftlich in einem Briefe an Ihre Rentei aussprechen und wiederholen zu lassen — ich habe Procura und binde dadurch meine Firma. Sie haben dann die Güte, in einer baldigen Antwort an die letztere festzustellen, welche Summe, oder welchen Bruchtheil Ihrer Jahresrevenüen für die nächsten Jahre Sie im Stande sind uns als Entschädigung zu bewilligen."

„So sei's", sagte der Graf, „Sie können versichert sein, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht!"

Emil verbeugte sich und verließ den Salon, um sein Zimmer aufzusuchen, wo sich Schreibzeug befand.

„Das ist ein nobler Mensch!" rief jetzt, als die Thüre des Salons sich hinter ihm geschlossen,

Graf Schönstetten aus ... „hast Du je eine solche Art Geschäfte abzumachen gesehen?“

„In der That“, versetzte Geraldine, „es ist für uns sehr glücklich, daß wir nicht mit einem schlimmeren Gegner zu thun bekommen — es wäre unser Untergang gewesen!“

„Ein Antonio — ein königlicher Kaufmann!“

„Ein Kaufmann ... ich weiß nicht, weshalb mir ist, als ob dieser Mann hier bloß eine Rolle spielte und gar kein Kaufmann wäre... „hast Du nicht gehört, wie er sagte: zwei Edelleute und dann rasch verbesserte: zwei Ehrenmänner?“

„Ah bah ... Edelleute ... hundert meiner Standesgenossen würden, wenn ich in eine solche Verwickelung mit ihnen gerathen, mir ganz anders die Daumschrauben aufgesetzt haben.“

„Freilich!“ sagte Geraldine, indem sie sich sinnend der Glasthüre in den Park zuwandte.

„Und so viel ist gewiß — er wird von mir auf diese Weise just ebenso viel erlangen, als wenn er mich durch Proceß und Sequester ruinirte — das gelobe ich mir, das soll mir Ehrensache sein!“

„Das muß es freilich, Vater“, sagte Geraldine bestimmt.

„Schon darin, daß er nicht mich, sondern meine Rentei-Verwaltung als ihm verhaftet anführt, lag so viel Takt!"

Geraldine antwortete nicht, sondern blickte in den Park hinaus.

Nach einer Weile kam Emil zurück und gab dem Grafen einen Brief, den dieser auf den Tisch legte.

„So weit wäre vorläufig Alles abgemacht, Herr Graf", sagte der junge Mann, „und ich kann mich also jetzt bei Ihnen beurlauben!"

„Wie? Sie wollen diesen Abend noch abreisen?"

Emil schwankte, ob er die Einladung, die in diesen Worten lag, annehmen solle oder nicht. Er fühlte, daß es taktvoller sei, zu gehen. Auf der andern Seite hätte er gar zu gern noch den Abend auf dem Schlosse zugebracht und seine lebhaften Unterhaltungen mit der jungen Gräfin weiter gesponnen. Sein Auge flog zu ihr hinüber und begegnete einem großen, wie er glaubte kühl fragenden Blicke.

Dieser Blick durchkältete ihn in eigenthümlicher Weise. Es wäre so natürlich gewesen, ein freund-

liches Wort zu sprechen. Sie that es nicht; nicht einmal in ihrer Miene lag ein höfliches: Bleiben Sie doch... nichts als eine Frage... nichts als eine Frage... Emil macht ihr deshalb eine tiefe Verbeugung, eine andere dem Grafen, und sagte zu diesem:

„Meine Zeit ist beschränkt — ich danke für die gnädige Aufnahme in Ihrem Hause, Herr Graf."

„Leben Sie wohl denn, mein lieber Herr Ramberg!" versetzte der Graf, ihm die Hand schüttelnd; ich hoffe, Sie gehen an meinem Hause nicht vorüber, wenn Ihr Weg Sie wieder in diese Gegend führt; ich werde mich immer herzlich freuen, Sie wieder zu sehen!"

Damit begleitete er den Scheidenden bis an die Thüre des Salons, keinen Schritt weiter.

Es liegt doch viel empörend Kühles in diesen adelichen Manieren, sagte sich Hattstein in einer ziemlich bitteren Stimmung — hätte der Mann mich nicht bis an das Hausthor wenigstens begleiten können!

Draußen beauftragte er einen Bedienten, ihm sein kleines Gepäck aus dem Schlafzimmer zu

holen und nach dem Wirthshaus zu bringen, wo sein Gefähr untergestellt war. Er selbst ging dorthin, um einspannen zu lassen. Eine Viertelstunde später rollte der Einspänner auf der Chaussee, die er gekommen, zurück.

Es ist doch gut, daß ich ging, sagte Emil sich, als er einen letzten Scheidegruß auf das Schloß warf. Es würde wahrscheinlich ein gezwungener Verkehr geworden sein mit diesen hochmüthigen Leuten. Es ist wahr, der Graf nahm meine Art, die Sache zu erledigen, sehr herzlich und mit offener Freude auf ... aber wie lange hätte es gedauert, bis er es verzweifelt demüthigend für einen Grafen Schönstetten gefunden hätte, sich einem Holzhändler verpflichtet fühlen zu müssen; bis ich es hätte entgelten müssen, daß die Verhältnisse mich zu seinem Wohlthäter machten! Wäre ich geblieben, so hätte es ja auch ausgesehen, als wollte ich die Vortheile meiner Stellung ihm gegenüber ausbeuten... nein, es ist gut, daß ich gegangen bin, sehr gut!

Das Schloß war seinen Blicken entschwunden: zu seiner Linken unter ihm lag der Park, in den er nun zwischen den Stämmen der Chausseepappeln

hindurch und über den unten rauschenden Fluß fort hinabsah. Eine Dame wandelte da unten, vom Schlosse herkommend und dem Kiesweg, der sich jenseits des Flusses thalabwärts schlängelte, folgend. Sie blickte auf, nach dem Gefähr hinüber... erkannte sie ihn?... Es war Geraldine — Emil wußte nicht, ob er in dieser Entfernung ein Erkennen voraussetzen und grüßen solle oder nicht. Da hob sie den Sonnenschirm und winkte einen Abschiedsgruß, ein... zwei Mal — Emil erhob sich in seinem Wägelchen und grüßte zurück und:

Du hättest am Ende den Abend doch bleiben können! sagte er sich erröthend — er wußte selbst nicht weshalb!

Geraldine verschwand bald aus seinen Blicken. Sie wandte sich links ab und ging einer Waldpartie zu, deren Schatten sie nach wenig Minuten aufgenommen hatten.

Als sie von ihrem Spaziergang zurückkam, fand sie ihren Vater unfern des Schlosses auf einer Bank sitzen, die an der runden Thurmruine stand, von welcher wir gesprochen haben. Da rund umher die Dunkelheit der einbrechenden Dämmerung

lag, hatte sie ihn nicht wahrgenommen; sie erschrak fast, als er ihr plötzlich zurief:

„Du kommst in Deinem hellen Kleide vollständig wie ein Lichtgebilde daher geschritten, mein Kind, nimm mir nicht übel, daß ich Dich hier in diese melancholische Dunkelheit ziehe — ich habe mit Dir zu reden und diese alte Familienruine ist just die richtige Decoration zu unserer Scene."

„Scene, mein lieber Papa?" fragte Geraldine, indem sie sich neben ihn setzte und ihre Hand auf seine Schulter legte.

„Nun freilich, eine Scene werden wir nicht aufführen, aber doch ein Stück Dialog aus einem häuslichen Trauerspiel . . . und ich denke, Du bist ein wenig darauf vorbereitet; statt wie gewöhnlich um diese Zeit Musik zu machen, sehe ich Dich nachdenklich im Park umhergehen. . . .

„Der Abend war so schön", fiel Geraldine ein, „und ich war zum Singen nicht aufgelegt . . . Diese Fatalität, in welche Du mit dem ärgerlichen doppelten Verkauf gerathen bist" . . .

„Nun ja, Du hast Recht, eben davon wollte ich mit Dir reden — mein Kind, wir müssen Schönstetten verlassen —!"

„Verlassen?“ fiel Geraldine höchst überrascht ein... „aber weshalb denn? Der junge Mann hat ja vorhin die Sache auf eine so durchaus rücksichtsvolle Weise für uns geschlichtet.“

Auf eine überaus anständige Weise — leider fast nur zu sehr, möchte ich sagen... fast nur zu sehr!“

„Das heißt?“

„Das heißt, daß wir Alles aufbieten müssen, uns an Großmuth nicht von ihm übertreffen zu lassen — das begreifst Du!“

„Vollständig, mein Vater“, antwortete Geraldine sehr lebhaft.

„Daß wir zusammenraffen müssen, was wir irgend können, um ihm gerecht zu werden, daß wir sparen müssen bis aufs Aeußerste.“

„Gewiß, Vater, und ich bin zu jeder Entsagung bereit; daß wir deshalb aber Schönstetten, Dein Schönstetten, Deinen Park, Deine einzige Freude verlassen müssen...“

Graf Schönstetten fiel ihr ins Wort: „Höre Kind, ich habe so eben mit meinem Rentmeister gesprochen. Wenn wir uns hier in Schönstetten alle möglichen Ersparungen auferlegen, werden wir doch jährlich kaum fünftausend Thaler

erübrigen. Das reicht nicht hin, um in kurzer Zeit das Haus Fresenborg zu entschädigen. Der Herr Ramberg, so wie die früheren Briefe des Hauses sprachen von einer Entschädigung von ungefähr 50,000 Thalern. Daß heißt nun allerdings den Mund ein wenig vollnehmen — aber die Hälfte, 25,000 Thaler, bin ich entschlossen zu zahlen, bald zu zahlen, mindestens in zwei oder drei Jahren. Um aber jährlich etwa 10,000 Thaler zahlen zu können, muß ich fast auf Alles verzichten und völlig eingeschränkt leben. Kann ich das hier? Hier, wo ich mehr oder minder gezwungen bin, etwas wie eine Hofhaltung zu führen? Wo Alles doppelt theuer ist, weil es mit großen Kosten aus entfernten Orten herbeizuschaffen ist? Wo ich mich der Ausübung einer großen Gastlichkeit gar nicht entziehen kann? Wo hundert Menschen Ansprüche darauf machen, von mir zu zehren, vom Schlosse zu leben?"

„Aber diese armen Menschen, was werden sie beginnen?"

Graf Schönstetten zog die Achseln. „Sie werden anderswo Dienste suchen und Arbeit finden.

Sie werden ein paar Jahre weniger faullenzen. Es geht einmal nicht anders!"

„Und könntest Du die Summe nicht aufnehmen, und dann allmählig abtragen?"

„Das jeden Augenblick — aber . . ."

„Aber . . ."

„Ich darf es nicht!" sagte der Graf mit einem tiefen Seufzer.

„Du darfst nicht! Und weshalb nicht?"

„Ich kann Dir das nicht erklären... nimm immerhin an, daß ich es Deinetwegen nicht kann . . . daß ich mein persönliches Besitzthum nicht für eine solche Summe verpfänden dürfte... weil es möglich wäre, daß dies Dein einziges Erbtheil — aber genug, Du verstehst das nicht!"

Geraldine blickte überrascht in die Züge ihres Vaters, deren Ausdruck ihr wegen der Dunkelheit entging; sie war überrascht, weil sie dies Wort: Du verstehst das nicht, von ihm, der sonst für alle seine Angelegenheiten bei ihr Verständniß voraussetzte und fand, nie gehört hatte. Sie schwieg.

„Wir wollen nach O. ziehen", fuhr der Graf fort. „Wir miethen dort, was wir ein kleines

Absteigequartier nennen — kommen auf ein paar Wochen und dehnen dann den vorübergehenden Besuch auf ein paar Jahre aus. So ist weniger Auffallendes bei der Sache. Du behältst Deine Lina bei Dir, ich nehme den Lorenz mit. Der ganze andere Troß wird unterdeß hier entlassen, die Pferde werden verkauft, der Park, dessen Unterhaltung solche Summen verschlingt, wird seinem Schicksal überlassen, bis die Sache abgewälzt ist!"

„Ich sehe, Du hast Alles bereits geordnet", versetzte Geraldine gedehnt ... „wie Du willst!"

„Das sagst Du in einem Tone, welcher mir zeigt, daß Du nicht so willst!"

„O gewiß! wie würde ich etwas Anderes wollen dürfen, als was Dir gut scheint!"

„Geraldine!" sagte Schönstetten fast zärtlich, ihre Hand nehmend.

„Mein Vater?"

„Das ist nicht die Art, wie Du mir auf Alles antworten sollst... in diesem Augenblick!"

„Ist dieser Augenblick schmerzlich für Dich?"

„Du bist boshaft!"

„Boshaft... nein, gewiß nicht!"

„Doch, doch, und ich weiß Alles, ich verstehe vor-

trefflich, was Du sagen willst, weshalb Du mir vorwirfst, daß ich so rasch entschlossen sei, und daß mein Entschluß mich so wenig koste! Wahrhaftig, Du hast Unrecht, mir Vorwürfe zu machen!"

„Ich mache sie Dir gewiß nicht — ich weiß vollkommen gut, daß es mir nicht ziemt."

„Wie kalt das lautet! Warum sagst Du nicht frei heraus, daß Du die Wahl des Orts, den ich nannte, mißbilligst, und das um meiner Frau willen, die in diesem Orte wohnt?"

„Weil ich sehe, daß Alles bei Dir feststeht!"

„Nun ja, das thut es! Aber glaube mir..."

„Nichts mehr, Vater... Du sollst Deiner Tochter nichts sagen, was wie eine Entschuldigung lautet..."

„Aber wenn es nur wie eine Erklärung lauten soll? Wenn ich Dir sage, daß eine Beziehung zwischen mir und dieser Frau Ramberg besteht, die mich zwingt, den Verkehr mit ihr nicht abzubrechen, sondern lebendig zu erhalten..."

„Und welche Beziehung könnte das sein?"

„Verlange nicht", fiel der Graf fast wie plötzlich erschrocken ein, „daß ich Dir das erkläre!"

„Du glaubst, ich würde auch das nicht verstehen?“

Der Graf sprang stürmisch auf.

„O, davon kein Wort mehr — kein Wort!“ rief er aus — „ich bitte Dich, kein Wort. Du mußt Deinem Vater glauben, Geraldine.“

„Das that ich immer!“

„Ich danke Dir... also Du hast nichts mehr gegen O.?“

„Ist es nicht genug, wenn ich Dir sage: Beschließe Du über Alles?“

Der Graf schien eine Antwort auf den Lippen zu haben, die er jedoch unterdrückte.

„Wir wollen ins Haus gehen“, sagte er dann.

„Nur noch Eins, lieber Vater“, entgegnete Geraldine sich erhebend.

„Und was?“

„Hängt es irgend mit jener Beziehung zusammen, auf die Du eben deutetest, wenn Du den Herrn Ramberg, der uns vor einer Stunde verließ, so zuvorkommend aufnahmst, und er sich so nachgiebig zeigte, sich so angelegen sein ließ, Dir keine Sorgen zu machen...“

„Nicht im mindesten — er führt wirklich nur

ganz zufällig denselben Namen und steht nicht im mindesten mit der Ramberg in O. in Verbindung. Ich sagte es Dir ja schon, als Du deshalb gestern Abend nicht zur Tafel kommen wolltest. Aber Du böses Kind glaubtest mir nicht!"

„O, ich glaube Dir jetzt von Herzensgrund", rief Geraldine mit einer Lebhaftigkeit aus, über welche sie im nächsten Augenblicke erröthete.

Fräulein von Halberschwert kam ihnen aus dem Salon entgegen, und das Gespräch hatte ein Ende.

Fünftes Kapitel.

Ein Schicksalstausch.

Etwa zehn Tage später stand Emil Hattstein in dem dunklen Zimmer des Principals der Handlung Fresenborg zu Papenburg.

Er hatte die Arme über der Brust verschlungen und sah mit ziemlich trotziger Miene auf den kleinen dicken Handelsherrn nieder, der sich aufgeregt auf dem Drehstuhl vor seinem Bureau hin und herbewegte.

„Ei zum Henker“, sagte dieser kleine Handelsherr, „das ist nicht, was ich von Euch erwartet hätte, Vetter Hattstein. Daß Ihr trotz aller Nachfragen und allen Umherreisens, dort oben im Lande sobald kein Holz finden würdet, das hab' ich mir vorstellen können ... aber daß Ihr mir den Junker, den Schönstetten so leichten Kaufs habt entschlüpfen lassen, daß Ihr Euch habt mit

adligen Complimenten zur Thür hinausschwätzen lassen... das hätt' ich mein Lebtag nicht von Euch erwartet... das ist kein Geschäft, Vetter, so handelt kein Kaufmann, der auf das Seine sehen muß, wahrhaftig nicht!"

„Und wenn ich Euch nun sage, daß wir durch Proceß und Advocaten niemals diesen gräflich Schönstett'schen Fideicommiß-Verhältnissen so viel abgewonnen hätten, wie wir jetzt von dem persönlichen Ehrgefühl des Grafen erlangen werden!"

„Lirum, Larum, Löffelstiel!" rief Fresenborg erhitzt aus, „geht mir mit dem persönlichen Ehrgefühl... lernt mich diese Leute nicht kennen... will zugeben, daß der Mann nicht just als Schwindler, sondern durch Versehen eines Untergebenen in die Lage gerathen ist... nebenbei gesagt, weshalb hat er Untergebene, die Esel sind?... aber sein Ehrgefühl — darauf kann ich keine Wechsel ziehen ... heute hat er vielleicht den Willen, uns gerecht zu werden, morgen denkt er, eine kleine Entschädigungssumme werde es auch thun, und nach sechs Wochen hat er Euch und uns vergessen — macht eine Badereise mit Koch und Kammerdiener und Kellermeister, bringt den Winter in Italien zu...

und was ist ihm Fresenborg! Er geht am Meeresstrand von Neapel spazieren und lacht, wenn er an Fresenborg in Papenburg denkt! Lernt mich diese Leute kennen!"

„Vetter Fresenborg, ich steh Euch für den Grafen Schönstetten!"

„Ach zum Teufel mit Eurem: ich steh Euch", rief Fresenborg ingrimmig aus — „rund heraus, Vetter Hattstein, ich seh', Euch selber stößt einmal der Junker wieder in den Nacken... meiner Seel, Art läßt nicht von Art; es mag gut sein so, wie es ist; in ein Geschäft wie das Michel Alexander Fresenborg's, wo es heißt, die Groschen zusammen zu halten, paßt Ihr viel weniger wie zum Millionär... es mag gut sein wie es ist, wahrhaftig..."

„Was wollt Ihr damit sagen, Vetter Fresenborg?" fragte Hattstein, sich auf die Lippen beißend und den zornigen alten Herrn scharf fixirend.

„Damit will ich sagen", fuhr dieser, seine geballte Hand schwer auf die Ecke der Bureauklappe legend, fort, „daß ich mich mit van der Toll verglichen habe — auf eine Weise, bei der Ihr, Vetter Hattstein, nicht zu kurz kommt, Ihr

am wenigsten. Ihr müßt nämlich wissen, wenn Ihr's noch nicht gemerkt habt, daß Mynheers Jungejuffrow, die Henrietta, sich bis zum Sterben, oder was die verwöhnte Puppe so nennt, in Euch verliebt hat ..."

„In mich? ... viel Ehre!" fiel Emil überrascht ein; „ich kenne sie ja kaum! Und dann?"

„Ihr kennt sie kaum ... und sie Euch auch nicht! Freilich. Es ist auch eigentlich zum Lachen. Aber Myjungejuffrow hat die Therese, das arme Ding so viel von Euch plaudern und erzählen hören und so lange Euer Bildniß angestarrt, bis sie ein grausames Verlangen nach Euch bekommen; und ich bin der Narr gewesen, Euch als einen tüchtigen Geschäftsmann so lange dem Alten zu rühmen, bis er ebenfalls auf die Idee gekommen, Ihr wäret der richtige Schwiegersohn für ihn... und so ist es gekommen — kurz die holländische Puppe, die hundert Freier abgewiesen hat, hat es sich in den Kopf gesetzt, einen Mann haben zu wollen, der einer andern gehörte — wie ein echtes Weibsbild, der verbotene Früchte am süßesten sind, und so hat Mynheer van der Toll mir die Proposition gemacht: tretet mir Euren Schwiegersohn

ab und ich mache einen Strich durch unsere ganze Rechnung."

„Und den habt Ihr angenommen, den Vorschlag, Michel Alexander Fresenborg?" fragte Hattstein mit kaustischem Ton und so gedehnt wie möglich.

„Ei, da ist viel zu fragen! — Konnt' ich dem impertinenten Holländer die Thüre weisen, wie ich große Lust hatte — und dies Vergnügen mit meinem Ruin bezahlen?"

„Es freut mich, daß Ihr wenigstens im ersten Augenblicke fühltet, welche Antwort auf diesen Vorschlag die passendste war. Und Therese?"

„Therese weiß Alles — und hat sich wie eine vernünftige Person darin ergeben — Ihr kennt sie genug, um zu wissen, daß sie uns keine kindischen Schwierigkeiten machen wird. Ihr braucht Euch Ihretwegen keine Scrupel zu machen. Die Sache ist in völliger Ordnung... Ihr könnt mit unsern besten Wünschen nach Swammerdam abreisen, wo Ihr ein Millionair werdet... ein Millionair! Es ist Euch an der Wiege nicht gesungen, Vetter Hattstein... und ich denke, Ihr vergeßt nicht, daß Ihr's doch eigentlich mir

verdankt! Hätt' ich Euch nicht in mein Geschäft gezogen ..."

„Freilich, Vetter, dann wär' es auch nicht dazu gekommen, daß mich das Haus Fresenborg dem Hause van der Toll zugirirt und zur Ausgleichung einer Rechnung benutzt ..."

„Was meint Ihr damit, Vetter, ich denke, Ihr werdet wenig einzuwenden haben gegen ein Geschäft, das Euch eine Million guter holländischer Gulden einbringt und zum großen Herrn macht, der mit vier Pferden fahren kann, schöner wie sie die üppigsten von Euren Vettern da oben im Lande haben; der sich sein altes verfallenes Familiencastell wieder aufbauen kann, höher als es jemals gewesen, und Äcker, Wälder und Höfe dazu kaufen, mehr als jemals dazu gehört ... wahrhaftig, ich denke, Ihr, Vetter Hattstein, werdet nichts dagegen haben!"

Emil Hattstein war bei der Eröffnung, welche Fresenborg ihm machte, nach und nach sehr bleich geworden; er biß seine Lippen, als ob er sie blutig machen wollte; aber er schwieg.

„Ihr sagt gar nichts darauf?" fuhr Fresenborg fort. „Nun, ich kann mir's denken, daß

Ihr ein wenig überrascht seid ... und da Ihr ein ehrlicher Mensch seid, Vetter, so schweigt Ihr lieber, als Ehren halber Reden zu halten, die Euch nicht ganz aus der Seele kommen ... wie, daß es Euch unmöglich sei, darauf einzugehen und Eure Therese zu vergessen und mich zu verlassen, und was an solcherlei Redensarten ein anderer bei dieser Gelegenheit aufzuwenden für passend hielte, um dann hernach doch mit beiden Händen zuzugreifen ..."

„Ich danke Euch, Vetter, daß Ihr mir erlaubt, Euch nichts zu antworten", versetzte Hattstein. „Schweigen zu dürfen auf diesen Vorsatz, ist Alles, was ich wünsche! Erlaubt mir, daß ich auf mein Zimmer gehe und mich ein wenig sammle und besinne ... aber noch Eins ... wenn Ihr nun die Angelegenheit mit van der Toll so schön geregelt habt, so werdet Ihr sie auch mit dem Grafen Schönstetten als geregelt betrachten und von diesem weiter keine Entschädigungen mehr verlangen —"

„Keine Entschädigungen mehr ... daß ich ein Narr wäre!"

„Van der Toll fordert keine von Euch, also ..."

„Keine von mir?... Ihr sprecht seltsam, Vetter Hattstein! Entgeht mir nicht der ganze Gewinn des Geschäfts? Und wenn ich Euch abtrete und Therese Euch Euer Wort zurückgiebt, so ist..."

„Ach ja, ich vergaß, daß Ihr mich als eine Art Zahlungsmittel an van der Toll ausantwortet... Ihr habt Recht, thut, was Ihr wollt!"

Damit verließ Hattstein seines Principals Arbeitsstube und stieg in den oberen Stock empor, um sein Zimmer aufzusuchen. In diesem wanderte er still auf und ab. Dann legte er sich in das offene Fenster und blickte auf den Kanal, die schwarzen Torfhaufen, die kleinen stillen holländischen Häuser da unten, die ganze Scenerie, die in diesem Augenblicke etwas unaussprechlich Melancholisches hatte. Denn der blaugelbe übelriechende, die Sonne am Himmelszelt auslöschende Haarrauch, die Landplage dieser Gegenden, war trotz des vorgerückten Sommers einmal wieder aus den benachbarten Mooren aufgedampft und hüllte Alles in seinen widrigen dichten Mantel.

Emil warf das Fenster zu und streckte sich auf seinem Sopha aus, er lag lange mit verschlossenen Augen da; an seiner Seele ging eine

Reihe von Bildern vorüber; ferne, dunkle verschwommene, und nahe leuchtende, dicht an ihn herantretende, und dann aufspringend, wieder in den trüben Moordampf blickend, rief er aus:

„Wohin, wohin nur wend' ich meinen Schritt, dem Ekel zu entfliehen, der mich umsaust!... Denn entfliehen will ich ihm — so wahr ich lebe. Ich bin nicht gemacht für diese Welt, das ist mir heute klar geworden — nachdem es schon lange unklar in meiner Seele geschrieben stand! Sie geben mich auf ... mit bewundernswürdiger Gefaßtheit und Ruhe auf... Therese ist ein vernünftiges Mädchen, das sich in das Unvermeidliche zu finden weiß, das als Erbin von nur 100,000 Gulden der Erbin einer Million wie es sich gebührt, den Vorrang läßt — wahrhaftig, es geht doch nichts über ein gutes festes Dogma, ein orthodoxes Princip als Maßstab aller Dinge, als sicheren Richter in jedem Pflichten-Conflict, als Faden in jedem Labyrinth! Und das ist diesen Leuten Geld!... Mit Geld werben sie um Herzen, um Geld verzichten sie darauf... Wo das Geld redet, beugen sie sich in Demuth. — Das Geld ist ihr Schicksal, das Geld ihr Stern!

Nun, ich habe keinen Beruf, den Missionair höherer Ideen unter Euch zu machen; ich will nicht so viel meines Odems an Euch verschwenden, um Euch zu sagen: Behaltet Euer Geld... ich verachte Euer Geld... ich trete es mit den Füßen von mir; ich will weder Theresens Tonne Goldes noch Henrietta's Million. Kauft Euch Schwiegersöhne aus Eurem Volke, Männer, die Eures Stammes sind... Ich gehöre nicht zu Euch und schüttele den Staub von meinen Füßen! Nein, nicht so viel will ich zu Euch sprechen — ich will schweigen und einfach gehen — fort, fort, in die weite Welt, dem Süden, der Sonne zu — so weit meine Füße mich tragen!"

Und als dann Emil's Gedanken nach diesem Ausbruch seiner Bitterkeit anfingen, sich auf die Wanderschaft in die Weite zu begeben, da zogen sie freilich dem Süden zu; hielten aber trotz des Schwunges, den sie genommen, doch schon zum Rasten inne, bevor sie der Sonne nur um einen geographischen Breitengrad näher gekommen. — Vor einem flußdurchrauschten kleinen Thale, das ein anmuthiger Park ausfüllte, hielten sie; vor einem weißen Landhause standen sie still und hörten

aus den geöffneten Fenstern dieses Landhauses magische Töne einer Frauenstimme durch eine reine stille Abendluft schwimmen... und sie dachten nicht weiter an den Süden, an die Sonne... als ob all der Welt Glanz und Schönheit und Glück in diesem Thale, im grünen Umkreise dieses Landhauses liege.

Emil blickte lange, lange träumend in den Haarrauchnebel hinaus... Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und sagte mit bitterem Lächeln:

„Wie stolz und hochmüthig war ich dort noch vor wenig Tagen... Wäre sie Zeugin gewesen dieser bitteren, bitteren Demüthigung, die ich eben erlebt habe... wie würde sie triumphiren über den — Kaufmann! — Nun, meine gnädigste Comtesse, Sie sehen ja, ich bin es nicht mehr! Ich bin... ja, was bin ich jetzt? — Die Frage liegt so nahe, und ich kann sie Ihnen doch nicht beantworten! Ein verdorbener Junker, ein verkommenes Genie, ein Mensch, der nach dem Süden will ohne Reisemittel, eine polizeiwidrige Existenz... jedenfalls bin ich durch keine Rangerhöhung Ihrer Achtung näher gerückt..."

In diesem Augenblick wurde bescheiden an die Thüre geklopft und das ehrliche Gesicht Brook's, des Buchhalters, blickte herein.

„Verzeihen Sie, Herr von Hattstein", sagte er, „der Prinzipal wünscht die Papiere in der Schönstettschen Angelegenheit zu haben — und dann ist ein Herr unten, der sie zu sprechen wünscht . . .

„Der Prinzipal soll seine Papiere haben", versetzte Hattstein, sein Reisegepäck, das noch uneröffnet dalag, aufschließend und eine Mappe hervorziehend, welche die Papiere enthielt... „da bringt sie ihm, vortrefflichster Brook; den Fremden aber sendet mir herauf — ich bin in der Stimmung, allen Fremden Audienz zu geben."

Der Buchhalter ging und kehrte gleich darauf zurück, um Hattstein's Thüre vor einem Herrn zu öffnen, in welchem Emil sofort seinen ehemaligen Reisegefährten auf der Seereise von England herüber und auf der Eisenbahn bis hierher — denselben Herrn, welchem er für ein paar Tage neulich den Namen abgeliehen, erkannte.

„Grüß Sie Gott, mein lieber Hattstein", rief Ramberg, ihm die Hand entgegenstreckend, aus — „sehen Sie, ich halte mein Versprechen — ich

mache ganz allein Ihretwegen ein Nachtquartier in diesem närrischen Nest und klopfe bei Michel Alexander Fresenborg an.“

„Das freut mich, Herr Ramberg, und ich danke Ihnen von Herzen dafür — lassen Sie sich in dem Sessel da nieder — es thut mir leid, daß sich dies närrische Nest, wie Sie es nennen, Ihnen in einem so abscheulichen Qualm darstellt — man nennt das hier zu Lande Haarrauch — und daß Sie mich ebenfalls ein wenig umwölkt finden werden, in den grauen Lebensqualm eingetaucht! Aber setzen Sie sich und wir wollen uns einen flüssigen Stoff besorgen lassen, der den Qualm niederschlägt wie der Wasserstrahl den Rauch im Dampfkessel.“

„Einverstanden“, rief Ramberg aus, seinen leichten Ueberzieher abwerfend und im Sessel seine müden Glieder ausstreckend. — Also in diesem Hafen sind Sie vor Anker gegangen? Dieses Hauses Penaten sind Ihre Götter geworden und die Priesterin dieser Götter bindet Sie mit Rosenketten an den häuslichen Heerd, den Altar dieser Unsterblichen, den in einem ordentlichen Hause eine hübsche blanke Kochmaschine darstellt . . .“

Hattstein hatte unterdeß den Schellenzug gezogen, er antwortete lächelnd:

„Und würden Sie mir Glück dazu wünschen, wenn es so wäre?“

„Wünschen? gewiß! Ob ich glaube, daß Sie damit ans Ende ihrer Wünsche gekommen — ob Sie nicht zuweilen, am Ufer dieses schwarzen Canals auf- und abwandernd und den süßen Theergeruch der Werften einathmend, das Land der Griechen mit der Seele suchen und mit Iphigenie sprechen werden: „Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher!“ das ist etwas Anderes!“

„Sie haben Recht, Ramberg“, versetzte Hattstein. „Ich habe das bereits gesprochen — die Rosenketten, die mich an die häusliche Kochmaschine von Michel Alexander Fresenborg fesselten, sind zerrissen... da liegt mein Reisegepäck... ich stehe im Begriff, das Land der Griechen nicht blos mit der Seele, sondern auch mit der Eisenbahn aufzusuchen!“

„Was? Ist das Ihr Ernst, lieber Freund?“

„Bitterer Ernst!“

„Und wie ist das gekommen... dieser gewaltsame Entschluß?“

„Wie ist es gekommen! Wie kommen unsere

Schicksale über uns! Es laden sich allerlei elektrische Stoffe in uns ab — eine feine Schicht solcher Stoffe zieht sich langsam und allmälig über die andere, bis die Gewitterstimmung da ist, bis die drückende Schwüle, die sich auf unser Seelenleben legt, uns zeigt, daß wir für eine Katastrophe reif sind und bis endlich irgend eine von außen kommende Reibung den Blitz erzeugt; dann bricht der Sturm los, und ist er vorüber, dann ist ein Schicksal uns über's Haupt gezogen!"

„Sie erschrecken mich mit Ihrer Erklärung, die übrigens weit poetischer als verständlich ist... Sturm — Reibung... sind Sie mit ihr, mit der Priesterin Ihrer künftigen Penaten, in eine Reibung gerathen?"

„Mit ihr? Ach nein!"

„Also mit den Schwiegereltern?...

Christine, das Mädchen, kam herein, und Hattstein hieß sie aus dem Gasthof ein Paar Flaschen Burgunder holen — er wollte den Kellerbestand des Hauses nicht mehr in Anspruch nehmen.

Als sie gegangen war, fuhr Ramberg fort: „Erzählen Sie mir die Geschichte, ich bitte Sie

darum; Sie können mir ohne viel Betheuerungen glauben, daß ich den herzlichsten Theil daran nehme ..."

„Sie ist sehr bald erzählt. Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, gesagt, daß ich so etwas wie der letzte verwaiste Sproß eines verarmten Adelsgeschlechts aus dem südlicheren Theil dieses Landes bin; daß Verwandte, die sich meiner annahmen, mir bisher mein Schicksal gemacht haben, ohne viel meine eigenen Neigungen dabei zu Rathe zu ziehen... daß man mich studiren ließ und daß dann der Vetter Fresenborg sich großmüthig entschloß, „mein Glück zu machen", mich den traurigen Geduldproben der Beamten-Laufbahn, die vor mir lag, zu entziehen, und mich als künftigen Compagnon und Schwiegersohn in sein Geschäft aufzunehmen ..."

„Und daß Sie zu Ihrer handelswissenschaftlichen Ausbildung nach England geschickt wurden... Sie haben mir das erzählt!"

„Nun wohl — so wissen Sie den Theil meiner Geschichte, bei dem ich mich nur passiv betheiligt habe, wie eine Art „stiller Theilhaber" ...

„Bis der stille Theilhaber jetzt plötzlich ein

Gewitter macht und mit Blitz und Sturm dreinfährt..."

„Nicht doch... meiner bisherigen Rolle treu, werde ich still von hier abziehen, weder segnend noch fluchend, das Auge hohen Sternen zugewandt, ein wenig nur von der Empfindung Joseph's in der Brust, als seine Brüder eine Commandit-Gesellschaft geschlossen hatten, um ihn an eine egyptische Firma, die in Sclaven, Gold und Elfenbein machte, zu verkaufen..."

„Sie werden räthselhaft... zu verkaufen?"

„So sagt' ich... denn sehen Sie, Freund Ramberg, nicht blos in Ihrem transatlantischen Menschheitsparadiese treibt man solche Geschäfte, auch hier kommen sie vor... Das Haus Michel Alexander Fresenborg hat dem Hause van der Toll zu Swammerdam eine Summe auszukehren und um sie auszugleichen, cedirt sie mich demselben; sie sendet mich demselben als Cassa zu, oder wenn Sie wollen als Wechsel — blicken Sie auf meinen Rücken, vielleicht steht das Giro mit Kreide darauf geschrieben..."

„Dem Hause van der Toll zu Swammerdam", rief hier Ramberg mit einem Tone aus, der etwas

von Bestürzung hatte. „Ei, das ist in der That toll, mehr wie toll... aber wie — wozu..."

„Wie — wozu? Nun, in meiner Eigenschaft als prädestinirten Schwiegersohn. Van der Toll braucht einen Schwiegersohn, den er für einen tüchtigen Geschäftsmann hält; seine geistreiche Tochter findet keinen Gefallen an den Freiern, die sich bisher eingestellt haben, sondern hat ihr sanftes Taubenauge auf mich, den Verlobten ihrer Freundin, geworfen — ich werde also mit dem nöthigen Giro versehen und nach Swammerdam übermittelt, um die Summe auszugleichen, für die das Haus Fresenborg in den Büchern van der Toll's belastet steht, — finden Sie die Sache nicht ganz einfach kaufmännisch?"

„Aber da kommt etwas, was Ihre ermüdeten Lebensgeister zurückrufen wird", fuhr Hattstein fort, als die Dienerin mit dem Wein eintrat — „trinken Sie, ich sehe, die Geschichte hat sie so außer Fassung gebracht, daß Sie einer Herzstärkung bedürfen... hier sind auch Cigarren... und hier ist Feuerzeug... und nun erzählen Sie mir von drüben des Oceans her eine ähnliche hübsche Geschichte, damit ich nicht des eiteln Glaubens werde, sie sei einzig!"

Ramberg hatte während des Alten Hattstein mit großen Augen und einem eigenthümlichen Ausdruck von Ueberraschung und Schrecken angesehen.

Jetzt stand er schweigend auf, leerte das eingeschenkte Glas und zündete sich langsam und dem Anschein nach sehr ruhig eine Cigarre an.

„Sie sagen nichts dazu?“ fragte Hattstein.

„Dies Fräulein van der Toll“, entgegnete Ramberg, sich gemächlich wieder in seinem Lehnsessel ausstreckend, „ist wohl sehr reich.“

„Fresenborg sagt, sie hätte eine Million — wie würde er sich sonst so unterthänig die Bedingungen of his better, wie die Engländer sagen, eines „Bessern“ denn er, gefallen lassen?“

„Und Sie, mein lieber Hattstein“, fuhr Ramberg fort, „werden deshalb den jetzigen Aerger, daß man Sie bei der Geschichte so wenig zu Rathe gezogen hat, hinunterschlucken und nach Swammerdam abgehen?“

Hattstein lachte bitter auf. „Richtig, mein Freund, ich sagte Ihnen schon, daß ich das Land der Griechen mit der Seele suche und Swammerdam liegt in Griechenland!“

„Sie werden nicht gehen?“ rief Ramberg auffahrend aus.

„Brauche ich Ihnen das zu sagen?“

„Wirklich? Sie werden nicht gehen?“

„Nein!“

„Sie werden die Million ausschlagen, die Ihnen das Schicksal zu Füßen legt?“

„Ja!“

„Eine Million! Es ist ein großes Wort...“

„Staub gegen Ehre!“

„Nein, bei Gott, Hattstein“, fuhr Ramberg auf, „Sie sind ein Mann von Ehre — und ich danke Ihnen!“

„Sie — danken mir?“

„Ich danke Ihnen von Herzensgrund.“

„Und was kann Ihnen an der Geschichte gelegen sein?“

„Viel, Freund, sehr viel... die Million, welche Sie verschmähen, soll, hoffe ich, mein werden!“

„Soll die Ihre werden — wie hängt das zusammen?“

„Höchst einfach. Ich kenne Mynheer van der Toll — ich kenne seine Tochter, die taubenäugige Henrietta... sie kamen wenige Tage nach

mir in Norderney an; dort habe ich ihre Bekanntschaft gemacht — habe dem alten Herrn aufs angenehmste die Zeit mit unglaublichen Geschichten vertrieben, habe der Tochter mit glänzendem Erfolg den Hof gemacht ... Sie wissen, go ahead ist unser Wahlspruch drüben, und mit einem Wort, man hat mich zu einem Besuch in Swammerdam aufgefordert — ich werde hingehen — ich werde Henrietta, wenn sie von Ihnen einen Korb erhalten hat, in der rechten elegischen trostbedürftigen Stimmung finden ... wahrhaftig Hattstein — ich bin der Mann, um Henrietta zu trösten — und wenn Ihr Entschluß irgend mit dem Scrupel verbunden wäre, daß Sie ein armes Mädchenherz brechen, so kann ich Sie beruhigen — ich werde Alles aufbieten, die Wunden, welche Ihr Stolz ihr schlägt, zu heilen, und ich glaube, es wird mir gelingen!" —

„Das ist seltsam ... aber desto besser so!" fiel Hattstein ein. „Ich wünsche Ihnen Alles mögliche Glück zu Ihrem menschenfreundlichen Vorhaben; ich hoffe von Herzen, daß es gelingt!"

„O gewiß wird es gelingen", rief Ramberg aus — „wenn es nicht in den Sternen geschrieben

stände, daß es gelingen sollte, wäre mir dann wohl der Einfall gekommen, hier auszusteigen, um Sie aufzusuchen — und nun hier eine Mittheilung zu erhalten, die so wesentlicher Art ist, so geeignet, mich über das vor mir liegende Operationsterrain aufzuklären ..."

„Glauben sie an Sterne?"

„Freund, unsereins, der es längst aufgegeben hat, das, was Goethe den harten Sauerteig nennt, zu verdauen, ist immer ein wenig Fatalist. Und so gebe ich Ihnen Recht, wenn Sie neulich, als wir uns trennten, mir sagten, unsere Bahnen würden sich noch einmal kreuzen. Sie haben sich in eigenthümlicher Weise gekreuzt."

„Gekreuzt nicht gerade", versetzte Hattstein; „ich möchte eher sagen, Einer ist in des Andern Bahn übergetreten. Wenn Ihre Hoffnungen sich verwirklichen, dann haben wir unsre Schicksale ja vollständig gegen einander ausgetauscht. Sie sind dann der festgesiedelte Mann, der Erbe großen Reichthums, der Theil- oder Inhaber einer stattlichen Firma geworden und ich ..."

„Nun, hoffentlich nicht das, was ich heute bin, ein heimathloser Glücksritter ...

„Wenn Sie es so nennen wollen, ganz das!“

„Sie können, wenn Sie Ihren Entschluß, mit Ihren hiesigen Verhältnissen zu brechen, ausführen, in wenigen Wochen der Procurist einer andern großen Firma, vielleicht in Hamburg, in Bremen sein...“

„Ach, schweigen Sie mir davon. Die Laufbahn, in der ich war, ist nicht für mich, ich nicht für sie. Ich brauche die zwei Jahre, welche hinter mir liegen, nicht als verlorene zu betrachten. England hat meinen Horizont unendlich erweitert. Aber dem Beruf, dem ich gelebt habe so lange, muß ich entsagen — es hat sich nicht der kleinste bindende Faden gezogen zwischen ihm und mir!“ —

„Und was werden Sie beginnen?“

„Was werde ich beginnen? Wer räth es mir? In die frühere Laufbahn kann ich nicht zurück. Ich habe nicht die Existenzmittel, um lange Jahre auf eine Besoldung im Staatsdienst zu warten. Soll ich Schauspieler werden. Es lockt mich etwas...“

„In diese gefährliche, gränzenlos unsichere Existenz?“

„Ja. Ich habe gelernt, gedacht, gefühlt, mich begeistert und geschwärmt. Aber ich bin kein Künstler; die Kraft des Gestaltens hat mir mein Stern, wie Sie es nennen, versagt — die große neidenswerthe Gabe des Schaffens, die Macht, dem Stein zu sagen: gestalte dich um in das Ideal meiner Träume, besitze ich nicht. Auf die Leinwand die Linien einer Schönheit, die Tinten einer Farbengluth zu werfen, die mich berauscht wie Wein und durchleuchtet wie ein tiefer Gedanke — das vermag ich nicht; und eben so wenig vermag ich, was in mir lebt und strebt und Träume webt und dann dahinschwebt ohne Spur, im Wechsel des Tags und der Stimmung — eben so wenig vermag ich das in Worte zu fassen, zu verdichten zur Poesie! ... Und doch — es ist etwas vom Künstler in mir — ich fühle das, es ist ein bildnerischer Trieb in mir von meinen ersten Kinderjahren an."

„Und doch sagen Sie", fiel hier Ramberg ein, „Sie hätten nicht das Talent zum Bilden; worin zeigt sich denn der bildnerische Trieb?"

„Im Drange des Gestaltens in Gedanken: ich malte Bilder, ich gestaltete Statuen, ich baute

Dome auf, ich schrieb Geschichten, die ich erzählen hörte, oder erdachte, nieder — aber Alles in Gedanken!"

„Ein ohne Arme geborener Rafael!" lächelte Ramberg.

„So mögen Sie's nennen — ohne Arme, d. h. hülflos, weil das Talent fehlt, weil ich die weite Kluft zwischen Traum und That nicht überspringen konnte. Und dann", fuhr Hattstein fort, „fühlte ich das Künstlernaturell in dem Haß gegen alle Zersetzung, alle Analyse, alle ätzende kritische Zerstörung dessen, was frommer Glaube und guter Wille geschaffen, was Jahrhunderte geweiht, was der Vorzeit Tiefsinn mit einer mystischen Symbolik oder einem rührenden Cultus ausgestattet hat; in einem gewissen Höhenwahnsinn, wie es ein Arzt nennen würde, in den Aspirationen zu allen hohen glänzenden Gestaltungen, welche wie die Phantasmagorie des Abendhorizonts über dem dunklen Leben liegen. Endlich in dem Widerwillen wider Alles, was nicht ganz vollendet und abgeschlossen ist; gegen alles Schwebeln und Nebeln; gegen alles Irrlicht und verpuffende Feuerwerk des Geistes; gegen alles schrankenlose

Wesen; gegen alles Hin- und Herwogen zwischen unbestimmten Gefühlsgegensätzen, gegen Alles, was nicht einfach und wahr und klar ist —"

„Da müssen Sie ja ein großer Weiberfeind sein", unterbrach ihn Ramberg.

„Ein Weiberfeind?"

„Nun ja — denn Alles, was Sie da in den letzten Worten als Ihnen widerstrebend schildern, macht doch eigentlich die Natur des Weibes aus — das Schrankenlose, das Hin- und Herwogen in unbestimmten Gefühlen, das gegen sich selbst Unwahre, in sich selbst Unklare — das Irrlicht..."

„O, es giebt auch Lichter unter den Frauen, stille, treue, klare Sonnenlichter — und wenn das auch nicht, sehen Sie, mit den Frauen ist es wie mit der Musik. Sie hätten auch sagen können, mit meinen Eigenschaften müsse ich ein Feind der Musik sein, die ja auch in unklarer Verschwommenheit hin- und herwogt nach unbegrenzten Weiten. Und doch wär' ich dann ein Barbar, ein Mensch ohne Seele, und hätte von einem Künstler nicht die Spur in mir. Die Frauen aber, mein Freund, sind die Musik des Lebens!"

Ramberg lachte. „Nun, sie können sich für diesen Ausspruch bei Ihnen bedanken", sagte er; „im Ganzen aber", setzte er hinzu, „finde ich, wenn Sie's mir nicht übel nehmen wollen, daß Sie ein seltsamer und merkwürdiger Mensch sind, und — wollen Sie mir's nicht übel nehmen, wenn ich's gerade heraus sage?"

„Sprechen Sie nur immer gerade heraus!"

„Und ein wenig in Gefahr schweben, ein wandernes Genie zu werden! Darum nehmen Sie sich mit dem Schauspieler in Acht!"

Hattstein schwieg, mit einem Gefühle des Selbstbewußtseins ein paar Mal den Kopf in den Nacken werfend.

„Habe ich Sie beleidigt?" fragte Ramberg nach einer Pause.

„Nein", versetzte Hattstein — „aber nicht ganz verstanden. Mit einer Natur, wie ich sie eben, so gut man's ausdrücken und klar machen kann, beschrieb, vermag man sehr gut Vernunft, Lebensklugheit, Ordnung in seinen Verhältnissen und Solidität zu verbinden . . . . . ."

„Nun ja, es ist möglich — Voltaire starb als Millionair, Goethe als ordenbedeckte Excellenz

und Michel Angelo und Shakespeare starben als steinreiche Männer — wir wissen das — trotzdem graust mir aber ein wenig, wenn ich denke, Sie könnten wirklich Ihren Plan ausführen!“

„Und Schauspieler werden? Sagen Sie selbst, welche andere Kunst bleibt mir übrig, wenn ich für die schaffenden kein Talent habe, als mich der zu ergeben, die der höheren Schwester Dollmetscher wird und wenigstens den Vortheil vor den anderen voraus hat, daß sie bewegt, ergreift, die Blitze des Genius in die stumpfesten Gemüther schleudert, das Volk aus seinem Phlegma aufschüttelt und dem Strom der Gedanken, den Strahlengüssen hoher Ideensonnen ein breites Bett schafft durch die Lande! Darin liegt des Schauspielers Bedeutung. Hauet aus dem Marmor von Carrara Statuen, über deren nackte Glieder der Lichtglanz der Schönheit niederrieselt, und stellt Sie im Künstlerlocal Eurer Stadt aus — von tausend Eurer Mitbürger gehen drei hin, sie anzusehen, und von diesen drei sind zwei Kritiker, die sie Euch schlecht machen wegen der Biegung des rechten Knies oder der Haltung des kleinen Fingers. Schreibt Bücher voll großer und aus Eurem innersten Herzen hervorgeströmter

Gedanken — und die Leihbibliotheken werden sie kaufen, damit müde Geschäftsleute sich Abends damit in den Schlaf lesen, oder ästhetische Thees darüber Albernheiten austauschen, die Euch schaudern machen, als säht Ihr ein liebes theures Kind im Waisenhause gehudelt. Solche Schmerzen hat wenigstens ein Schauspieler nicht, der mit der siegenden Macht des Wortes vor ein versammeltes Volk tritt und mit der scharfen Waffe seiner Leidenschaft wie ein St. Georg mit seiner Lanze, die scheußliche Bestie Indolenz und Stumpfsinn zu Boden schlägt."

„Lieber Hattstein", sagte Ramberg, sein Glas füllend und es halb leerend — „Sie können sprechen wie ein Buch . . . . . warum schreiben Sie keine Bücher? Ich meine, wenn Sie auch kein Dichter sind, wie Sie sagen, Bücher könnten Sie immerhin schreiben — besser als ich! Gott verdamm' mich, wenn Sie nicht just wie dazu geschaffen sind, unseren guten deutschen Landsleuten um jedes Ding, von dem sie zu hören verlangen, den nöthigen metaphysischen Dunst oder sentimentalen Schleim zu machen, ohne den ihnen die Sache nicht tiefsinnig und gelehrt genug scheint."

„Bücher schreiben! Oh ja . . . hätte mir das Leben Stoff genug entgegengebracht — hätte es mir in irgend einer Sache einen Abschluß gebracht! So aber steht mein Leben mit Allem in den ersten Capiteln — die Schlußcapitel liegen vor mir in unerkennbarem Nebel; bis ich in sie hineinlebe, können noch viele Jahre vergehen."

„Der richtige deutsche Metaphysiker", lachte Ramberg auf — „im Faust fehlt ein Vers und der heißt:

„Steht nichts im Weg, so stellt Euch was hinein!"

„Glauben Sie denn wirklich, mir stünde bei einer solchen Laufbahn nichts im Wege?" versetzte Emil. „Gesetzt, ich wüßte irgend ein Buch zu Stande zu bringen, oder hätte das Geschick, einen Zeitungscorrespondenten, einen Kritiker, einen Redacteur abzugeben; glauben Sie denn, ein Mann, der seine eigenen Ueberzeugungen hat, den nichts unterstützt, der namenlos mit seiner unabhängigen Meinung auf die große Rednerbühne der Presse treten will, glauben Sie, ein solcher Mann fände so leicht seinen Platz darauf?"

„Nun, ich darf sagen", versetzte Ramberg,

„es ist mir nicht besonders schwer geworden, einen Platz darauf zu finden. In England, in Frankreich mag das anders sein ... da sind geschlossene Kreise und Parteien, welche sich um die einzelnen Organe der Presse schaaren und einem Neuling nicht leicht Aufnahme gewähren. In Deutschland ist aber das ganze Preßwesen ein weit gutmüthigeres liberaleres Ding. Wer etwas Vernünftiges in gebildeter Sprache vorzubringen hat, dem wird der Raum nicht verwehrt. Und hören Sie, Hattstein, ich mache Ihnen einen Vorschlag."

„Welchen?"

„Ich mache Ihnen den Vorschlag, das, was Sie vorhin sagten, vom Vertauschen unserer Lebensbahnen noch wahrer zu machen, noch gründlicher auszuführen... treten Sie in meine Schriftstellerbahn ein, und Sie haben dann schon einen geebneten Weg vor sich."

„Wie meinen Sie das?"

„Sehen Sie ... wenn ich wirklich van der Toll's neidenswerther Schwiegersohn werde, dann, darauf können Sie sich verlassen, verzichte ich für immer auf den Ehrgeiz, das deutsche Publikum mit meiner Aufschneiderei zu amüsiren... ich habe

nicht die geringste Lust, in dem Fache fortzuarbeiten ... ich weiß sehr wohl, daß es ein unendlicher Verlust und wirklich jammerschade ist, „wenn solche Kräfte feiern“ ... aber ich sage dann wie der gute Leopold, als man bedauerte, daß Römisch-Kaiserliche Majestät kein Flautenspieler geworden: Laß Er's gut sein, Wir stehen uns halt so besser.“

„Und nun weiter?“

„Nun mein' ich, lieber Freund, Sie nehmen meine unsterbliche Feder auf — Sie schreiben unter dem Namen Hugo Ramberg, der sich, wenn auch noch nicht bei dem Publikum, doch bei den Verlegern und Literaturmenschen bereits einen kleinen Klang erworben, weiter — Sie sind damit bei allen Journalen willkommen — und treten zugleich in den Contract ein, den ich in Norderney mit meinem Verleger geschlossen. Der Mann zahlt mir im Verlaufe des nächsten Jahres 1000 Thaler, wofür ich ihm zwanzig Bogen Amerikanische Skizzen und Lebensbilder liefere, zwanzig Bogen zu 16 Spalten, im Format seines großen Journals ...“

„Aber wie kann ich Amerikanische Lebensbilder schreiben, ich, der nie ...“

„In Amerika war? — Lieber Freund", versetzte lachend Ramberg, „sind Sie des gutmüthigen Glaubens, die Leute, welche die deutsche Lesewelt mit ihren Münchhausiaden aus Mosquitien und Hinterindien, aus Armenien und Abyssinien unterhalten, seien wirklich da gewesen . . . credat Judaeus apella. Ist auch ein unbilliges Verlangen — Mommsen ist auch nicht dabei gewesen, als Hannibal über die Alpen zog, noch Mac Aulay, als Warren Hastings den Rohillah-Krieg führte . . ."

Hattstein schüttelte den Kopf.

„Wenn ich Ihnen nun aber sage", fuhr Ramberg fort, „daß ich Ihnen mein gesammtes wohlgeordnetes Material, meine genau geführten Tagebücher übergeben will — daß Sie die Sachen nur ein klein wenig zu redigiren, mit Ihrem Geiste und mit Ihren Gedanken tiefsinnig weise zu würzen brauchen — wie dann? Ich meine, es wäre dann doch gar zu deutsch, aus Gewissensscrupeln die Sache von der Hand zu weisen!"

„Und ihren Namen soll ich dabei annehmen?"

„Nehmen nicht hundert Schriftsteller einen Namen an, mit dem sie ihre Geistesproducte

zeichnen? Ist Hugo Ramberg nicht so gut dazu wie ein anderer. Haben Sie was gegen den Pseudonym Hugo Ramberg?“

„Nur das, daß er der Ihre ist, daß ich die Maske eines Andern vornehmen würde.“

„Daß Sie Lamm damit in eine Löwenhaut kriechen“, fiel Ramberg ein ... „trösten Sie sich, mein gewissenhafter Doppelgänger — der Löwe, dessen Haut Sie anziehen, ist nicht gefährlicher als Zettel, der Weber ... und es hängt nur von Ihnen ab, ein ächter Löwe des Tages zu werden!“

Hattstein ging nachdenklich eine Weile in dem Zimmer auf und ab.

„Sie wollen Ihre eigene Existenz fortschenken“, sagte er dann — „sind Sie denn wirklich so sicher, daß Sie die andere glänzendere, die Sie erstreben wollen, erreichen?„

„Ich hoffe es“, versetzte Ramberg zuversichtlich, „Sie müssen schon Ihre Eitelkeit in so weit demüthigen, um sich das sagen zu lassen!“

„Meine Eitelkeit... die hat mit diesem Zweifel nichts zu schaffen! Glauben Sie mir das. Ich kann nur nicht annehmen, daß ein Mädchen so rasch und plötzlich eine Neigung, die fast bis

zu einem Verrath, einem Verbrechen an einer Freundin treibt, vergesse"...

„Was wissen Sie", versetzte Ramberg, „welchen Theil an dieser Neigung das bloße Vergnügen hatte, einer „Freundin" den Verlobten zu escamotiren? Der Wankelmuth und der Leichtsinn der Weiber ist so recht zusammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu schaffen, sagt Goethe irgendwo."

„Sie machen den Frauen, die Sie drüben kennen lernten, kein großes Compliment!"

„Ich habe sie diesseits und jenseits des Oceans kennen gelernt, und glauben Sie mir, ich habe nicht gefunden, daß der Ocean in dieser Beziehung einen großen Unterschied gemacht hätte... aber bleiben wir bei der Sache: wollen Sie auf den vollständigen Tausch unserer Lebenslaufbahnen eingehen?"

„Wenn Sie aber nun eine Täuschung erfahren, wenn Swammerdam alle Ihre tiefe Kenntniß des Frauenherzens zu Schanden macht?"

„Dann, Sie gewissenhafte Künstlerseele, komme ich zu Ihnen, und wir errichten ein Compagnie-

Geschäft, eine Firma en gros für transatlantische Nebelbilder — ich liefere die Bilder und Sie den methaphysischen Nebel dazu — wir werden dann Furore machen mit unsern dissolving Views... sind Sie nun beruhigt?"

„In der That, dann muß ich es wohl sein", versetzte Hattstein zögernd — „eigentlich kommen Sie mir wie ein rettender Engel und es wäre thöricht..."

„Die Tagebücher meiner Engelslaufbahn unter den Yankees und Cottonlords nicht anzunehmen und zur Erbauung der frommen alten Welt auszubeuten! Also kommen Sie mit in meinen Gasthof, daß ich Ihnen diese wichtigen Dokumente ausliefere."

Die beiden jungen Leute machten sich auf uud gingen, und Hattstein sagte dabei seinem Freunde, daß er beabsichtige, sich nach der nächsten größeren Stadt, der Provinzhauptstadt O. zu wenden, wo jener ihn finden werde, falls Swammerdam nicht, wie er hoffe, der Hafen seines viel umhergeworfenen Lebensschiffes werde!

„Dann werden Sie mich dort bald erscheinen sehen", versetzte Ramberg — „wir arbeiten dann,

wie gesagt, zusammen — offen gestanden, ich habe das Bedürfniß eines Mitarbeiters von solideren Kenntnissen als die meinen sind, längst gefühlt — im schlimmsten Falle habe ich mir jetzt einen solchen Mitarbeiter an Ihnen gewonnen; Sie brauchen mir also in keinem Falle für meine Großmuth zu danken, denn entweder hat das, was ich Ihnen gebe, für mich keinen Werth mehr; oder es bindet Sie als Gehülfen an mein Geschäft — Sie sehen, ein Yankee thut nichts ohne Berechnung! — — —

„Wohl denn", entgegnete Hattstein, „aber ich erwarte dann, daß sich Ihre Großmuth nach einer andern Richtung hin geltend mache. Wenn Sie wirklich bei van der Toll und Tochter reussiren, dann bieten Sie Ihren Einfluß auf, daß Swammerdam mit Papenburg glimpflich verfahre und es nicht zu Boden drücke!"

„Das wird geschehen, verlassen Sie sich darauf!"

Am andern Morgen trat Emil Hattstein zu Herrn Fresenborg in's Arbeitszimmer und indem er einen Stuhl herbeizog und sich dem alten Herrn gegenübersetzte sagte er:

„Wir haben mit einander zu reden, Vetter Fresenborg."

„Ich denk' auch", versetzte der Handelsherr, „aber ich meine nicht, daß es viel zu sein braucht. Das nöthigste ist gestern besprochen worden!"

„So ziemlich, Vetter Fresenborg, doch nicht Alles. Ihr habt mir gesagt, daß Ihr mich als Zahlungsmittel an Mynher van der Toll übermachen wollt; ich habe unterdessen eine andere Valuta zur Ausgleichung mit van der Toll gefunden und dieselbe wird noch heute als Rimesse nach Swammerdam abgehen. Hoffentlich wird van der Toll sie bestens acceptiren und damit den gegenseitigen Saldo als beglichen ansehen..."

„Was zum Teufel wollt Ihr mit dem Allen sagen, Vetter?"

„Daß an meiner Statt ein guter Freund, der van der Toll bereits bekannt und seiner Tochter angenehm ist, auf dem Wege zu ihnen ist, um Henrietta für meinen Verlust zu trösten und dann die Abwickelung des Geschäftes mit Euch in die Hand zu nehmen. Ich glaube, daß Ihr nach dieser Seite hin beruhigt sein könnt."

„Beruhigt? Ich bin nicht im Mindesten beruhigt, wenn..."

„So muß ich Euch bitten, wenigstens einige

Wochen Geduld zu haben, bis Euch meines Freundes Wirksamkeit in Swammerdam durch Mynheer van der Toll selber offenbar wird, indem er Euch die Verlobung seiner Tochter ankündigt und die Mittheilung macht, daß er in Beziehung auf die Holzangelegenheit nichts verlangt, was Euren Ruin nach sich ziehen müßte. Ich habe meinen Freund, der Ramberg heißt und ein einsichtiger billiger junger Mann ist, in die Sache eingeweiht und alle wünschenswerthe Zusicherungen von ihm erhalten. Unterdeß muß ich Euch ersuchen, Vetter, nicht zu vergessen, daß ich bis heute Eure Procura hatte, und daß Ihr durch das, was ich mit dem Grafen Schönstetten abgemacht, gebunden seid ..."

„Leider", fuhr Fresenborg auf, „hattet Ihr meine Procura dabei, und ich möchte, daß ..."

„Ihr möchtet, daß es nicht so gewesen wäre, das weiß ich, Vetter. Auch seht Ihr mich hier, um Euch zu sagen, daß ich von diesem Augenblick an diese Procura in Eure Hände zurücklege. Ich gebe sie Euch zurück und danke Euch für das Vertrauen, welches Ihr in mich setztet ... ich danke Euch für Alles, was Ihr an mir gethan

habt; ich danke Euch dafür, daß Euer Haus mir eine lange Zeit hindurch etwas wie das gewesen ist, was ich nie gekannt habe, ein Vaterhaus; ich werde das auf meinem weiteren Lebenswege nie vergessen; dieser Lebensweg aber trennt sich von heute an von diesem Hause. Ich werde es verlassen, Vetter Fresenborg, und bin hier, um Abschied von Euch zu nehmen."

Vetter Fresenborg sah ihn mit großen verwunderten Augen an. Nach einer langen Pause nahm er die Brille ab und sagte, sie hinlegend, ruhig: „Ihr seid ein Narr!"

„Gewiß, wir sind alle des Schicksals Narren!"

„Des Schicksals . . . richtig, und da der Mensch selber sein Schicksal ist, so ist er eben sein eigener Narr! Nur mit dem Unterschied, daß der Eine eine lustige und der Andere eine traurige Art Narrheit hat! Eure, Vetter Hattstein, gehört zu der letzteren Art, Ihr steht im Begriff einen sehr dummen Streich zu machen."

„Vielleicht. Jedenfalls ist ein Mensch, der einen so dummen Streich machen kann, nicht der richtige Associé für Alexander Fresenborg. — Also scheiden wir in Frieden und Eintracht."

Fresenborg sah den jungen Mann vor sich wieder mit derselben Verwunderung und Ruhe an. Machte er dieselbe Bemerkung für sich und nahm deshalb Emil Hattstein's Erklärung so gelassen auf?

„Ich möchte nur Eins", fuhr Emil fort; „daß Ihr Therese den Grund meiner plötzlichen Abreise verschwieget und mir überließet, ihr brieflich die Gründe meines Entschlusses und mein Lebewohl zu sagen. Ich glaube, daß es für uns Beide so besser sein dürfte.".

Fresenborg schwieg noch eine Weile. Dann fuhr er plötzlich auf:

„Aber ins Henkers Namen — wohin wollt Ihr denn und was wollt Ihr beginnen?"

„Ich will nach O. gehen und dort will ich meine Kenntnisse zu verwerthen suchen, um leben zu können."

„Eure Kenntnisse! Wollt Ihr Unterrichtsstunden geben? Faules Geschäft, Vetter. Viel Angebot und wenig Nachfrage!"

„Mag sein. Ich denke als Schriftsteller leben zu können!"

„Noch fauler. In dem Geschäft giebt's der wohlhabenden Firmen verdammt wenig! Ihr

werdet bald genug inne werden, daß ein auch nur ganz geringer Umsatz in einem kleinen Specerei- oder Schnittwaarengeschäft mehr abwirft, als das! Ihr werdet's inne werden, Vetter Emil Hattstein, und wenn Ihr dann zurückkehrt, so ..."

„Zurückkehren werde ich nicht. Ich bin nun einmal nicht dafür gemacht; für ein Geschäft in Specerei- oder Schnittwaaren nicht, und nicht für Eines in Eichen und Norwegens Tannen. Und deshalb ..."

„Nun, ich halte Euch ja nicht", fiel Fresenborg kalt ein. „Thut, was Ihr nicht lassen könnt!"

„Ich werde Brook meine Procura und was ich noch an Papieren habe, einhändigen. Dann werde ich abreisen."

„Thut das."

Fresenborg nahm seine Brille wieder auf und Emil Hattstein erhob sich um zu gehen.

„Wollt Ihr denn schon heute fort?"

„Mit dem Nachmittagszuge!"

Eine abermalige Pause folgte.

„Ein grenzenlos dummer Streich ist's bei alle dem doch!" rief dann Fresenborg plötzlich aufspringend aus ... „und den Holländer, der

an dem allen Schuld ist, mit seiner Seelenverkäuferei möge dafür der Teufel in der schmutzigsten Gracht von Swammerdam ersticken! — Aber ich kann Euch nicht so ziehen lassen, und zusehen, wie Ihr als ein armes verlassenes Genie in der Welt herumlauft, mit schönen langen Künstlerlocken, weil Ihr nicht den Groschen habt, um sie Euch schneiden zu lassen. Ich will Euch ein kleines Jährliches aussetzen, da Ihr doch einmal mein leiblicher Neffe . . ."

„Ich danke Euch, Fresenborg, ich schulde Euch schon zu viel und kann es nicht annehmen!"

„So laßt's bleiben. Aber hört noch Eins! Die Handlung Markwort und Söhne, die das große Pelzwaarengeschäft führen, haben von einem Hause in New-York, das dort ihre Einkäufe besorgt, einen jungen Menschen zugeschickt bekommen, für den sie hier sorgen sollen. Er ist der Sohn eines Deutschen, der ihn herübergesendet hat, damit er auf deutschen Schulen lerne. Markwort und Söhne sollen einen tüchtigen Mann annehmen, der ihn beaufsichtigt und auf die Schule begleitet und seine Studien überwacht. Die nöthigen Fonds, um einen solchen Mann sehr gut zu besolden, sind

Markworts zur Verfügung gestellt. Ich meine, wenn Ihr nicht gar so große Eile hättet, schon mit dem Nachmittagzuge fortzukommen, so könntet Ihr Euch den Burschen ansehen, ob es Euch zusagte, seine Leitung zu übernehmen ... der Mann dazu wärt Ihr ... und Ihr hättet für die ersten Jahre doch etwas Sicheres! Neben der Schriftstellerei, sollt' ich denken, wäre das nicht zu verachten!"

Hattstein besann sich einen Augenblick, dann sagte er:

„Ihr habt Recht, Vetter Fresenborg; ich danke Euch für die Mittheilung. Ich will den jungen Menschen zu sprechen suchen und wenn er mir gefällt, wenn ich glaube, daß ich die Stellung bei ihm ausfüllen kann, mich bei Markworts darum bewerben."

„Langer Bewerbung braucht's da nicht. Markwort kennt mich und Euch, und ich übernehme es, mit Markwort die Sache in's Gleiche zu bringen."

„Wohl denn — ich danke Euch noch mal! Ich will gehen und mit dem jungen Manne eine Unterredung suchen. Nach einer Stunde sollt Ihr Bescheid haben!"

Hattstein ging.

„Des Menschen Schicksale sind wunderbar“, sagte er ... aber es scheint, sie sind dem günstig gesinnt, der die Kraft hat, sich durch einen starken Entschluß aus Lagen zu reißen, von denen er einsieht, daß sie seiner nicht würdig sind. Aus zweierlei Laufbahnen haben sie mich gewaltsam fortgeschleudert, und werfen mich nun fast eben so gewaltsam in eine dritte — in die des Erziehers! Werde ich glücklicher darin sein? Wer weiß es! Sehen wir uns zuerst die arme Motte an, welche in einer amerikanischen Pelzsendung dem Hause Markwort zuspedirt ist, um sich hier zu einem Menschen zu entpuppen! —

Nachdem er mit der „armen Motte“ gesprochen, kehrte er zu Fresenborg zurück und sagte: „Vetter... ich übernehme, was Ihr mir botet, mit großer Freude!“

Sechstes Kapitel.

Der Sohn des Waldes.

Die freundliche, von Hügeln durchzogene Gegend, in welcher die Provinzhauptstadt O. lag, zeigt an den Hängen der laubholzbestandenen Berge alle Tinten des Baumschlags, den dieser im Hochsommer, wenn die Zeit des frischen Grüns vorüber, annimmt. In hellem Sonnenscheine lag das Thal, in dessen Mitte die Stadt sich lang hindehnte. Ein Fluß zog mit langsamem Wellenschlag an ihr vorüber, an Resten alten grauen Mauerwerks, die einst das Gemeinwesen beschützten, an Obstgärten, an Mühlenwerken, welche er zu treiben hatte.

Da, wo an der oberen Ecke der Stadt ein großes Stück jenes grauen Mauerwerks vorsprang und an einem alterthümlichen, aus Bruchsteinen auferbauten runden Thurm endete, schlug der Fluß einen starken Bogen; er bildete eine Halbinsel,

welche man ehemals, wie der Thurm andeutete, zu einer festen Verschanzung benutzt hatte. Jetzt waren alle andern Werke gebrochen und geschleift; inmitten der kleinen Halbinsel ragte aus Obstwipfeln ein freundliches kleines Haus mit rothem Ziegeldache und zwei kurzen Essen auf; Gartenanlagen erstreckten sich rund umher; Gebüsche von Ziersträuchern umhegten am Wasser entlang die freundliche kleine Gartenwelt. Vom Hause aus führte eine Obstbaumallee auf den alten Thurm zu; eine rundbogige Thür ließ in das Innere dieses Thurmes blicken, in ein rundes gewölbtes Gemach, in welchem es feucht, kühl und schattig war; im Hintergrunde führte eine Wendelstiege in ein verfallenes oberes Stockwerk. Rechts vom Eingang in den Thurm, im Gebüsch halb versteckt, war ein Platz zum Sitzen angebracht — ein runder Steintisch, eine Gartenbank mit weißem Oelanstrich, hölzerne Stühle umher.

Auf der Bank saßen zwei Personen, ein Herr und eine Dame. Der Herr war im Officierüberrock, ein Mann von etwa dreißig Jahren... wir kennen diese ziemlich kühn geschnittenen Züge, die grauen lebhaften Augen mit den scharfen Blicken...

wir sind ihnen an einem andren Orte begegnet, und mit diesem Orte beschäftigt sich eben die Dame, welche neben ihm sitzt. Es liegt nämlich eine kleine Anzahl photographischer Blätter vor ihr auf dem Steintisch und sie betrachtet eines nach dem andern. Sie ist eine große Gestalt mit einem edel gezeichneten Kopfe von einfachen Zügen, die Stirn breit und hoch, Nase, Mund und Kinn regelmäßig gebildet; das Ganze doch nicht gerade schön, dazu ist der Winkel, den Nase und Stirn bilden, zu tief eingebogen, sind die Augen zu dicht neben einander gesetzt. Aber ihr Teint ist klar und frisch und trotz der sechs- bis siebenunddreißig Jahre, welche sie haben mag, ist sie eine sehr gewinnende, anziehende Erscheinung, der es noch sehr leicht werden muß, ihre Eroberungen zu machen. Ihre Haltung ist gerade und aufrecht, ein wenig steif sogar, ihre Bewegungen zeigen wenig Anmuth, sie haben im Gegentheil eher etwas Eckiges.

„Und waren Sie die ganze Zeit Ihrer Abwesenheit in diesen Heiden?“ fragte die Dame.

„Immer; ich hatte Aufnahmen für unsern Generalstab dort zu machen; doch wohnte ich ganz gut logirt in dem hübschen Schlosse Clemenswerth.“

„Diese Gegenden sind förmlich schreckenerregend“, fuhr die Dame fort, eins der Bilder nach dem andern aus der Hand legend — „man sieht da in weiten braunen Einöden hinein, die nicht einmal den Reiz der Wüste haben, daß man sich grauen könnte vor der vollständigen Oede. Dazu sieht man doch noch zu viel Bäume am Horizont, zu viel elender Hütten und jämmerlicher Schafställe — es ist der reine Bankerott alles landschaftlichen Elements ...“

„Nun, grauen kann man sich schon ... Sie brauchen sich nur noch ein wenig Nebel hineinzudenken, so daß man von dem, was den Horizont säumt, nichts gewahrt und diese häßliche Einsamkeit ist dann ganz danach angethan, um Grauen einzuflößen — sie kommt mir dann vor wie ein Tummelplatz für arme abgeschiedene Seelen, die nicht wissen, weshalb sie noch da sind und ziel- und zwecklos über die weiten öden Meere oder diese braunen Torf- und Heide-Unendlichkeiten flattern!“

„Und sollte das die Bestimmung der Menschenseelen sein, hier das Leben zu durchflattern mit der dunkeln Ahnung, das es ziel- und zwecklos, und nach dem Tode über der Welt umher-

zufahren, mit dem vollen Bewußtsein, daß es ziel- und zwecklos?" Die Dame fragte das mit einem leichten Seufzer halb für sich hin und wie ohne eine Antwort zu erwarten.

Auch fuhr sie nicht fort, sondern betrachtete nachdenklich andere der kleinen photographischen Aufnahmen des Officiers.

„Das ist recht schön", sagte sie, „diese Alleen mit prächtigen Bäumen, die alle ein reizendes kleines Rococoschloß zum Zielpunkt haben. Ich möchte es einmal sehen. Aber es ist weit dahin und ich liebe Reisen nicht, wie Sie wissen."

„Und doch haben Sie viel gereist in Ihrem Leben, scheint es?"

„Das habe ich nun just nicht, lieber Rothenberg, antwortete die Dame ruhig, auf das Bild in ihrer Hand schauend; „doch genug, um zu wissen, das es am besten ist, man richtet sich irgendwo in einem Winkel der Erde bequem ein und giebt sich dort dem Wanderleben der Gedanken hin, die ja immer flattern, wie ihre Seelen, man mag nun an seinem häuslichen Heerde sitzen oder im Eisenbahncoupé, und an deren Ziel man nie geräth!"

In diesem Augenblicke wurde die Unterredung der beiden Personen durch ein Geräusch gestört, das plötzlich hinter ihnen in dem Gebüsche entstand; dann durch ein lebendiges Etwas, das eben so plötzlich in pfeilschnellen Sätzen neben ihnen hersprang und sich in den Eingang des Thurmes stürzte.

Die über diese unvermuthete Erscheinung erschrockene Dame fuhr auf und rief aus:

„Großer Gott ... was ist da — was war das, Rothenberg?"

„Ein Thier — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf oder ein großer Löwe sogar, wenn Sie wollen", versetzte der Officier ruhig, „jedenfalls aber nichts, worüber Sie zu erschrecken brauchen, denn es ist offenbar auf der Flucht ..."

Aber bevor er geendet, erschrak die Dame aufs Neue; es brach etwas noch heftiger und geräuschvoller durchs Gebüsch; diesmal war's ein wild aussehender junger Mensch in Hemdärmeln, triefend von Wasser mit blutigem Gesicht, um das wild und wirr schwarze Locken hingen — er stand wie vom Mond heruntergefallen vor den Beiden und rief athemlos:

„Wohin ist er — wohin... in den Thurm?!"

Und dann stürmte er dem flüchtigen Thiere nach in die offene Thurmhalle hinein.

„Gott steh uns bei!" rief die Dame aus, „ich bin zu Tode erschrocken... ich zittere an allen Gliedern... wer war, was bedeutet das?... welche Unverschämtheit, hier so einzubrechen..."

„Ich bitte, beruhigen Sie sich", sagte Rothenberg — „es ist freilich eine Unverschämtheit, eine Dame so zu erschrecken — aber Sie müssen es dem jungen Wilden nachsehen; es ist der junge Irokese, wie man ihn nennt, der sich hier auf der Schule befindet und von dem Sie gehört haben werden..."

„Das ist ja ein unbändiges Geschöpf... wie der junge Mensch aussah — bitte, gehen Sie zu sehen, was er da treibt in dem Thurm..."

Rothenberg wäre ohnehin gegangen, denn man hörte in diesem Augenblick ein ganz entsetzliches Getöse in dem Thurm, einen Lärm und ein Zusammenkrachen, als ob ein ganzes Stockwerk einbreche.

„Der Himmel stehe uns bei — ich glaube gar, er hat den Hals gebrochen!" rief die Dame

aus, indem sie aufsprang und nun selbst dem Eingang in den Thurm zueilte.

„Die wilde Katze hätte dann das Schicksal gefunden, was ihr über kurz oder lang jedenfalls blühen wird“, sagte Rothenberg, ebenfalls in den Thurm eilend.

Es war ein erschreckender Anblick, der sich ihnen darbot. Im Hintergrunde des runden Gemachs, wohin das Licht, das durch die vordere Oeffnung einströmte, nur sehr gedämpft gelangte, wirbelte eine Wolke Staub. Am Boden, über einem Haufen alten Schutts, lagen Bruchstücke von Holzwerk und Planken, zerbrochen und zerschlagen durch einen Sturz von oben herab, und auf diesem wüsten Trümmerhaufen lag der junge Mensch, der so eben dahergestürzt gekommen war, wund, blutend, aber mit der letzten Kraft, wie es schien, mit einem zottigen Thiere ringend, das er an sich drückte und das in seinen Armen und Händen verzweifelte Anstrengungen mit Beißen, Kratzen und Zappeln machte, um seine Freiheit zu gewinnen.

Aber umsonst... der junge Mensch hielt fest, obwohl in diesem Augenblick seine Augen sich offenbar wie in einer Ohnmacht brachen.

Der Officier faßte das Thier, einen jungen fast ausgewachsenen Fuchs, mit vorsichtigem aber festen Griff im Nacken ... der junge Mensch ließ das bissige Thier fahren und stammelte nur noch:

„Halten Sie ihn, halten Sie ihn!“ dann sank sein Kopf zurück; die Ohnmacht war da.

„Er stirbt!“ rief die Dame erschrocken aus.

„Und ich habe seinen sehr unangenehmen letzten Willen zu vollstrecken“, sagte Rothenberg. „Halten Sie ihn ... wohin mit der Bestie?“

„Mein Gott, werfen Sie das ekelhafte Thier doch fort — schleudern Sie es in den Fluß, wenn Sie wollen und helfen Sie mir dem Unglücklichen beispringen! Rufen Sie mein Mädchen mit Wasser herbei!“

Rothenberg, den gefangenen Feind mit fester Hand emporhaltend, ging rasch davon, dem Hause zu; auf dem Küchenhofe, an der Rückseite des Hauses sah er leere Hühnerkörbe stehen und in einen derselben steckte er den Fuchs und legte einen schweren Stein oben auf den Korb; zugleich rief er in die offenstehende Küchenthüre hinein dem Mädchen zu, rasch mit Wasser herauszukommen.

Als er in den Thurm zurückgekehrt, fand er die Dame neben dem Ohnmächtigen knieend; sie hielt ihr Tuch auf eine große offene Kopfwunde, deren Bluten sie auf diese Art stillte.

„Er hat eine furchtbare Wunde über der Schläfe“, sagte sie, „haben Sie Wasser?“

„Ihr Mädchen kommt damit.“

Als das Mädchen gekommen war und die Dame mit dem kalten Wasser, in das sie ihr Tuch tauchte, eine Weile die Wunde gebäht hatte, schlug der junge Mensch die Augen auf.

„Wo bin ich? Was thun Sie mir?“ sagte er... „wo ist er?“

„Er — das heißt Ihr Fuchs?“ versetzte Rothenberg lächelnd. „Der ist wohl aufgehoben, Sie werden ihn wiederfinden... seien Sie ruhig und lassen Sie sich das Blut stillen!“

„Sagen Sie um Gotteswillen, was haben Sie angefangen?“ fragte die Dame jetzt, eifrig in ihrer Thätigkeit fortfahrend.

„Das ist leicht zu errathen“, nahm Rothenberg das Wort, — „er ist seinem Fuchs die Wendelstiege hinauf nachgerannt bis an die verschlossene Thür, welche in das zweite Stockwerk

des Thurmes führt — dort vor der Thür hat der Fuchs nicht weiter gekonnt, sein Verfolger hat ihn dort gefaßt, sich mit ihm zu balgen begonnen und unter dem Balgen ist der obere Theil der morschen alten Treppe zusammengestürzt!"

„Wir müssen ihn aufnehmen und ins Haus tragen!" bemerkte die Dame.

„Ich kann schon gehen", sagte der junge Mann, sich aufrichtend; er sank jedoch wie gelähmt zurück, indem er einen kurzen Schrei des Schmerzes ausstieß.

„Am Ende hat er Arm oder Bein oder alle Rippen gebrochen", bemerkte Rothenberg.

„Nein, nein", versetzte der junge Mann, indem er langsamer noch einmal, und dies Mal mit besseren Erfolgen, den Versuch sich aufzurichten machte, es geht schon — ich werde hineingehen."

Rothenberg unterstützte ihn, aber als er einige Schritte gemacht hatte und draußen in den Bereich des Sonnenscheines kam, sank er wieder ohnmächtig zusammen. Rothenberg nahm ihn auf wie ein Kind und während die Dame voranschritt, trug er ihn ins Haus und dort in ein

Zimmer, und hier legte er die Last auf ein Bett.

Der junge Mensch bot in der That einen erschreckenden Anblick dar. Er war in Hemdärmeln, auf denen sich überall Blutflecken befanden; er mußte schon früher, vor seinem Sturz mit der Treppe, im Kampfe mit seinem Fuchs verwundet sein; seine Hände bluteten und da er sein langes dunkles Haar, das um seinen Kopf geflattert, damit aus der Stirn gestrichen, hatte er sein Gesicht so blutig gefärbt, wie es vor Rothenberg und der Dame vorhin aus dem Gebüsche hinter ihnen aufgetaucht war; jetzt kam noch die große Wunde, die er durch den Sturz erhalten, mit ihrem Blutstrom hinzu. Seine Unterkleider legten sich triefend von Nässe an seine Glieder — um in den Garten zu kommen, hatte er offenbar den Fluß, der ihn nach drei Seiten wie eine Insel umgab, durchwatet oder durchschwommen. Seine Züge waren todtenbleich. Aber sie waren auffallend schön. Es war der Kopf eines Antinous, mit griechischer Bildung, mit langgeschwungenen dunklen Brauen, mit jenen Augen, die auch in den classischen Antinouskopf etwas Schwärmerisches

bringen. Er schlug sie, aus seiner Ohnmacht erwachend, jetzt auf, diese Augen; sie waren langgeschlitzt, mandelförmig, träumerisch; es war ein ganz eigenthümlicher Blick, womit er zu der Dame aufschaute; es war nichts mehr da von dem wilden Feuer, in dem die Augen glühten, als er seine Beute verfolgte — es lag etwas Mildes, fast Weibliches darin. Die Dame stand und blickte in Sinnen versunken auf den merkwürdig schönen Jünglingskopf und in die dunklen sprechenden Augen.

Sein Alter mochte etwa siebzehn Jahre sein, schwerlich mehr.

„Ich werde ihm seine nassen Kleider abziehen“, sagte Rothenberg, „und ihn unter die Decke betten — ich fürchte, Sie werden auf längere Zeit seine Krankenwärterin sein müssen, es ist nicht daran zu denken, ihn heimzubringen — er würde sich verbluten, wenn man ihn jetzt transportirte!“

„Lassen Sie ihn hier!“ versetzte die Dame, wie aus ihrem Sinnen erwachend. Ich will unterdeß gehen und zum Arzte schicken.

Sie ging mit ihrem Mädchen hinaus. Als sie wieder herein kam, lag der junge Mensch mit

verbundenem Kopfe wohlgebettet da, und Rothenberg sagte, daß er nun zu dem Hause des Herrn, bei dem der Verwundete wohne, gehen und diesen benachrichtigen wolle.

„Thun Sie das", versetzte sie — „aber sagen Sie ihm gleich, daß der arme Mensch wohl aufgehoben ist, und daß ich wünsche, ihn hier verpflegen zu können, bis er sich ganz erholt hat — nicht wahr", setzte sie wie in einer plötzlichen Bewegung hinzu, indem sie dem jungen Mann die Hand hinstreckte — „Sie wollen hier bleiben und sich von mir verpflegen lassen, bis Sie wieder wohl sind?"

Sie sagte das mit einem gewissen weichen zitternden Ton in der Stimme, die sonst eher einen scharfen und hartklaren Klang hatte — der junge Mann blickte wieder mit demselben Ausdruck wie vorhin zu ihr auf; er erwiederte nichts, nicht einmal den Druck der Hand, welche die seine erfaßt hatte... er nickte nur leis mit dem Kopfe, wie müde und seiner Sinne noch nicht ganz mächtig.

Rothenberg ging.

Seltsam, sagte er sich dabei, als er das Haus

verließ, sie scheint von einer plötzlichen Sympathie für den Irokesen ergriffen. Die wilde Natur und der Wildheitsteufel im Weibe fühlen sich als verwandte Elemente und ziehen sich gegenseitig an... sonst hätte sie wohl eher den wüsten jungen Burschen, der in ihr Eigenthum gedrungen, in den Fluß werfen lassen, als sich ihn auf den Hals zu laden.

Der junge Mann mit dem verbundenen Kopfe hatte unterdeß mit irrendem Auge flüchtig seine Umgebung gemustert. Er sah, daß er sich in einem hübschen mittelgroßen Zimmer zu ebener Erde — das ganze kleine Haus hatte nur ein Stockwerk — befand. Es schien das Gastzimmer des Hauses, und war mit großer Sorgfalt und Sauberkeit eingerichtet, blendend weiße Vorhänge hingen vor dem Fenster und um das Bett nieder. Eine frische grüne Tapete, mit hellen Bouquets darin, bedeckte die Wände. Fein geschliffene Platten von grauem westphälischen Marmor lagen auf den Trumeaux- und Waschtischen. Vor dem Fenster draußen an der Mauer stand ein Blumengerüst, die oberste Reihe der Gewächse bedeckte die untern Scheiben und milderte im Verein mit den Vorhängen

das einfallende Sonnenlicht. An den Wänden hingen zwei Portraits in Kupferstich — die Köpfe von berühmten Männern wahrscheinlich, deren Namen dem Verwundeten so fremd sein mochten, wie ihre Physiognomien.

Der junge Mann ließ seine von der Wanderung durch das Zimmer zurückkehrenden Augen wieder auf der Dame haften. Diese hatte die ihrigen nicht von ihm gewendet; als die dunklen Augensterne des Irokesen, wie Rothenberg ihn nannte, sich jetzt wieder wie forschend in die ihrigen versenkten, ließ sie sich auf dem Fußende seines Bettes nieder, ergriff noch einmal seine Hand und sagte:

„Fühlen Sie große Schmerzen?“

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Sie stürzten schwer und hoch herab ... Sie müssen sich doch sehr wehe gethan haben — können Sie ohne Schmerz alle Glieder bewegen — glauben Sie, daß Sie außer Ihrer Kopfwunde keine ernstliche Verletzung erhalten haben?“

Er streckte sich aus, bewegte beide Arme, unterdrückte mit düster zusammengezogenen Brauen offenbar einen heftigen Schmerz, den ihm die Bewegung irgendwo machte, und sagte dann:

„Meine Knochen sind ganz geblieben!“

„Wir wollen es hoffen“, entgegnete sie; „aber Ihre Kopfwunde ist bedeutend — Sie werden lange ruhig hier unter meiner Obhut bleiben müssen.“

„Wenn Emil es will!“ versetzte er.

„Wer ist Emil?“

„Mein Lehrer!“

„Und Sie, wie heißen Sie?“

„Schönburg!“

„Und Ihr Taufname?“

„Andreas Hugo.“

„So... also Andreas?... Andreas!“ setzte sie wie für sich hinzu, indem sie ihre Hände in den Schooß zusammenlegte und wie in Gedanken versinkend, darauf niedersah.

„Ich werde Hugo gerufen“, sagte der junge Mensch nach einer langen Pause, in welcher seine Augen nicht von ihr gewichen waren. Soll ich aber Andreas heißen, so nennen sie mich so! „Geben Sie mir Wasser!“

„Was könnt' ich gegen den Namen Hugo haben?“ versetzte sie aufstehend und die Klingel ziehend, um ihm das Verlangte bringen zu lassen.

„Wollen Sie Wein dazu?“ sagte sie dann.

„Nein. Ich hasse Wein!“

Das Mädchen brachte auf den Befehl der Dame Wasser und Hugo trank durstig in vollen Zügen. Als er das Glas zurückgab, sagte er:

„Wie heißen Sie?“

„Ich heiße Ottilie Ramberg.“

„Ramberg! Das ist gut!“

„Gut... weshalb?“

„Emil sagt, daß er einem Freunde, der auch so heiße, viel verdanke. Wird Emil kommen?“

„Ich hoffe, bald. Er wird Ihnen Vorwürfe machen über Ihre tolle Unvorsichtigkeit...“

Hugo schüttelte den Kopf.

„Nein... er macht mir keine Vorwürfe. Er ist gut. Sie sind auch gut. War das Ihr Mann, der vorhin hier war?“

Sie lächelte, als sie Nein antwortete.

„Wer ist ihr Mann?“

„Er ist todt!“

„Todt? Schon lange?“

„Schon lange!“

„Haben Sie Kinder?“

„Nein.“

„Leben Sie ganz allein?“

„Ganz allein!“

„Es muß sehr schwer für eine Frau sein, ganz allein zu leben.“

„Nicht so schwer als mit Menschen, die man nicht liebt.“

Er sah sie wie fragend an, dann fuhr er fort:

„Mußten Sie das einst?“

„Vielleicht!“

„Ich würde es nicht thun — ich würde fortgehen von Menschen, die ich haßte. Die Welt ist so groß!“

„Nun, vielleicht that ich das auch“, sagte sie lächelnd und doch mit schmerzlichem Ernst — „oder vielleicht gingen Andere, die mich nicht liebten, fort von mir! Ist nicht Alles möglich? Aber Sie fragen mich ja aus wie in einem Verhöre, mein junger Freund!“

„Soll ich das nicht? Ich möchte Alles wissen, was Sie angeht.“

„Wissen macht Kopfweh — schmerzt ihr Kopf Sie nicht ohnehin genug? Sagen Sie mir lieber, wer Sie sind, woher Sie zu uns gekommen . . .

Sie sind seit einiger Zeit hier, um hier die Schulen zu besuchen . . ."

„Ich bin von jenseits des Meeres gekommen — wir waren lange auf dem Meere."

„Sie und Angehörige von Ihnen?"

„Die Leute, die mit mir auf dem Schiff waren."

„Ihre Angehörigen leben jenseits des Meeres?"

„Ich habe keine."

„Niemand?"

„Nein."

„Aber Ihre Eltern?"

„Ich habe keine; der Wald ist mein Vater und die Einsamkeit meine Mutter", sagte er lächelnd.

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie geben mir Poesie, statt Wahrheit", entgegnete Frau Ramberg dabei, „ist das recht, mir so zu antworten, nachdem Sie mich auf Ihre Fragen so aufrichtig gefunden?"

„Sie waren nicht aufrichtig", sagte er mit einem schlauen Lächeln, „und ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Der Wald ist mein Vater!"

„Und der Wald hat Sie auch wohl so gut deutsch sprechen gelehrt?"

„O, der Wald spricht alle Sprachen, zu jedem in der seinen!“

„In der That“, versetzte sie spöttisch... „und der Wald gab Ihnen Geld und sagte: reise und geh dahin, wo Schulen für Dich sind?“

„Der Wald ist reich“, erwiederte er mit demselben schlauen Lächeln, „er hat viele, viele wilde Thiere, deren Pelze er verkauft... er löst große Schätze daraus, und kann seinem Sohn eine gute Erziehung geben lassen.“

„Und wo liegt dieser väterlich sorgende Wald?“

„Am Ohio und Eriesee.“

„Und hat er mehr Söhne wie Sie?“

„Nein — er hat an mir genug!“

„Und werden Sie zu ihm zurückkehren, wenn Sie genug gelernt haben, zu ihm und seinen wilden Thieren?“

„Ich weiß es nicht. Ich fürchte, ich werde den Wald nicht mehr verstehen, wenn ich hier lange gelernt habe! Ich liebe meine Mutter, die Einsamkeit. Aber der Vater ist oft düster und zornig, wenn der Sturm weht und ihn zaust.“

„Seltsamer Mensch!“ sagte Frau Ramberg nach einer kleinen Pause. „Ich hoffe, Sie wer-

den aufrichtiger gegen mich werden, wenn wir uns länger kennen. Und jetzt höre ich Schritte — es wird der Arzt sein oder Ihr Lehrer."

Das Mädchen trat ein und meldete den Arzt. Ein ältlicher Herr mit goldener Brille folgte ihr auf dem Fuße. Frau Ramberg ging ihm entgegen und sagte ihm, welcher Fall seine Hülfe nöthig mache; der Arzt befühlte den Körper des Verwundeten und fand keine Verletzungen, als ein paar Contusionen — die Kopfwunde aber schien ihm bedeutend genug, um eine vorsichtige Behandlung zu erfordern; sie werde ein Wundfieber nach sich ziehen, meinte er und verlangte die nöthigen Sachen, um einen regelrechten Verband anzulegen. Während Frau Ramberg ging, sie herbeizuschaffen, schrieb er ein Recept auf, und sandte das Mädchen damit und nach einem Pflaster in die Apotheke.

Der junge Mann überließ sich schweigend und geduldig Allem, was der heilkundige Herr mit ihm vornahm.

Als dieser mit dem Auswaschen der Wunde, mit dem Pflasterlegen und dem Verband fertig war, sank Hugo Schönburg bleich und ermattet

zurück. Seine Kräfte schienen völlig erschöpft ... mit halb geschlossenen Lidern, ein mattes irres Lächeln auf den Lippen, sah er noch einmal Frau Ramberg an — dann schlossen sich die Augen zu einem tiefen Schlafe.



Siebentes Kapitel.

Frau Ramberg.

Es war am andern Tage. Hugo lag in dem hübschen von Blumen beschatteten kleinen Gastzimmer der Frau Ramberg auf seinem Lager. Wie der Arzt vorausgesagt, hatte er ein Wundfieber; es war nicht gefährlich, aber er bedurfte der Pflege. Frau Ramberg gewährte sie ihm mit der Sorgfalt einer Mutter; sie schien in dieser Beschäftigung einen ganz eigenthümlichen Reiz zu finden — sie saß halbe Stunden lang am Fußende von Hugo's Bett und blickte auf das schöne ausdrucksvolle Antlitz, das bleich, verbunden mit einem weißen Tuche, unter dem die dichten schwarzen Locken hervorquollen, auf dem Kopfkissen von schneeigem Linnen lag.

Hugo hatte sich einige Male schon nach seinem Fuchs erkundigt. Frau Ramberg hatte ihm die

Versicherung gegeben, daß er wohlauf sei und mit gutem Appetit die Reste eines gebratenen Huhns verzehrt habe.

„Geben Sie ihm die Freiheit“, sagte er jetzt plötzlich.

„Ihrem Fuchs, den Sie sich mit so viel Todesgefahr wieder eingefangen haben?“

Der junge Mensch lächelte.

„Ich fing ihn nur, weil er seinen Willen nicht haben sollte. Mag er jetzt laufen. Emil soll ihn über den Fluß werfen, dann ist er im Freien! Er macht Ihnen Last.“

„Er macht mir keine Last — beruhigen Sie sich darüber; das Mädchen sorgt für ihn.“

„Nein, nein“, sagte Hugo, die Brauen zusammenziehend, „ich weiß, er macht Ihnen Last, er soll fort — ich hasse ihn!“

„Warten wir, bis Sie selbst ihn ins Freie lassen können.“

„Er soll fort, gleich“, sagte Hugo fast heftig... „wo ist Emil — Emil soll ihn fortschaffen! Auf der Stelle!“

„Nun, seien Sie nur nicht so ungestüm“, versetzte Frau Ramberg, verwundert auf ihn blickend;

in diesem bleichen, schönen Jünglingshaupte schien jeder Gedanke, der es durchkreuzte, mit einer eigenthümlichen Energie aufzutreten; es war nichts anderes zu thun als ihm nachzugeben, um ihn zu beruhigen.

Frau Ramberg ging hinaus in den Garten. Auf der Gartenbank neben dem Thurm saßen zwei Männer — es waren Rothenberg, der gekommen, um sich nach dem Schicksal des Verwundeten zu erkundigen und Emil Hattstein, der schon am gestrigen Abende gleich nach dem Arzt in großer Hast und Unruhe um seinen Pflegling gekommen war. Er hatte sich darin ergeben müssen, die Sorge für ihn Frau Ramberg zu überlassen; doch war er am frühen Morgen wieder da gewesen und jetzt saß er im Gespräche mit Rothenberg. Seitdem der letztere seine Vermessungsarbeiten beendet und sich nun wieder in O., dem Standort seines Bataillons, befand, hatte Emil ihn kennen gelernt, wir werden später sehen, in welchem Hause.

Frau Ramberg traf beide in lebhaftem Gespräche. Rothenberg hatte sich eifrig nach den eigentlichen Verhältnissen des jungen Wilden, wie er ihn nannte, erkundigt, und Emil Hattstein ihm

einfach mitgetheilt, was er wußte — oder besser, daß er im Grunde nichts über ihn wisse; daß der junge Mensch von jenseits des Oceans herübergekommen, daß ihm der Antrag geworden, ihn auf eine gelehrte Schule zu begleiten und daß er wohlhabende Angehörige zu haben scheine.

„Seien wir aufrichtiger gegen einander", hatte Rothenberg gesagt — „ich weiß mehr von Ihren Verhältnissen als Sie glauben, und danach ist es sehr unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Sie seine Stellung in einem bedeutenden Handelshause und eine steinreiche Braut, die er jeden Tag heirathen könnte, verläßt, um bei einem namenlosen jungen Menschen den Präceptor zu spielen . . . wenn dabei nicht besondere Umstände sind!"

„Sie kennen diese früheren Verhältnisse?" rief Hattstein unangenehm überrascht aus.

„Wie sollt' ich es nicht — Sie brauchen sich nicht darüber zu verwundern, ich war ja da unten in der Gegend längere Zeit beschäftigt . . ."

„Nun, so sage ich Ihnen auch, daß ich mein Verhältniß zu jenem Handelshause und zu jener Braut völlig gelöst habe — als ob es nie bestanden!"

Rothenberg spielte den Ungläubigen und schüttelte den Kopf. Er sagte:

„Und doch sagten Sie mir, Herr Fresenborg habe Ihnen diese Stellung als Erzieher Ihres amerikanischen Wilden vermittelt . . . aber vergeben Sie meine indiscreten Fragen; ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen . . . ich kann es mir denken, weshalb Sie nicht gern davon gesprochen haben, daß Sie verlobt sind!“

„Und weshalb sollte ich nicht gern davon gesprochen haben, wenn es wahr wäre?“

„Aus guten Gründen . . . die mir aufgedämmert sind, seitdem ich Sie ein paar Mal im Schönstettenschen Hause und in eifriger Unterhaltung mit Comtesse Geraldine getroffen. Sie sind ein Herr von Hattstein, und . . . nun, die Namen thun am Ende auch etwas zur Sache — der Name: Geraldine Schönstetten würde zu dem Ihrigen weit besser klingen, als der: Therese Fresenborg; freilich, die Sache ist etwas nebelhaft in der Luft schwebend, namentlich für einen Kaufmann, der in Papenburg ein Bürgerstöchterlein als Braut sitzen hat — aber man braucht ja von solchen Verhältnissen nicht just zu reden

und kann aufs Gerathewohl sein gutes Glück versuchen!"

Rothenberg sprach das alles so harmlos, als sei es gar nicht denkbar, in solchem Geplauder etwas Verletzendes zu sehen.

„Herr von Rothenberg, Sie schieben mir da Dinge unter, die eine boshafte Phantasie verrathen und die beleidigend für mich sind ..."

Rothenberg lachte.

„Beleidigend? Ich will Sie ein wenig necken und Sie nehmen das so ernst! Hat Comtesse Schönstetten es Ihnen wirklich so gründlich angethan, daß Sie keinen Spaß mehr darüber verstehen? Ich denke, wir plaudern als gute Freunde. Sie sollen mich über alles schweigsam finden, wie das Grab. Mein Wort darauf. Sie wissen, ich mache Comtesse Geraldine selbst ein wenig den Hof ... in Zeiten, wo Sie nicht zugegen sind, denn dann, wenn Sie da sind, lieber Hattstein, wissen wir ja, wie wenig Auge und Ohr sie für andere gleichgültigere Menschenkinder hat, und wie sehr sie beflissen ist, mit Ihnen über gelehrte Dinge zu streiten und die falschen Grundsätze zu bekämpfen, welche

sie merkwürdiger Weise so zahlreich bei Ihnen entdeckt!“

„Ich muß mir wirklich ausbitten, Herr von Rothenberg“, fiel Hattstein, auf diesen neuen Gesprächsgegenstand nicht eingehend, sondern beim alten bleibend, ein, „daß Sie Vermuthungen, wie Sie sie eben aussprachen, völlig fallen lassen...“

„Nun ja, nun ja, ganz wie Sie wünschen — ich sehe da eben Frau Ramberg auf uns zuschreiten, — sie wird uns eine Nachricht von dem Wilden bringen, vielleicht verlangt er, daß wir zu seiner Erheiterung vor seinem Bette einen kleinen Kriegstanz oder eine andere irokesische Volksbelustigung aufführen — unterdeß seien Sie ganz ruhig. Ich verderbe Niemandem gern das Spiel und verübele Niemandem, wenn er Wind und Wetter benutzt... Sie haben vor der Hand nichts von mir zu befahren!“

Emil Hattstein hätte ihm gern eine Antwort gegeben und wahrscheinlich wäre diese Antwort ein wenig heftig ausgefallen, wenn nicht Frau Ramberg zu ihnen getreten wäre und der Unterredung ein Ende gemacht hätte.

„Welche ungestüme Natur Ihr Zögling hat“,

sagte sie; „er scheint von seiner früheren Umgebung aufs schmähligste verzogen zu sein und in allem augenblicklich seinen Willen bekommen zu haben. Jetzt verlangt er, daß man seinen Fuchs loslasse und wenn Sie es nicht sofort thun, wird er vielleicht vor lauter Zorn in Krämpfe gerathen!“

Emil Hattstein räumte der Dame seinen Platz ein und während er sich einen der Stühle herbeizog, sagte er:

„Er ist eben eine „Natur“, und deshalb glaube ich kaum, daß er durch Verziehung und Verwöhnung zu dem geworden, was er ist. Er ist eine Natur und trägt die edelsten Eigenschaften einer solchen in sich, namentlich die unbedingteste Aufrichtigkeit, Treue und Opferfähigkeit. Was daneben an Leidenschaftlichkeit in ihm ist, ist eben auch Ausfluß dieser Natur . . . Die Erziehung vermag da wenig, das Meiste muß das Leben thun, um ihn ruhiger und weiser zu machen . . . ich sage mir das wenigstens zu meinem Troste vor, wenn ich sehe, das alle meine Erziehungskünste wenig helfen, um ihn zu bändigen. Das ist eben der Unterschied — die Dutzendmenschen erzieht der Schulmeister, die Naturen werden nur erzogen durch ihre

Lebenswege, und Hugo's Natur scheint mir ganz danach angethan, auf dunklen Lebenswegen ihre Läuterung zu erhalten und zum Lichte zu schreiten!"

„Das Leben nimmt aber den „Naturen" oft nur das, was gut in ihnen ist und verzehnfacht das, was schlecht in ihnen — nennen Sie das Läuterung?" sagte Frau Ramberg.

„Wenn das Schlechte schon vorher ein wenig überwog", versetzte Emil; „einen solchen Charakter wird man aber kaum eine Natur nennen dürfen."

„Darüber ließe sich streiten!" erwiederte die Dame.

„Es giebt complicirte, es giebt problematische, es giebt halbe Naturen", fiel Rothenberg ein ...

„Unter „Naturen" verstehe ich nur „große Naturen", unterbrach ihn Emil, „und das Merkmal derselben ist, daß das Leben sie immer größer macht, daß sie durch innere Kraft immer die Sieger in den Conflicten werden, in die si e gerathen, und daß sie aus jedem Schiffbruch sich durch Stärke des Willens und Klarheit des Urtheils retten ..."

„Immer?" fragte Frau Ramberg, indem ein schmerzliches Lächeln um ihre Lippen zuckte.

„Ich glaube, immer!“

„Dann wären Ihre großen Naturen sehr selten!“

„Das gebe ich gern zu.“

„Sie sind hart. Nach Ihrer Meinung wären die, welche untergehn, stets keine großen Naturen gewesen. Glück und Unglück haben einen großen Antheil an jedem Lebenswege. Wir sind alle Spielzeuge des Schicksals und müssen uns über dem räthselhaften Zusammenspiel zufälliger Verhältnisse und Ereignisse auf- und abwerfen, wie die kleine Kugel, die man über dem Wasserstrahl eines Springbrunnens auf und nieder hüpfen läßt. Zur Stärke des Willens und Klarheit des Urtheils muß auch Glück kommen, sonst kann die größte Natur Schiffbruch leiden!“

Emil schüttelte den Kopf. „Glück“, sagte er, „ist der Wind, mit dem die Dutzendmenschen segeln. Die Naturen bedürfen keines Glückes.“

„Vielleicht lehrt das Leben Sie einst anders denken“, entgegnete Frau Ramberg. „Jetzt bitte ich Sie, zu gehen und den unglücklichen Fuchs zu befreien, wir erleben sonst, daß Ihr Zögling sich aus dem Bette aufmacht und es selbst thut in seiner Ungeduld!“

Emil stand auf, die andern ebenfalls, um den Act der Befreiung mit anzusehen. Der Fuchs lief in seinem Bauer ungestüm hin und her, als die Gesellschaft sich ihm näherte; Emil nahm den Kasten und hielt ihn an das Fenster Hugo's, so daß dieser einen Abschiedsblick auf das junge Thier, das er vor einigen Wochen erkauft und seitdem sorgfältig aufgezogen hatte, werfen konnte. Dann wurde das kleine Gefängniß an eine Stelle des Flusses getragen, wo dieser sehr schmal war: die Klappe des Bauers wurde geöffnet und das Thier, das augenblicklich seinen Vortheil zu erkennen schien, suchte baldmöglichst den Fluß zwischen sich und seine natürlichen Feinde zu bringen — es lief ins Wasser, schwamm hindurch und galopirte über die jenseits liegende Wiesenfläche, bis es hinter der nächsten Hecke verschwand.

„Jedenfalls keine große Natur, sonst hätte sie sich durch innere Kraft aus dem Käfig befreit", sagte lachend Rothenberg. „Dafür segelt sie heute mit Glück!"

Emil ging ins Haus, um Hugo zu erzählen, daß sein Wunsch erfüllt sei und um ihm Gesellschaft zu leisten. Frau Ramberg schritt unterdeß

mit Rothenberg in dem Baumgange, der auf den alten Thurm zuführte, auf und ab.

Sie schwieg eine Weile; das Gespräch von vorhin hatte sie offenbar in Gedanken geführt, die sie innerlich beschäftigten.

„Ich habe eine große und starke Natur gekannt", sagte sie nach einer Weile, mehr wie im Drange sich auszusprechen, als von ihrem Vertrauen zu dem Bekannten, der neben ihr wandelte, zum Sprechen bewogen — „eine mächtige Natur... und sie stand mir sehr nahe... aber sie ging unter trotz dem..."

„Woran?" fragte Rothenberg leicht hingeworfen.

„Woran!" versetzte sie mit einem Seufzer... „an der eigenen Leidenschaft oder an der Ruchlosigkeit Anderer... ich kann Ihnen nicht mehr davon sagen; das Ende des Mannes, von dem ich rede, ist, so nahe er mir stand, mir doch immer dunkel und geheimnißvoll geblieben. Er soll todt, durch einen Schuß getödtet, im Walde gefunden sein. Aber...

„Aber? Sie vollenden nicht?"

„Aber es ist nicht wahr, daß er auf diese

Weise ums Leben gekommen. Es ist ein Irrthum oder eine falsche Vorspiegelung, Gott weiß es!"

„Das klingt Alles sehr räthselhaft!"

„Ja, räthselhaft — und weil es nicht gut ist, sich den Kopf mit Räthseln zu zerbrechen, die doch nicht zu lösen sind", sagte Frau Ramberg plötzlich mit verändertem Ton der Stimme und wie gewillt, ihre Gedanken von Dingen loszureißen, in deren Mittheilung sie wie unwillkürlich gerathen, — „so lassen wir es; nehmen wir an, er sei wirklich von seinem Jäger durch einen Schuß ins Gesicht getödtet und längst begraben . . ."

„Von seinem Jäger durch einen Schuß ins Gesicht getödtet . . . und doch nicht todt . . .?" sagte Rothenberg lebhaft — „das erinnert mich an eine dunkle Geschichte, die mir unlängst erzählt wurde. Wenn Sie mir etwas mehr . . ."

Frau Ramberg machte eine lebhaft abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Lassen wir es, lassen wir es", sagte sie fast heftig.

„Ich hege kein Mißtrauen gegen Sie", setzte sie wie begütigend hinzu, „ich rede nur nicht gern von längst geschehenen Dingen, die von

uns erlebt und verlebt sind, um mich so auszudrücken."

Rothenberg sah nachdenklich in ihre Züge; sie machte ihm nicht den Eindruck, als ob sie die Geschichte „verlebt", oder ganz und gar abgethan und hinter sich geworfen habe.

Beide gingen noch eine Weile ziemlich einsilbig neben einander auf und ab. Dann kam Emil Hattstein zu ihnen und die beiden jungen Herrn verabschiedeten sich nun.

Als sie draußen waren, sagte Hattstein ein wenig ironisch:

„Sie haben mir vorhin so liebenswürdig gezeigt, daß Sie eine rege Theilnahme für die Lebensverhältnisse Ihrer Bekannten haben — Sie können mir gewiß auch etwas Näheres über diese Frau Ramberg sagen, ich möchte doch wissen, wer die Dame eigentlich ist, die mich mit einer gewissen sanften Gewaltthätigkeit meines Pflegeramts bei meinem Zögling entsetzt hat ..."

„Was ich von Frau Ramberg weiß, will ich Ihnen gern sagen", fiel Rothenberg ein, „auch das, was man ihr nachsagt, ohne daß ich weiß, ob es wahr ist oder nicht. Frau Ramberg ist

seit etwa zwölf Jahren hier; sie hat sich hier niedergelassen, ohne daß man angeben kann, weshalb sie gerade diese Stadt zum Aufenthalt wählte, denn Angehörige irgend einer Art hat sie nicht hier ..."

„Ich bin mit einem Herrn Ramberg befreundet worden", fiel Hattstein ein, „der aus Berlin stammt, in Amerika war, und jetzt in Holland wohnt, wo er eine reiche Partie macht, wie er mir schreibt ..."

„Vielleicht ein entfernter Verwandter, vielleicht auch gar nicht verwandt — ich habe sie wenigstens nie von einem solchen Angehörigen reden hören. Der einzige Angehörige, von dem sie mir gesagt, ist ein Bruder, ein Maler, der in Rom lebt. Sie ist Wittwe und scheint einiges Vermögen zu besitzen. Sie selbst ist aus Süddeutschland, und eine sehr gescheute, sehr entschieden wollende und scharf urtheilende Frau, wie Sie bald selbst erkennen werden — vielleicht etwas von einer Natur, wie Sie das nennen; dabei hat die böse Welt ihr bis jetzt nicht das mindeste nachzusagen gewußt, auch als sie noch eine junge Wittwe war, an der böse Zungen bekanntlich mit Vorliebe sich üben."

„So kann ich also vollständig beruhigt sein“, sagte Emil.

„Das können Sie, Herr von Hattstein ... wenn Sie es jedoch noch nicht wären, so kann Ihnen vielleicht Graf Schönstetten mehr Aufschlüsse geben, als ich, der Frau Ramberg nicht näher kennt als man eben thut, wenn man in einem Hause eingeführt, von Zeit zu Zeit einen Besuch da macht und so nach und nach befreundet wird.“

„Graf Schönstetten? Und wie das?“

„Graf Schönstetten ist ein langjähriger Bekannter der Frau Ramberg; er besucht sie zuweilen und man behauptet sogar, er habe ein lebhaftes Interesse für sie; daß sie ein wenig mit ihm kokettirt, ist mir allerdings klar geworden.“

„Sehr lebhaft muß aber das Interſſe nicht sein“, fiel Hattstein ein, „sonst könnte er sie ja heirathen!“

„Heirathen! Nun ja! Aber sie ist bürgerlich ... er hat eine erwachsene Tochter ... vielleicht, wenn Comtesse Geraldine einmal das Vaterhaus verläßt... Daß sie gut zu einander paßten und daß sie ihn anziehen und fesseln muß, ist gewiß. Es ist etwas Unstetes, Unruhiges, Irritables

in dem Manne, und eine so starke, maßvoll in sich selbst beruhende und gleichmäßige Frauennatur muß für ihn etwas haben, was ihn an sie bannt und festhält."

Rothenberg schwieg und Emil Hattstein fragte nicht weiter. Sie kamen an eine Stelle, wo ihre Wege sich trennten.

„Darf ich Sie einmal besuchen, Herr von Hattstein?" sagte Rothenberg; „ich habe mit großem Interesse mehrere Skizzen aus dem amerikanischen Leben von Ihnen gelesen —"

„Ihr Besuch wird mir ganz angenehm sein", versetzte Emil Hattstein, „Sie finden mich jeden Abend zu Hause." Er grüßte ihn und ging.

„Rothenberg schlug eine andere Straße ein — er blickte beim Gehen gedankenvoll zu Boden, allerlei combinirend und allerlei Pläne machend — denn Rothenberg war ein ehrgeiziger Mann und seine Wünsche flogen hoch und weit; und was er jetzt combinirte, das stand mit seinen Wünschen in genauester Verbindung, es baute sich auf über den leise geflüsterten Worten seines Selbstgesprächs: Schönstetten in Verbindung mit Frau Ramberg. Frau Ramberg in Verbindung mit einer Natur,

die untergegangen ist durch den Schuß eines Jägers. Untergegangen durch den Schuß eines Jägers soll der ältere Bruder Schönstetten's sein, hat man mir einmal irgendwo erzählt. Da ist ein Zusammenhang, den ich ergründen will!

Achtes Kapitel.

Zögling und Erzieher.

Emil Hattstein hatte seine Wohnung erreicht — sie lag zu ebener Erde in einem großen alterthümlichen Bürgerhause in einer stillen Straße. Er trat in ein großes Gemach, das durch einen breiten Mauerbogen, an welchem ein weißer Vorhang niederhing, in der Mitte in zwei Hälften getheilt war. In dem dadurch gebildeten dunklen Vorraum schlief er, in dem vordern durch zwei Fenster erhellten Raum stand sein Schreibtisch, einige bescheidene andere Möbel, ein kleineres Repositorium mit Büchern. Auf dem Tisch lag ein Brief. Emil las ihn und steckte ihn dann zufrieden zu sich. Eine Thür rechts führte in das Zimmer Hugo's. Emil trat in dasselbe ein; er hatte, während Hugo krank war, hier für eine kleine Menagerie zu sorgen. Auf einem langen

dicht an die Wand gerückten Tische standen große Käfiche mit allerlei Gethier darin. In einem zwei braungefleckte Meerschweinchen; in einem anderen saß unbeweglich auf ihrer Stange eine Ohreule; in einem dritten hielt ein Eichhorn seine Drathrolle mit unermüdlicher Thätigkeit in Schwung. Die Ohreule, die nur ihre Augen rollen ließ und das kleine aufgeregte Geschöpf daneben, waren zwei ergötzliche Gegensätze. Die Eule in Gedanken versunken wie ein contemplativer Philosoph, das andere Thier immer in Bewegung, Unruhe und Arbeitsamkeit, so daß es durchaus nicht die Zeit fand, darüber nachzudenken, was seine Arbeit denn eigentlich fruchte; das eine eine ruhende, concentrische und das andere eine strebsame Natur — große Typen beide, Vorbilder der zwei großen Kategorien, worin alle Menschenkinder zerfallen... die philosophische Ohreule aber jedenfalls der Vertreter der weiseren Classe, denn am Abend jedes Tages befanden beide, Ohreule wie Eichhorn, sich an demselben Flecke. Der Gitterkasten, worin der Fuchs sein Quartier gehabt, stand jetzt, nachdem dieser entwischt, um sich zuletzt nach langer Jagd vor seinem hartnäckigen

Verfolger in Frau Ramberg's Garten zu flüchten, leer und verlassen unter dem Tische; dafür hingen an den Fenstern noch mehrere Bauer mit Amseln und einem klugen, in seinen Manieren etwas philisterhaften Gimpel, der sich in seiner Thätigkeit auf praktische Zwecke beschränkte und nicht mehr anstrengte als nöthig war, an einem feinen Kettchen sein Futter und sein Getränk herbeizuholen. Auch ein Typus!

Emil gab den Thieren ihr Futter und als er fertig war, warf er einen Blick auf den zwischen den Fenstern stehenden Arbeitstisch Hugo's. Ach, es war kein Blick der Befriedigung, womit ein Erzieher auf diesen Arbeitstisch sehen konnte. Mit den Büchern, solid eingebundenen und höchst achtungswerthen alten Herrn aus den Zeiten der Julier und Antonine, war unverantwortlich handthiert worden; sie hatten offenbar bald als Waffe in einem kleinen Handgemenge, bald als Wurfmaterial gedient, und der Dintenflecke, die über sie ausgesprengt, waren unzählige. Ein offen daliegendes Heft zeigte auf der einen Seite unter der für einen halberwachsenen Menschen, wie Hugo, auffallend kindlichen und unausgebildeten Hand-

schrift unzählbare Rothstiftstriche von der Hand des gestrengen Schulmonarchen; auf der anderen eine große Menge von Versuchen im Federzeichnen, welche auch die mildeste Kritik nicht anders als sehr unnütze Schmierereien nennen konnte. Emil seufzte bei diesem Anblick und packte Bücher und Hefte zu einer gewissen Ordnung zusammen; er mußte sich in die Bestimmung, die über seinen jungen Freund getroffen, fügen, obwohl er sich sagte, daß es thöricht sei, eine solche Natur unter einen Schwarm von Buben, die Hugo alle um Kopfeslänge überragte, auf eine deutsche Schulbank zu setzen, daß es das Verkehrteste sei, was man thun könne. Der junge Wilde hatte sich anfangs mit rührender Folgsamkeit in die ihm neue Disciplin geschmiegt. Mit dem größten Lerneifer hatte er den Worten des großen Weisen gelauscht, der vom Katheder herab die Wissenschaft wie ein murmelndes Bächlein in die Gemüther der auf den Bänken hockenden plaudersamen Jugend zu gießen beflissen war und in der Betrachtung seiner eigenen geistigen Erhabenheit und Größe stets die Stimmung milder Güte fand, womit er verzeihungsvoll lächelnd auf ihre Zügellosigkeit

niederblickte. Aber ach, diese gute Zeit des ersten Eifers hatte nicht lange vorgehalten; der jämmerliche Formelkram der Grammatik, über deren Horizont der bebrillte Blick des Mannes auf dem Katheder nicht hinausflog, war keine Geistesnahrung für den „Wilden" oder den „Irokesen", wie ihn die andern Schüler nannten; Emil nahm zu seinem Schrecken wahr, wie ihm seine Schulmeister die Freude am Lernen und den Wissensdurst täglich gründlicher austrieben. Hätten sie seiner Phantasie und seinem Gemüth Stoff entgegengetragen, hätten sie es verstanden, ihm von der Herrlichkeit und dem Geist der alten Welt, deren unregelmäßige Conjugationen und Sprachwurzeln er auswendig lernen sollte, einen Abglanz zu zeigen; ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß er beim Lernen der Form auf dem, wenn auch mühsamen und dornenvollen Wege zum Inhalt, zur Erkenntniß zum Schönen und Wahren sei, auf dem Wege zum Geiste jenes Alterthums, welches für jede die Pfade der Wissenschaft wandernde Seele das gelobte Land ist, das er erreichen will; hätten sie nur einen Abglanz davon in weiter Ferne vor seiner jungen durstigen Seele schimmern lassen

— er hätte sich die Mühen und die Dornen vielleicht gern gefallen lassen und sie mit der ihm eigenthümlichen Willenszähigkeit überwunden. So aber gaben sie ihm nichts als die philologische Haarspalterei; statt der Gestalten hoher Götter und der Gedanken großer Menschen, langes über jeden Mutterwitz hinausgehendes Gewäsch über den Optativus potentialis oder die Attraction beim Relativ, und die Folge war, daß Hugo sie lächerlich zu finden begann, ihre Karrikaturen in seine Hefte zeichnete und endlich, als er auch dessen genug hatte, mit seiner starken Weise zu empfinden, sagte:

„Ich hasse sie!"

Namentlich war die Art, wie sein Pflegling sich zu dem religiösen Unterricht verhielt, ein Grund der Beunruhigung für Hattstein. Hugo schien, als er kam, in einer allerdings theistischen, aber sehr unbestimmten und vagen Naturreligion aufgezogen. Doch lag in seiner jungen Seele ein Bedürfniß zu glauben, ein Kern rührender kindlicher Religiosität. Die Schule kam diesem Bedürfniß in verkehrtester Weise entgegen; sie überschüttete ihn mit theologisch-dogmatischem Stoffe,

sie bürdete seiner Seele den Glauben wie eine Last auf, die über alle ihre Glaubenskräfte hinausging — sie behandelte diese junge Seele wie ein williges Lastthier, dem ein roher Saumknecht ohne Rücksicht, wie weit die Tragkraft des überbürdeten Rückens geht, eine Last nach der andern aufschnallt, bis es zusammenbricht. Die Folge war, daß Hugo's Widerspruch, daß sein Spott, seine Ironie geweckt wurde, und Hattstein's tiefernster Natur war dies ein wahrer Schmerz und eine große Sorge. Er hatte deshalb ein ausführliches und überzeugendes Schreiben an Hugo's unbekannte Angehörige gerichtet und darin um die Vollmacht gebeten, ihn der Schule zu entziehen und ihn theils selbst zu unterrichten, theils ihm Unterricht durch Privatlehrer geben lassen zu dürfen. Der Brief war schon vor Wochen an Markwort und Söhne zur Weiterbeförderung abgegangen — Hattstein erwartete mit Sehnsucht einen Bescheid darauf.

Er selbst, für sich, war sehr thätig gewesen. Er hatte dem Verleger Ramberg's die nöthigen Eröffnungen gemacht, dabei aber die Idee des letzteren, daß er dessen Namen als Autornamen

beibehalten solle, fallen lassen: er wollte nur unter seinem eigenen vollen Namen schreiben. Der Verleger hatte kühl, fast ablehnend geantwortet, aber die ersten Einsendungen, welche Emil Hattstein ihm gemacht, gern aufgenommen, und jetzt wurde er zärtlicher gegen seinen neuen Mitarbeiter in jedem seiner Briefe. „Es ist das am Ende“, schrieb er, „die beste Art, solche ethnographische Stoffe und touristische Bilder zu behandeln, daß ein unruhiger, abenteuerdurstiger und bewegt lebender Mensch in seiner unstäten Rastlosigkeit die Stoffe einsammelt und ein gebildeter, gedankenreicher Kopf sie bearbeitet und dem Inhalt die edlere Form giebt — jedenfalls kann ich mich zu den Skizzen und Bildern, die Sie mir liefern, nur beglückwünschen.“

Der alte Herr war sonst nicht leicht zu befriedigen; er klagte stets über seine Schriftsteller; heute in dem Briefe, den Emil vorhin vorgefunden, schrieb er: „Die meisten haben die guten alten Traditionen der Composition vergessen. Sie sind alle Spinner geworden und spinnen lange Fäden, statt daß die alten Weber waren, die gegebene Fäden, geliefertes Garn der Sage und Geschichte

zu Geweben verschlangen. Sie spinnen so rastlos wie die Parzen, Flachs und Werg, wie es eben kommt — wenn der Flachs zu Ende, muß schon das Werg aushelfen. Aber ein tieferes Gedankenleben, das ihnen nebenbei auch das Bewußtsein der Wichtigkeit und Heiligkeit ihrer Mission gäbe, haben nur Wenige von denen, die an den deutschen Schreibtischen sitzen und Journale und Feuilletons und Bücherläden mit dem nöthigen Stoff versehen. Und in ebenso Wenigen ist der rechte Künstlersinn, die Künstlerseele, welche die tiefe Andacht für die Form kennt, die Alle beseelte, so je Großes schufen. Die Meisten haben gar kein Organ für die Macht, den Zauber, das Unsterbliche der Form. Unsere Tagesschriftsteller sollten sich ein Beispiel an unsern bessern Künstlern nehmen. Ich denke immer daran, wenn ich, um nach den für mein Blatt bestellten Illustrationen zu schauen, die Künstlerateliers unserer Stadt besuche, und dann diese jungen Raphael und Michel Angelo an der Arbeit sehe. Sie skizziren, modelliren, zeichnen Cartons, verwerfen und bilden neu, sie holen Modelle herbei und nehmen von einem das Bein, vom andern die Nackenbiegung, sie

laufen in Hitze und Sonnenschein hinaus, um Landschaftmotive zu sammeln, mit einem Wort, sie arbeiten und nehmen's entsetzlich ernst. Und welcher Fleiß, um dem Werke die letzte Vollendung zu geben — wie sie den einen Farbenton tiefer, den andern höher stimmen, wie sie retouchiren und nie zu Ende kommen... wahrhaftig, sie sind ehrenwerthe Bursche, sie sind gewissenhafte Gesellen! Machen es die Schriftsteller auch so? Ich, der mit ihnen zu verkehren habe, weiß es zu beurtheilen. An wie vielen Manuscripten habe ich selbst die Retouche vorzunehmen, hier lange Perioden in zwei oder drei logisch gebaute Sätze zu zerlegen, dort unnütze Conversationen, die um keinen Schritt fördern, zum Henker zu wünschen, oder Aenderungen vorzuschlagen, die erst Sinn und Verstand in die Sache bringen. Sie, mein lieber Freund, zwingen mich nie zu ängstlicher Durchsicht Ihrer Arbeiten: Sie haben jene drei Gaben, die zum Schriftstellerthum gehören, Talent, Gedankenleben und künstlerisches Naturell oder Andacht bei der Göttin: Form — und diese Gaben lassen Sie sich nicht durch die Praxis, die mit der wachsenden Routine leichtsinniger macht, ver-

wüsten — das ist der Rath, den Ihnen ein theilnahmeerfüllter alter Mann giebt und sein Wunsch ist, daß das Leben, wie es soll, Ihre Natur und Ihre Hervorbringungen immer mehr vertiefe."

Zunächst wandte Emil sich einer angefangenen Arbeit zu, die unter dem Titel „Die Gestörten" eine Reihe von Characterzeichnungen seltsamer Menschen mit absonderlichen Schicksalen enthalten sollte, welche Ramberg jenseits des Oceans aufgestoßen waren und deren Physiognomien dieser in einzelnen kecken Zügen skizzirt hatte. Emil hatte nur die Mühe der feineren Ausführung und psychologischen Motivirung, um einige höchst anziehende Lebensbilder daraus zu schaffen, welche durch den Rahmen transatlantischer Verhältnisse, in denen sie erschienen, nur desto interessanter wurden. Es waren Typen, durch deren Schilderung ein feiner Humor als rothen Faden die Behauptung schlang, daß in jeder stärkeren Menschennatur eine Seite ist, wo Sinn und Wahnsinn sich zu dem vermischen, was Emil das Gestörtsein nannte. Er zeichnete zunächst einen seltsamen alten Herrn, der offenbar ursprünglich eine aristokra-

tische Erziehung genossen hatte, und mehrere Sprachen, englisch, französisch und spanisch sprach, alle drei aber so schlecht, daß keine seine Muttersprache sein konnte, und also nichts übrig blieb als anzunehmen, seine Muttersprache müsse die sein, welche er nie sprach, das Deutsche — und damit stimmte auch seine äußere Erscheinung überein. Er hatte sich lange als Jäger in der Einsamkeit an den nördlichen Seen der Union und Canadas aufgehalten, dann einen Pelzhandel angefangen und war, wie es hieß, reich dadurch geworden. Seine Gestörtheit bestand in einer eigenthümlichen menschenfeindlichen Abgeschlossenheit, einem Naturell von gefährlicher Heftigkeit und einem furchtbaren Haß wider alle Geburts-, Geld- oder jegliche andere Aristokratie, die er mit der Wurzel dadurch ausgetilgt wissen wollte, daß Niemand seinen Kindern seinen Namen vererben solle; die Kinder, sagte er, gehörten den Weibern an, welche des Teufels Last und Noth und Jammer mit dem Gebären und Aufziehen derselben hätten und die ihnen auch ihren Namen geben könnten — daß man sie nach den Vätern nenne, sei Unsinn, und erst wenn dieser Unsinn aufhöre, sei es mit der

Aristokratie zu Ende. Der graue Bär, wie ihn der kleine Kreis seiner Bekannten nannte, vertheidigte solche und andere Vorschläge zur Verbesserung der menschlichen Gesellschaft in so origineller Weise, daß Emil, angezogen von Ramberg's Aufzeichnungen über ihn, ihn an die Spitze seiner Reihe von „Gestörten“ gestellt hatte. Er bedauerte dabei sehr, daß Ramberg's Aufzeichnungen nicht die geringste Andeutung gaben, was den wunderlichen Mann aus ganz anderen Lebensverhältnissen, denen er ursprünglich angehört haben mußte, in die Wildnisse der Pelzjäger am Ontariosee geworfen hatte, wo er solch ein „grauer Bär“ geworden. Man mußte annehmen, daß seine Schicksale durch seine aristokratische Geburt bedingt oder dadurch in grausamer Weise zu seinem Nachtheil gewendet worden waren.

Als Emil seine Skizze vollendet hatte, war es Abend geworden. Er erhob sich und warf sich in seinen Gesellschaftsanzug; dann steckte er seine Skizze und den Brief seines Verlegers zu sich und verließ seine Wohnung.

Der Weg, den er einschlug, führte von den Hauptstraßen der Stadt in ein stilles Quartier,

in dessen Mitte, an einem mit Bäumen bepflanzten Platze eine graue, verfallende Kirchenfaçade im Barockstile emporstieg, daneben ein altes verlassenes Stiftsgebäude, dessen Fenster mit Brettern vernagelt waren, seit es irgend einer Militairverwaltung als Magazin diente. Im rechten Winkel daran schloß sich ein augenscheinlich ebenfalls zu dem aufgehobenen alten Stift gehöriges, stattlich und massig aufgebautes Haus, mit hoher Attika, so daß es ein ziemlich herrschaftliches Ansehen hatte. Eine verfallene Steintreppe führte an das Portal des ersten, über hohen Souterrains liegenden Stockwerks. Die anderen Seiten des Platzes wurden von hohen Mauern gebildet, über welche die Wipfel von Obstbäumen blickten, — es gab in der ganzen Stadt keinen stilleren Platz — er war höchstens an sonnigen Tagen von Kindermägden mit ihren Pflegebefohlenen bevölkert, welche letztere sich hier in dem Schatten der alten Roßkastanienbäume tummelten und ihre Spiele betrieben.

Das alte Haus mit der verfallenen Steintreppe, welchem jetzt Emil seine Schritte zulenkte und das ganz aussah, als ob es ehemals die

Wohnung des Hauptwürdenträgers, des Prälaten des Stifts, gewesen, schien jetzt dazu gemacht, die Behausung eines Künstlers, eines Dichters oder eines Alterthumsforschers zu bilden; es ruhte, wie eine aerugo nobilis, ein Anhauch der Geschichte darüber; es hatte eine Weihe als Gebilde eines früheren Jahrhunderts, es sprach zur Phantasie mit seinen Formen aus einer Zeit, die anders baute, als wir, und also auch anders war, lebte und dachte. Emil, der es oft betrat, liebte es. Er liebte die raumverschwendende Stattlichkeit des großen Treppenhauses mit den breiten, bequem ansteigenden Steinstufen, die hohen und geräumigen Gemächer mit brauner Holzbekleidung bis zur halben Wandhöhe, mit allerlei Stuckverzierungen der Plafonds; mit Tapetenthüren, kleinen Treppen und mancherlei Cabineten und Schmollwinkeln... es war eben ein Haus, das seinen bestimmten Charakter, den Charakter einer Zeit von ausgeprägtester Physiognomie hatte, und kein moderner nüchterner Wohnkasten für moderne nüchterne Leute.

Am entgegengesetzten Ende des Flurs, den Emil betreten, unter dem ersten Absatz der zweifluchtigen Treppe, die nach oben führte, stand eine Thür

offen. Sie führte in den Garten, durch die Oeffnung erblickte man eine alte Steinbalustrade mit ihren Docken, und über dem Rand derselben emporsteigend dichtes Grün üppig belaubten Strauchwerks, hoher alter Wipfel. Als Emil durch diese Gartenthür aus dem Hause wieder hinaustrat, befand er sich auf einer Terrasse, die ein altes von Urnen und verstümmelten Steinfiguren gekröntes Balustradenwerk abgrenzte, während eine breite Treppe zum Mittelgang eines mäßig großen Gartens hinabführte, an dessen Ende die hohe Gestalt einer Diana, in guter Arbeit aus Sandstein gehauen, sich von dem Hintergrunde des Gebüsches abhob, das eine Art Laube über sie bildete. Es streckte seine Aeste über sie aus, als wolle es seine Herrin, die „wäldermächtige" Göttin vor den Unbilden des rauhen nordischen Himmels schützen, der heute freilich sonnig genug sein blaues Zelt oder wenigstens ein Stück davon über den Raum des Gartens ausspannte. Die Strahlen der niedersinkenden Sonne fielen über das Dach eines niedern, den Garten links abschließenden Stallgebäudes auf das Gebüsch und seine Steinfigur und zeichneten kräftige Schlag-

schatten in das ganze hübsche Bild. An der rechten Seite des Gartens lagen die Strahlen vergoldend auf der grauen verfallenden Seitenmauer der alten Kirche, die sich hier hoch aufhob, an ihrem Fuße von einer Reihe Haselnußstauden überkleidet, welche mit ihrer dichten grünen Blätterhülle die klaffenden Risse und den Abfall des Bewurfs und alle die anderen Spuren des Nagezahns der Zeit verhüllten. Es war still in dem Garten, nur eine Schaar Spatzen schrie in den Nußbüschen und nebenbei machte sich das Geräusch einer eifrig in Bewegung gesetzten Heckenscheere vernehmbar. Ohne Staffage aber war das ganze freundliche und sonnige Gartenbild nicht; im Hintergrunde saß an einem kleinen, neben das Postament der Göttin gestellten Tische eine junge Dame in einem Kleide von gelber ungebleichter Seide, die schlanke Gestalt über eine Näh- oder Stickerei-Arbeit gebeugt; und mitten im Garten war ein Mann im leichten Sommerrock beschäftigt, die hochaufgeschossene, verwilderte Buchsbaumeinfassung der Beete mit der Gartenscheere heckenartig zu beschneiden.

Emil trat zuerst auf den letzteren zu, dieser reichte ihm die Hand, indem er sagte:

„Ah, sie sind's, Hattstein — seien Sie uns willkommen — es ist eine verzweifelte Arbeit, dies wilde Zeug da in Ordnung zu bringen, und es ist mir ganz lieb, daß Sie kommen und mich zwingen, Feierabend zu machen!"

„In der That, Herr Graf, Sie haben sich tüchtig angestrengt", antwortete Emil lächelnd, während der Andere seine geröthete Stirn trocknete und die Heckenscheere neben sich auf den Boden warf.

Beide wandten sich der jungen Dame im Hintergrunde des Gartens zu.

Sie bewillkommnete Emil mit einem freundlichen Lächeln, ohne sich in ihrer Näharbeit unterbrechen zu lassen.

Wir sehen, Emil ist so etwas wie Hausfreund in dieser Familie geworden. Er hatte, als er die Anwesenheit des Grafen in der Stadt erfuhr, sich ihm genähert, ihm eine offene Erklärung über seine Gründe gegeben, weshalb er sich früher in Schönstetten unter falschem Namen eingeführt, und war herzlich aufgenommen worden.

„Es ist in der That gut, daß Sie kommen“, sagte Geraldine jetzt, „mein Vater überarbeitet sich sonst noch in seinem Eifer, aus diesem alten Propsteigarten ein kleines Juwel von Anlage im italienischen Villenstil zu schaffen!“

„Sie müssen aber einräumen, gnädigste Comtesse, daß die Sache bedeutende Fortschritte macht“, versetzte Emil, indem er dem Grafen, der zwei in der Nähe stehende Gartenstühle heranzog, den einen abnahm und sich der jungen Dame gegenüber an der andern Seite des Tisches niederließ.

„Nicht wahr“, fiel der Graf ein — „es ist zwar nicht mein schöner Park mit seinen Prachtbäumen und seiner großen freien, von der Kunst in den rechten Entwicklungsschwung gesetzten Natur — um den hat mich Herr Michel Alexander Fresenborg und seine ungeberdige Gier nach meinem Holz gebracht — den muß ich entbehren, um mich seiner einst doppelt wieder erfreuen zu können, wenn ich diesen entsetzlichen Fresenborg, den Alp meiner Nächte, abgefunden habe. — Aber es ist doch immer etwas — ein Stück grüner, sonnenbeschienener Gotteswelt... und der Mensch wird eben mit den Jahren bescheiden...“

„Und“, unterbrach ihn die junge Dame, „lehrt dann auch die Natur bescheiden werden; er beschneidet ihr Zweig und Ast, zirkelt ihr die Beete ab und weist jedem Schößling, jeder Staude ihre Grenze an, wie weit sie in den Luftraum vordringen darf! Ich hätte nie gedacht, lieber Vater, daß Du noch eine so große Leidenschaft für diese zu Pyramiden beschnittenen Obstbäume, für diese kleinen Brettern ähnlich zugeschorenen Beetumfassungen bekommen würdest!“

„Sie gehören aber zu dem Stile, in welchem dieser Garten angelegt ist“, bemerkte hier Hattstein, „und da der Graf ihn vorfand, so empfahl es sich doch gewiß, ihn beizubehalten und in seiner Reinheit wieder herzustellen; hätte man auch alles Unterste zu oberst gekehrt, so wäre doch der Raum zu klein gewesen, um eine Anlage im modernen Geschmack daraus zu machen!“

„Nun ja, die Hauptsache“, erwiederte Gräfin Geraldine, „war, daß mein Vater überhaupt den Garten vorfand, als er dies verlassen stehende Haus zu unserer Wohnung auswählte, und so einen Gegenstand für seine Lieblingsbeschäftigung, für seinen Thätigkeitstrieb erhielt...“

„Der ihn zerstreut und ihn von den trüben Gedanken abbringt, in die man beim Nichtsthun verfällt", sagte Graf Schönstetten seufzend. „Aber zünden wir eine Cigarre an und lassen jedem Geschmack, selbst dem schlechten des Tabackrauchens, sein Recht", fuhr er fort, ein gesticktes Etui hervorziehend und es Emil bietend.

Emil nahm eine Cigarre heraus und während der Graf Feuer machte, sagte er:

„Die Welt ist eben größer und freier geworden und deshalb will sie auch die Natur um sich her größer und freier sehen und nicht mehr in den Fesseln der Gewalt; denn die Gewalt, der Absolutismus der Könige von Versailles hat doch diesen Roccocogeschmack geschaffen und sich selbst auf die Bäume und Sträucher geworfen, um geschniegelte Geschöpfe aus ihnen zu machen, hoffähige Taxusbäume, Sträucher mit gewickeltem Zopf und der steifgraden Haltung eines Lakaien."

„Ich meine, in dieser Anschauung haben Sie völlig Unrecht", fiel hier Geraldine lebhaft ein.

„Hat Herr von Hattstein einmal wieder Unrecht!" unterbrach Graf Schönstetten sie spöttisch.

„Ja, ganz gewiß", sagte Geraldine, „wie über-

haupt so oft mit seinen demokratischen Ideen, wonach Alles bedeutungsvoll, symbolisch, auf einem Princip ewiger Entwickelung zu freieren Formen beruhend, oder sonst so tief philosophisch zu begründen sein soll, daß ich immer meine, er will unter die Fundamente neue Fundamente schieben."

„Weshalb nicht", fiel Emil lachend ein, „wenn die alten Fundamente nicht mehr vorhalten?"

Geraldine fuhr fort: „Der wirkliche Zusammenhang der Dinge ist gewöhnlich viel einfacher und liegt viel mehr auf der Oberfläche, als in der Tiefe, wo Sie ihn suchen. Der Geschmack, in dem dieser alte Propsteigarten angelegt ist, stammt, wie ich glaube, gar nicht aus Frankreich. Das ist ein vollständiger Irrthum, so viel ich weiß, er ist eben nur der alte Villenstil, den Italien erfunden und ausgebildet hat und den das übrige Europa nachahmte, Frankreich so gut wie alle anderen Länder. In dem sonnigen Italien mit seiner üppigen, wucherisch treibenden Vegetation muß man ganz einfach die Natur beschneiden und kürzen und in Schranken halten; in unserem kalten, sonnenlosen Norden hat die Gartenkunst die

Aufgabe, zu treiben, das Wachsthum zu fördern und alles aufzubieten, damit die Vegetation trotz der hemmenden Einflüsse des Klimas sich frei und schwunghaft entwickeln könne — und so legte man in England vielleicht zuerst, weil dort Sonne und heiterer Himmel am meisten fehlen, Parks an mit weiten Rasenflächen, die Luft gewähren, mit Baumgruppen, die von andern Gruppen gesondert stehen, damit sie sich ungehindert ausbreiten können — und darin liegt ganz einfach der Grund der Sache, nicht in Ihren Freiheits-Ideen."

„Welche uns wenigstens nicht in unsere Parks eindringen sollen", fiel lächelnd Emil ein. „Sie sind eine scharfe Aristokratin . . ."

„Aber ich glaube, Geraldine hat Recht", bemerkte Graf Schönstetten — „der französische oder besser italienische Gartenstil und der englische haben verschiedene Principien, die ganz einfach von den verschiedenen Klimas geschaffen sind; Ludwig XIV. und sein Le Notre haben den italienischen nur ein wenig carrikirt!"

„Es mag sein", versetzte Emil — „der Gedanke war mir neu, so nahe er eigentlich liegt..."

Wollen sie damit andeuten, daß ihn ein

schwacher Mädchenkopf sonst auch nicht gefunden haben würde?“ fragte Geraldine.

„Das ist nun wieder eine Ihrer kleinen Bosheiten, Comtesse Geraldine.“

„Um Gotteswillen, zankt Euch nicht wieder“, fiel hier Graf Schönstetten ein — „nehmen wir von vorn herein an, daß die beiderseitigen Meinungen sich bei Euch schnurstracks widersprechen und ganz unversöhnlich sind — und gehen wir zu einem andern Gesprächsgegenstand über!“

„Einverstanden“, sagte lächelnd Emil — „ich habe einen Brief meines Verlegers mitgebracht; ich möchte um die Erlaubniß bitten, ihn vorlesen zu dürfen —“

„Thun Sie das!“ sagte Graf Schönstetten.

Emil zog den Brief hervor und las ihn.

„Der alte Prakticus hat ein gutes Urtheil“, bemerkte, als Emil geendet hatte, der Graf. „Ich halte ebenfalls dafür, daß unserer jüngeren Schule die eigentliche Arbeit abhanden gekommen ist. Warum schreibt man so wenig gute historische Romane, die einzigen, die ich lesen mag?“

Das Leben der Gegenwart ist auf so neuen

Principien aufgebaut, daß unsere ganze Gedankenwelt sich von der Vergangenheit abwendet."

„Aber für die eigentliche Geschichtschreibung hat keine Zeit mehr gethan, als die unsere!" warf Graf Schönstetten ein.

„Gerade deshalb, weil der historische Sinn uns verloren gegangen", sagte Emil.

„Das lautet paradox!"

„Und doch ist es so. Unsere Geschichtschreibung ist endlich dahin gekommen, den Kern der Dinge, den so lange „der Parteien Wuth und Haß entstellt", suchen und bei der Darstellung des Ermittelten wahr sein zu dürfen. Sie darf das heute, weil sie sich mit Dingen beschäftigt, die das Interesse verloren haben. Weil die Vergangenheit unsere Theilnahme nicht mehr hat, ist es uns gleich, wie die gelehrten Herren die Charaktere und Ereignisse der Vorzeit darstellen. Mögen sie die großen Angeklagten der Geschichte, die Maria Stuart, Tilly, Wallenstein u. s. w., verdammen oder freisprechen — was kümmert uns ihr Verdict! Denken Sie sich dagegen, Schiller hätte in seinen Tagen auf die Stirn Johann Tzerklas von Tilly alle Kränze eines großen

Feldherrn und edlen Charakters gelegt, wie das heute von einer objectiveren Geschichtschreibung geschehen ist, oder er hätte die Infamien im Charakter des Calvin nachgewiesen, welcher Sturm hätte sich wider ihn erhoben! Sind Sie diesmal meiner Ansicht, Comtesse Geraldine?"

„Ich", antwortete Geraldine, „bin Ihrer Ansicht gar nicht. Daß wir die Wahrheit wollen, die Wahrheit vor Allem, beweist nicht, daß uns der historische Sinn entschwunden.

„Nein, aber weil er uns entschwunden, lassen uns die Urtheile der Gelehrten kalt, die noch unsere Väter in heftige Erregung gebracht hätten; und diese Kälte giebt den Gelehrten den Frieden, in dem sie nun ungestört ermitteln können, was sie wollen!"

„So machen Sie wenigstens", fuhr Geraldine fort, „der Gegenwart keinen Vorwurf daraus, daß sie keine historischen Romane mehr schreibt, wenn sie keine Theilnahme mehr dafür findet."

„Ich mache ihr keinen Vorwurf. Aber Sie müssen einräumen, daß sich gerade am historischen Roman am besten eine objective, rein künstlerische Behandlung bethätigen kann!"

„Ach", fiel Geraldine ein, „das ist nur eine

Männerschwachheit, eine objective, rein künstlerische Behandlung! Ich mache mir sehr wenig aus ihr!"

„Das klingt einmal wieder — Comtesse Geraldinisch, wenn Sie's nicht übel nehmen!"

„Mag sein. Ich fordere anderes vom Schriftsteller, als Sie mit Ihrem Künstlerthum und Ihr weiser alter Verleger da mit seiner hausbackenen Aesthetik! Ich verlange einfach vom Schriftsteller, daß er eine tiefe und große Natur sei; diese Natur will ich erkennen, mit ihr empfinden, ich will sie lieben lernen, und die suche ich in seinem Buche... jemehr er aber den Künstler hervorkehrt, desto weniger, mein' ich, finde ich sie!" —

„Gefährliche Theorie!" sagte lachend Graf Schönstetten . . . „wenn alle unsere Autoren sich als große Naturen zu fühlen begännen und nun darauf losschrieben . . ."

„Die Theorie ist gar nicht gefährlich", versetzte Geraldine — „würde sie begriffen, so würden sehr viele Menschen bescheidentlich die Feder wegwerfen, die sie nicht aus der Schwinge ihres Genius gerissen haben. So lange Ihr von objectiver Darstellung, Beobachtungsgabe, Reichthum des Stoffes und sauberer Form redet, wird sich Jeder etwas

zutrauen. Kritisirt den Menschen und Ihr werdet sehen, wie das, was ich talentlos nenne, die Seelentrivialität, sich bei Seite drückt ..."

„Da müßte also alles, was je geschrieben hat, eine ernste Einkehr in sich halten und sich fragen: bist Du eine große Natur oder eine Seelentrivialität?" sagte Emil seufzend.

„Ganz gewiß" — versetzte lachend Geraldine; „fangen Sie nur bei sich an ... ich nehme Sie keineswegs aus!"

„Eine Gewissenserforschung! Und als Folge der Zweifel ..."

„Natürlich der Zweifel", fiel sie ein.

„Wie boshaft Sie sind! Und nach dem Zweifel das Bedürfniß nach einem befreundeten Geist, der uns hilft, über uns ins Klare zu kommen."

„Der wird nun freilich schwer zu finden sein — der aufrichtigen Menschen sind wenige", bemerkte Geraldine.

„Wenn es an der bloßen Aufrichtigkeit genügte, so würde mir wenigstens bald geholfen sein", erwiederte Emil ein wenig spötrisch, „ich würde mich an Comtesse Geraldine wenden."

„Freilich, aufrichtig würden Sie mich finden;

aber ich müßte doch das Freundesamt ablehnen", antwortete Geraldine erregt, „es würde sich wenig schicken für ein so ungelehrtes, so wenig logisches Geschöpf wie ich, einen so gelehrten Herrn, einen berühmten Mann, einen Schriftsteller beurtheilen zu wollen . . . ach, die Männer, die Herren der Schöpfung sind uns so überlegen, und nun gar wenn es deutsche gelehrte Herren sind! . . . was kann ein armes Mädchen denn sagen, was ihnen neu wäre!"

Emil fixirte Geraldine, während sie halb bitter, halb zornig diese Worte sprach.

„Nun", sagte er dann, „ein armes ungebildetes Mädchen kann immerhin dem gelehrtesten Manne mancherlei sagen, was ihm neu ist. Eine hochgeborne Comtesse aber, deren Lebensstellung so erhaben ist, daß sie von selbst dadurch den weitesten Horizont hat und Menschen und Dinge mit beneidenswerther Sicherheit zu erkennen lernt, eine so zu sagen im Purpur der Bildung geborene Gräfin..."

„Nun hört auf mit Euren spitzen Reden und bösen Neckereien!" rief hier Graf Schönstetten aus.

„Ein solcher Spott ist nicht hübsch von Ihnen, nicht edel", sagte Geraldine, dunkelroth werdend.

Sie wandte ihr Gesicht ab, Emil glaubte wahrgenommen zu haben, daß eine Thräne in ihrer Wimper hing... betroffen schwieg er still, während der Graf fortfuhr:

„Erzählen Sie uns lieber, was Ihr junger Pflegbefohlener macht; ich habe ihn heute bei Frau Ramberg gesehen und mir sein Mißgeschick erzählen lassen... Geraldine hätte ganz gewiß eben sogern seine Pflege übernommen und ich glaube sogar, sie ist ein wenig eifersüchtig auf Frau Ramberg.“

„Ich bin nicht auf Frau Ramberg eifersüchtig“, sagte Geraldiue mit trockener Schärfe.

„Du hassest sie nur ein klein wenig“, antwortete der Graf lächelnd, aber mit mehr Ernst in seiner Stimme als er vielleicht zeigen wollte — „und thust Unrecht daran — aber was soll man machen; die Menschen werden von ihren Antipathien und Sympathien bewegt und am schlimmsten ist der daran, welcher in seiner Harmlosigkeit zwischen ihnen steht und gegen alle nur Wohlwollen fühlt.“

Das Gespräch erstarb. Der Abend dunkelte und als Geraldine Miene machte, ihre Arbeit zu-

sammenzupacken, brach Emil auf. Er ging — wie er gewöhnlich von ihr ging, aufgeregt, gereizt, mit sich und ihr unzufrieden. Von dem Tage an, an welchem der Graf ihn zu sich ins Haus geladen, um ihn dort bald wie einen vertrauten Freund zu behandeln — von dem Tage an hatte der kleine Krieg mit Geraldine nicht aufgehört. Unter dem Eindruck der Behandlung, die er auf Schloß Schönstetten von ihr erfahren, hatte er eine krankhafte Reizbarkeit bei Allem, was er als Hochmuth der vornehmen Dame gegen ihn, den bürgerlich erzogenen Menschen, den ehemaligen Kaufmann empfand. Er hatte den unwiderstehlichen Drang, diesen Hochmuth zu bekämpfen — er hätte ihr geistig imponiren mögen, er hätte so verzweifelt gern ihr nur ein ganz klein wenig Anerkennung abgezwungen — und es gelang ihm nicht; er gestand sich oft, daß er im geistigen Kampfe mit ihr entweder eine völlige Niederlage erlitten oder doch wenigstens keinen Fuß breit Bodens erobert. Und doch, so oft sie ihn dadurch in Paradoxien trieb, über die er selbst erröthete; so regelmäßig seine Unterhaltung mit ihr die Wendung zum Widerspruch nahm und eine völlige Meinungsverschieden=

heit herausstellte — doch konnte er nicht von diesem Hause lassen; doch wendeten sich seine Schritte immer wieder zu ihm hin, und seine Gedanken — wenn er aufrichtig gegen sich war, so mußte er sich gestehen, daß seine Gedanken gar nicht daraus wichen! Er mußte sich gestehen, daß Geraldine für ihn das einzige Weib auf der Welt war. Wäre sie nur nicht eine so furchtbare Aristokratin, nicht so grenzenlos hochmüthig gewesen, er hätte sich vor ihr niederwerfen, den Saum ihres Gewandes küssen, ihren Fuß sich auf den Nacken setzen, im Klange ihrer wundervollen Stimme seine ganze Seele dahinschmelzen lassen können . . . aber so, nein, so konnte er ihr nicht ein Haarbreit von seiner Würde, seinem Stolz, von seinem gerechten Selbstgefühl opfern und sollte er darüber der unglücklichste Mensch in der Welt werden. Er hatte Stunden, wo er sich selbst schalt wegen seiner argwöhnischen Reizbarkeit wider Alles, was er als Aeußerungen aristokratischer Ueberhebung über sich betrachtete. Er sagte sich, daß Geraldine sich in einer Ausnahmestellung befinde; daß sie in Verhältnissen in diesem Orte lebe, welche für ihren Stolz drückend sein müßten, und daß gerade der

Druck dieser Verhältnisse es sei, welcher jenen Stolz sichtbarer, für ihn verletzender hervortreten lasse. Er nahm sich vor, über das, was er eine Schwäche nannte, welche Erziehung, frühere Umgebung und die Umstände verzeihlich machten, groß und mild hinwegzusehen. Sobald er sie wiedersah, waren alle diese Vorsätze geschmolzen. Er fühlte dann den ganzen Zauber, den sie über ihn ausübte und die ganze innere Reizbarkeit eines Mannes, der sich hoffnungslos sieht, weil man seinem Wesen die Geltung versagt. In dieser Reizbarkeit war er nicht mehr Herr über sich — er widersprach der ersten Bemerkung, welche Geraldine machte — und der kleine Krieg lohte wieder in heller Flamme auf! . . . Oder umgekehrt, Geraldine widersprach gleich im Anfang dem, was er aussprach, und die Folge war dieselbe.

Es trat dabei durchaus kein innerer Widerstreit ihrer Naturen, keine tiefgründliche Verschiedenheit ihrer ganzen Denkrichtung zu Tage, nicht das Gefühl, daß sie von einander völlig fremden Standpunkten die Welt betrachteten. Aber das verschlimmerte nur die Sache.

Zwei Menschen, welche sich durch einen Ab-

grund getrennt fühlen, der zwischen ihrem beiderseitigen Wesen liegt, vertragen sich meist aufs Beste. Jeder geht an seiner Seite des Abgrundes, der Eine hüben, der Andere drüben unbehindert und ohne zu hindern fort. Nur die zusammen eines Weges gehen, reiben sich an einander.

Und eines Weges gingen Emil und Geraldine, nur nicht in Eintracht. Ihre Voraussetzungen, ihre Ausgangspunkte waren dieselben; sie waren beide warme enthusiastische Naturen, opferfähig, schwungreich, geistigen und idealen Dingen lebend ... Beide reizbar, die Eindrücke tief in sich verarbeitend und dadurch zu einer Ichlebigkeit geführt, wie man das innerliche mit sich Beschäftigtsein nennen sollte, das von Ichsüchtigkeit so völlig verschieden ist. Beide hatten dasselbe stolze Selbstgefühl, das aus dem völligen Unberührtsein von jenem „Gemeinen", welches nach Göthe uns alle bändigen soll, aus der inneren Reinheit seine Nahrung zog. Beide waren bis jetzt vom Leben getragen worden, Geraldine in ziemlich weichen Armen, Emil freilich dabei vom Schicksal schon härter angefaßt und gestoßen. Aber getragen war auch er geworden; er hatte seine

Lebenslagen fertig gemacht angenommen, nicht selber geschaffen. Und der Mensch ist desto hochmüthiger, je mehr das Leben ihn trägt! Wer sich das Schicksal selbst zu schaffen und — das Leben zu tragen hat, wird bescheidener!

Und Geraldine? Sie sagte sich, daß sie ihn hasse, diesen Mann, der sie nicht respectiren wolle, der gar nicht der Mühe werth halte, zu suchen, daß er sie verstehe; der so geflissentlich seine Kälte gegen sie an den Tag lege, der niemals ein Wort der Anerkennung, viel weniger der Bewunderung, wie sie's von Anderen gewohnt, für sie habe. Sie nannte ihn einen Schulmeister, der die männliche dünkelhafte Lehre von der ewigen geistigen Unmündigkeit der Frau ihr gegenüber geltend machen wolle — der rechthaberisch einen Standpunkt der Ueberlegenheit festhalte, in der eine fortwährende Beleidigung ihres Geschlechtes liege — sie nannte ihn einen Pedanten, der mit seinem ewigen Widerspruch sie unaufhörlich reize, empöre, ihr die Röthe des Zornes ins Gesicht treibe und — sie nie verstehen werde. Und doch war etwas in ihr, was sie immer aufs Neue darnach ringen ließ, von ihm verstanden zu werden, ringen nach einem Triumphe

über ihn, in welchem sich ihr Haß sättigen und dann — dann vielleicht versöhnt schmelzen könne... weshalb ahnte er nichts von dieser Möglichkeit der Versöhnung?

Ach, was ahnte er von dem Herzen eines Mädchens!

Als Emil am Abend in sein Zimmer trat, fand er einen Brief, der den Poststempel Papenburg trug, auf seinem Tische. Die Adresse zeigte die große klare Geschäftshand des Herrn Brook. Gespannt, was der ehrliche Herr Brook zu melden habe, riß Emil das Schreiben auf. Es enthielt doch nur Geschäftsangelegenheiten. Herrn Fresenborg sei es nicht ganz recht, daß man sich dabei an den Vetter Emil wende, der so plötzlich und schnöde allem Derartigen den Rücken gewendet, allein er, Herr Brook, habe es über sich genommen, den verehrten ehemaligen Geschäftsgenossen um die Gefälligkeit anzugehen, dem Hause Fresenborg einen kleinen nachträglichen Dienst zu erweisen. Es liege da, etwa sechs oder acht Stunden von Emil's gegenwärtigem Aufenthaltsort entfernt und in einer von der Welt sehr abgeschiedenen Gegend ein bedeutender Gutscomplex, zuständig

einer verwittweten Dame, des Namens Frau von Hangfort zu Scheidingen. Besagter Dame Verwalter und Factotum sei Herr Hieronymus Brook, des Schreibers rechter Oheim, und dieser habe ihm, dem Neffen, zu wissen gethan, daß in den Wäldern von Scheidingen eine ansehnliche Quantität trefflichen Holzes vorhanden, welches längst über die Schlagbarkeit hinaus gealtert sei und dem Verderben entgegen gehe, wenn es nicht jetzt an den Mann gebracht werde. Die Dame, die schwer zum Entschlusse der Veräußerung komme und überhaupt einigermaßen schwer zu behandeln sei, habe doch endlich ihre Einwilligung gegeben, daß man den Verkauf ins Auge fasse und in seinem Wunsche, dem Hause seines Neffen ein gutes Geschäft zuzuwenden, wolle der Oheim Verwalter diesem anheimgeben, einen gewandten Menschen hinzuschicken, der die alte Dame von der richtigen Seite zu nehmen wisse und den Handel mit ihr abschließe. Es sei nun im hinteren Comptoirstüblein des Herrn Fresenborg große Verhandlung gepflogen, wer da zu solcher Sendung zu verwenden sei; unter den Commis des Hauses sei keiner, dem ein außergewöhnliches Maß von

Geschäftsgewandtheit zuzutrauen; er, Brook, dem Fresenborg zumuthe, selbst die Reise zum Oheim zu machen, traue sich im Mindesten nicht die Fähigkeit zu, eine alte Dame von der richtigen Seite zu nehmen, und dazu noch eine einigermaßen schwer zu behandelnde. In seinem Verlangen, dem Hause das Geschäft zu sichern, habe er, Brook junior, zu dem Auskunftsmittel gegriffen, den früheren Procuraführer der Firma anzugehen, worin, wie gesagt, der verehrte Chef derselben nur widerstrebend gewilligt. Aber der Weg sei für Emil nur kurz, während er für einen Sendling des Papenburger Hauses ein weiter sei, und Herr Emil von Hattstein, dessen versehe sich Brook zu ihm im besten Vertrauen, werde der alten Firma sicherlich noch mit hinreichend lebhaftem Interesse zugethan sein, um die Mühwaltung — gegen Ersatz aller Spesen und Auslagen natürlich — zu übernehmen.

Herr Brook schloß, indem er recht herzliche Grüße von Fräulein Therese hinzufügte. Fräulein Therese rede noch oft von Emil und zwar, da sie den Vater für diesen Gesprächsgegenstand weniger zugänglich finde, mit ihm, dem Schreiben-

den. Doch sei sie wohl und munter und habe sich die Sachen so zurecht gelegt, daß sie eine günstige Fügung des Schicksals in der Wendung erkenne, welche die Dinge genommen, da sie doch beide wohl zu verschiedene Naturen seien, um ein gut zusammengespanntes Paar zu bilden.

Die Nachricht, daß Therese sich so bald getröstet und sich die Sachen so friedsam zurecht gelegt, hätte einen Mann von größerer Eitelkeit nicht mit solch aufrichtiger Genugthuung erfüllt, wie Emil von Hattstein; ihm war diese Nachricht eine wirkliche innere Erleichterung; der übrige Inhalt des Briefes aber war ihm durchaus nicht erfreulich. Er hatte genug Lebenserfahrung, um zu wissen, was es heißt, mit alten Damen in Geschäftsbeziehungen zu treten. Aber er dachte nicht daran, den Auftrag abzulehnen und so den guten Herrn Brook zu kränken, der offenbar sehr daran hing, durch seine Familienbeziehungen seinem Hause ein gutes Geschäft zuwenden zu können, und der bei seinem Prinzipal eine Art Bürgschaft, daß Emil sich der Sache mit Vergnügen unterziehen würde, übernommen zu haben schien. Deshalb antwortete er auf der Stelle zusagend und

bat um Uebersendung eines vorzeigbaren schriftlichen Auftrages, der ihn bevollmächtigte, für die Firma Fresenborg noch einmal aufzutreten.

Als er das nächste Mal das Schönstetten'sche Haus wieder betrat, fand er Rothenberg dort. Er hatte ihn dort selten anders gesehen, als in kleinen geladenen Gesellschaften. Rothenberg hatte dann immer sehr emsig Geraldine den Hof gemacht, und, da er ein wenig Klavier spielte, namentlich musikalische Beziehungen mit ihr zu unterhalten gesucht; er hatte sie bei ihrem Gesange auf dem Fortepiano begleitet, sich Stücke mit großem Fleiß einstudirt, um dies zu können, und sich auf jegliche Weise angenehm zu machen gesucht.

Geraldine hatte diese Bemühungen um ihre Gunst mit einer Unbefangenheit aufgenommen, welche in Emil Hattstein keine eifersüchtige Wallung aufkommen ließ. Heute fand er Rothenberg in sehr lebhaftem Geplauder mit ihr und Geraldine, die Emil's Begrüßung nur kurz und flüchtig erwiderte, kehrte gleich darauf anscheinend mit offenbarem Vergnügen, zu dem Gespräch mit Rothenberg zurück. Rothenberg erzählte von seinen Erlebnissen und Bekanntschaften in der Residenz, wo

er den vorigen Winter im topographischen Bureau gearbeitet und sich in den Kreisen der sehr aristokratischen und exclusiven Gesellschaft, welche zu Hof ging, bewegt hatte. Er wußte allerlei kleine Abenteuer, allerlei pikante Züge in einer Weise zu erzählen, die Geraldinens ganze Heiterkeit erweckte. Mit großem Behagen schilderte er die Schicksale einer heimischen Familie, deren Haupt nach vielfachen Irrfahrten sich zum Türken bekehrt und eine Kaffeeschenke in Konstantinopel hielt, während Tochter und Mutter, in die Heimath zurückgekehrt, eine Rolle bei Hofe spielten — sie hatten nämlich aus dem Orient allerlei geheimnißvolle Kunst und Prophetengabe mitgebracht, sie wahrsagten aus den Linien der Hand und aus Figuren, welche sie in großen Wasserflaschen erblickten, und der Aberglaube machte ihnen die vornehme Gesellschaft dienstbar, er hatte ihnen alle Privilegien ihrer früheren Stellung wiedergegeben.

„Und sicherlich haben Sie selbst sich von ihnen wahrsagen lassen, Herr von Rothenberg“, sagte Geraldine lächelnd.

„Gewiß — man darf sich nicht ausschließen,

wenn man zu den Ausschließlichen gehört", sagte Emil hier ein wenig sarkastisch.

„Und was hat die junge orientalische Weisheit Ihnen verkündet — lassen Sie hören", fragte Geraldine gespannt.

„Eine Irrfahrt in Nacht", entgegnete Rothenberg, „eine Rast im Morgenscheine an einer zertrümmerten Säule, eine lange Wallfahrt durch Wolken und Nebel, die auf einer öden Haide liegen . . ."

„Das deutet auf die Gegend, in der Sie in diesem Sommer verweilten, die Sibylle hat Sie da durch den Haarrauch schreiten sehen!" sagte Emil.

„Möglich", versetzte Rothenberg, „und dann ein schönes Schloß mit einem Park umher und Alles, was die Menschenseele nur wünschen kann! So hat sich meine Existenz in den Spiegelungen der großen Flasche abgebildet."

„Sie können sich also nicht beklagen", rief Geraldine.

„Nur die Irrfahrt, das Rasten an einer zertrümmerten Säule..."

„Was bedeutet die?"

„Doch gewiß eine zertrümmerte Hoffnung!" versetzte Rothenberg.

„Und glauben Sie nun daran?"

„Ich glaube an alle Prophezeihungen, die Gutes künden, wie — ein Lotteriespieler an den höchsten Gewinn!"

„Ich glaube auch daran", sagte Geraldine mit einem gewissen übermüthigen Tone und indem sie Emil mit einem raschen Blicke streifte, in welchem ihm etwas Herausforderndes zu liegen schien — er kannte diesen Blick, den er öfter wahrgenommen, wenn sie etwas sagte, bei dem sie seinen Widerspruch voraussah... „es ist mir vorausgesagt worden, daß ich einst sehr arm sein und um meinen Lebensunterhalt zu finden, in die weite Welt ziehen werde!"

Emil hatte sich's oft genug vorgeworfen, daß er mit kindischer Hitze die Herausforderungen Geraldinens aufnahm ... er konnte eben nicht anders und am wenigsten diesmal, wo sie etwas sagte, was ihm eine, er war sich selbst nicht bewußt weshalb, widerwärtige und peinliche Vorstellung erweckte.

„Es ist absurd, daran zu glauben", sagte

er ... „Wie ist es nur möglich? Wenn eine müssige Gesellschaft von Menschen, die zu jedem Zeitvertreib greifen, um nur nicht denken und bei dieser Gelegenheit des Lebens Ernst entdecken zu müssen, die Zeit mit solchem Unsinn todtschlägt, so ist das erklärlich — aber ..."

„Wer sich in die nüchterne Welt des Denkens stellt, dem begegnen keine Wunder", fiel Geraldine ein — „mit dem Denken brüten Sie nicht ein Sperlingsei aus — das dumme Spatzenweibchen aber läßt das Wunder sich vor Ihren Augen vollziehen ..."

„Das ist's ja eben, was ich sage, daß die Wunder in die Welt dummer Weibchen gehören."

„Wie boshaft!" versetzte Geraldine geärgert — „das Leben wird Sie noch demüthig an Wunder glauben machen!"

„Gerade weil ich demüthig bin, glaube ich nicht an Wunder — ich überlasse es hochmüthigeren Leuten."

„Ich danke Ihnen — es ist mehr parador, als verbindlich, was Sie da sagen!"

„Jedenfalls wahr! Es ist sehr hochmüthig zu glauben, man kenne die Tragweite aller natürlichen Kräfte und zu sagen: das da ist ein Wun-

der, denn meine Weisheit, mein Wissen kann es nicht erklären. Was beweist das, daß Sie es nicht erklären können?“

„Da ich zu den dummen Weibchen gehöre, wollen Sie sagen“, sagte Geraldine gereizt lachend. „Und doch haben Sie Unrecht, ganz grenzenlos Unrecht. Je geistig reifer man wird, je tiefer man in den Zusammenhang der Dinge blickt, je weiter sich uns der Horizont ausspannt, und je mehr wir das Zusammenspiel ewiger Kräfte zum Gewebe des Großen überschauen, desto wunderbarer erscheint uns dies Ganze, desto mehr Wunder sehen wir, desto überwältigender drängt sich uns das Gefühl der grenzenlosen Schönheit des Weltwunders auf.“

„Sie sprechen jetzt von Wundern in einem ganz anderen Sinne“, fiel Emil ein, aber Rothenberg unterbrach ihn; im Eifer Geraldine Recht zu geben, sagte er:

„Ich kann Ihnen die Stelle im Jean Paul zeigen, wo er sagt, daß er an Wunder glaube... rechnen Sie den auch zu den dummen Weibchen?“

„Wenn er an Wunder glaubt, zu was schlimmerem, zu den dummen Männchen.“

Der Streit wurde in dieser Weise noch eine Zeit lang fortgeführt und erhitzte sich; Emil fühlte es, er fühlte, daß er gereizt sprach, daß wenn auch der Sieg sich auf seiner Seite hielt, er Geraldine nur gegen sich erbittere, ohne ihr einen Zollbreit Boden abzugewinnen, daß er sie nur desto enger mit ihrem Bundesgenossen Rothenberg in diesem Kampf zusammenbringe, und diese Bundesgenossenschaft ärgerte ihn am allermeisten — so stand er auf, indem er sagte:

„Die einzigen Wunder, die man einer jungen Dame einräumen kann, sind die, welche sie selber thut.“

„Und wir haben gleich das Wunder hier, daß Herr von Hattstein sich zu einem solchen schwachen Complimente herabläßt“, versetzte Geraldine ...

„Sie ließen mich nicht ausreden, Comtesse, ich wollte hinzusetzen: aber weil auf mich solche Wunder noch nicht gewirkt haben, so müssen Sie meinen hartnäckigen Unglauben entschuldigen!“

„Bravo!“ lachte Rothenberg vergnügt, und sich im Sonnenschein der vollen Gunst sonnend, die Geraldine ihm während alles dessen zugewendet, ergriff er, zum Fortgehen aufstehend, ihre Rechte

und drückte einen Kuß darauf, mit einem Blicke, der sie betroffen erröthen machte. Dann ging auch er, sich Emil anschließend.

„Was denkt dieser Mensch, dieser Rothenberg?“ fragte sich Geraldine, während sich die Thüre hinter ihnen schloß. „Hab' ich mich verkehrt gegen ihn benommen? Der Himmel weiß es ... aber Hattstein bringt mich eben außer mich; so oft er da ist mit seinem kalten empörenden Uebermuth, seiner ewigen Streitsucht, es zuckt mir in allen Fingerspitzen der Drang, ihm einmal die ganze volle Wahrheit darüber ins Gesicht zu sagen — am besten wäre es, ihm nie wieder etwas zu sagen, ihn gar nicht wiederzusehen — es ist gewiß odisch, oder magnetisch, oder was es sein mag, was uns gegenseitig abstößt, als wären wir verschiedenen Polen, die sich fliehen, unterthan ... Aber ich will, ich muß mich losreißen von diesem ewigen Denken und Grübeln darüber! Es ist ja lächerlich und thöricht, es giebt so viel Besseres und Wichtigeres zu denken — als ewig: Er! Was liegt mir daran, was dieser Mann spricht, glaubt, was er von mir urtheilt und denkt, mag er in seinen albernen Männervorurtheilen, in seinem

Bildungsdünkel mich niederdrücken wollen, mich wie ein Kind behandeln..., was kümmert's mich... er ist ja doch nichts als ein philisterhafter Pedant, ein abscheulicher Schulmeister, ein deutscher Philosoph, ein unausstehlicher Rechthaber... ja, unausstehlich ist er, ganz unausstehlich!"

Geraldine stampfte, während sie das letzte Wort mit der Betonung vollen Zornes ausrief, mit ihrem zierlichen Fuße auf den Boden, so außer sich war sie. Und dann versank sie in Nachdenken, um, wie es schien, ganz und vollaus zu ergründen, wie unausstehlich er sei.

Neuntes Kapitel.

Das Geheimniß des Waldes.

Ein paar Tage waren verflossen. Frau Ramberg saß in ihrem Wohnzimmer an einem Nähtisch, der am Fenster stand; in dem nahestehenden Sopha kniete Hugo, so daß er mit den Armen sich auf die Seitenlehne desselben stützte und Frau Ramberg ins Gesicht sah. Um das Haupt trug er eine Binde, seine Züge waren bleich, die Lebhaftigkeit, womit er sprach, deutete aber an, daß er sich wohl und völlig genesen fühlte.

„Und eine böse, keifende, zornige Frau?“ fragte Frau Ramberg. „Wo war sie?“

„Weiß ich's? Vielleicht gehörte ihr das ganze wüste alte Haus. Denn mir ist, als sei Alles darin nach ihrem Willen gegangen. Aber sie sah nicht aus, wie eine Dame, der ein großes Haus und Alles was rings umher dazu gehört, zu eigen

ist. Sie ging umher ohne Hut, in einen großen schmutzigen gelben Shawl gewickelt; so stelle ich sie mir wenigstens vor."

„Und weshalb nennen Sie sie böse?"

„Weil sie mir böse Blicke zuwarf; grimmig böse Blicke, vor denen ich mich scheu davon schlich. Obwohl sie mich nie schalt oder strafte, fürchtete ich sie. Ich lag am liebsten im Hofe, unter einer großen Linde, oder in der Sonne, neben dem großen schwarzen Kettenhunde. Wenn es regnete, krochen wir beide in seine Hütte.

„Armes Kind!"

„O ich war nicht arm — ich wußte nicht, daß ich es war. Und als man mir sagte, daß ich eine große Reise, weithinaus in die Welt, übers Meer, machen solle, war ich glücklich; ich trennte mich nur schwer von meinem Freunde, dem schwarzen Hunde, aber von der bösen Frau und ihrem alten Hause ging ich gern."

„Und wie alt waren Sie damals?"

„Wer weiß es ... vielleicht fünf, vielleicht sechs Jahre..."

„Und eine Auswandererfamilie nahm Sie mit sich über's Meer?"

„Ich glaube es... wie ich sie mir jetzt vorstelle, waren es Leute aus dem Volke, Leute, gerade so wie ich sie später in dem Hafen sah, in dem ich vor einem halben Jahre eingeschifft wurde, um übers Meer hierher zurückzukehren. Sie hatten eben solche große Kisten bei sich, eine davon war roth angestrichen mit blauen und weißen Blumen; in der waren meine Kleider, die die böse Frau mir mitgegeben hatte."

„Und in Amerika?"

„In Amerika? Ich entsinne mich nur noch der Fahrt übers Meer... des weiten, weiten Wassers, das uns ohne Aufhören auf und ab schaukelte... es war mir immer, als sei eine große Hand unter dem Bauch des Schiffes, die es langsam, langsam höbe, und dann plötzlich mit einem kräftigem Ruck an sich risse... Der Himmel war oft so schön über dem Meere, die Wolken ballten sich dunkel, purpurfarbig, goldglühend am Horizont vor uns — aber die Hand war ewig unter uns und es war als sagte sie: Du sollst nicht hinauf, nicht hinein in den goldenen Himmel, dessen Thor offen steht, sondern herab, zu mir herab! herab in die Tiefe!"

„Welche Phantasie Sie haben! Und Sie kamen auch nicht in einen Himmel, wenn auch ans Ziel?"

„Schwerlich in einen Himmel", antwortete Hugo lächelnd. „Aber meine Erinnerungen sind, wie gesagt, sehr unbestimmt und zerfließen in Bilder, wie die eines Traumes, wenn ich mich der ersten Zeit, die ich jenseits zubrachte, entsinnen will. Ich denke, ich sah zuviel, ich nahm zuviel ganz neue Bilder in mich auf und so verwirrten diese sich und verschwammen und erloschen. Ich glaube, daß wir anfangs ein Wanderleben führten, daß wir dann seßhaft wurden, eine Farmhütte hatten in einer Region, die auch war wie das Meer, so weit, so endlos gedehnt, aber unbewegt und still und grün, grün überall, wohin das Auge blickte. Und still wie die weite Fläche waren die Menschen, mit denen ich lebte; sie lachten, sie sangen nicht, wie das Volk auf dem Hofe der bösen Frau... Der räudige weiße Hund bellte nicht, wie mein schwarzer Freund. — Mir ist es wenigstens so. Ich sehe diese Gestalten in der Erinnerung wie stumm um mich hergehen, wie abgeschiedene Geister — zwei Männer von ver-

schiedenem Alter, zwei Frauen und ein junges Mädchen. — Es mag sein, daß ich es mir so eingebildet habe; vielleicht auch hatten sie alle das Sumpffieber in unserer grünen grenzenlosen Welt."

„Und dann?"

„Dann eines Tages war ein dritter Mann in unserer Farm, ein Mann, der nicht stumm war, sondern laut redete, ein Mann ganz anderer Art, mit einem großen schönen Kopf und einem dunklen Bart und einem hohen schwarzen Pferde, das an der Thür des Hauses angebunden stand... Sie sagten mir, daß ich reiten solle auf dem hohen schwarzen Pferde und sie hoben mich hinauf; der fremde Mann mit dem Barte hielt mich und ich war sehr froh, als das Pferd in großer Eile über die grüne Fläche dahinsprengte. Der Wind sauste mir ums Gesicht und der Mann, der mich hielt, sorgte für mich, daß ich gut saß und sprach mit mir, daß ich keine Furcht hatte."

„Und wohin brachte dieser Mann Sie?"

„Wohin? Ja wohin! Es war eine weite Reise, die wir zurücklegten, zu Pferd, zu Schiff, auf breiten Wasserströmen, durch Wälder, in Felsen-

gebirge, an weiten, weiten Seen hin — die Welt ist so groß!"

„Und dort?"

„Dort wurde der Wald mein Vater und die Einsamkeit meine Mutter", versetzte Hugo lächelnd — „ich habe Ihnen das schon gesagt."

„Und jener Mann mit dem dunklen Barte?"

„Jener Mann lehrte mich sein Handwerk — Thiere tödten. Die wir lebend bekamen, zähmte ich — ich verstehe Thiere zu zähmen; sie gehorchen mir... nur der abscheuliche Fuchs..."

„Und was war der Mann, welches Interesse hatte er für sie?"

„Vielleicht hatte mein Vater, der Wald, ihn abgeschickt, mich zu ihm zu holen", antwortete Hugo lachend.

„Das ist keine Antwort. Wollen Sie mir keine geben?"

„Nein!"

„Weshalb nicht? Haben Sie kein Vertrauen zu mir?"

Hugo sah die zu ihm aufblickende Frau mit einem Blicke an, in welchem etwas Spöttisches und zugleich etwas Bittendes lag.

„Aber weshalb wollen Sie denn nicht weiter erzählen?“

„Ich vertraue Ihnen“, versetzte Hugo, „aber der Wald vertraut auch mir — der Wald hat sein Geheimniß und will nicht, daß man davon redet!“

„Seltsam... gehört es auch zu den Geheimnissen des Waldes, wie jener Mann hieß, wie er aussah...

„Alles das“, sagte Hugo mit einem schlauen Kopfnicken.

Frau Ramberg schwieg und schien dem Gehörten nachzusinnen. Dann sagte sie:

„Und das ist Alles, was Sie über Ihre Herkunft wissen — wie Sie zu jener bösen Frau gekommen, in welcher Beziehung Sie zu ihr standen, das ist Ihnen völlig unbekannt geblieben?“

„Völlig! Aber ich glaube, Emil kommt“, rief Hugo lebhaft aus, da er Schritte im Vorzimmer hörte.

„Es ist nicht Ihr Freund“, sagte Frau Ramberg trocken, während Hugo lebhaft aufgesprungen war, die Thür zu öffnen.

In der That, nicht Emil Hattstein trat ein, es war Graf Schönstetten, der kam.

Ueber Hugo's Gesicht glitt ein Zug der Ent-

täuschung — er lief davon, ohne dem Grafen, der ihn begrüßen wollte, Rede zu stehen.

„Ich sehe, Ihr Pflegling ist ganz genesen", sagte Graf Schönstetten, indem er sich auf dem Platze niederließ, den Hugo eben eingenommen — „und nimmt schon wieder seine wilden Manieren an."

„Sie stehen bei ihm nicht in Gnade", antwortete Frau Ramberg lächelnd.

„Er ist doch nicht eifersüchtig auf mich... ich könnte es eher auf ihn sein — Sie haben ihn sehr warm in Ihr Herz geschlossen in den wenigen Tagen, während deren Sie ihn bei sich aufgenommen haben."

„Weshalb sollte ich nicht . . . ich stehe so allein..."

„Freilich, Sie stehen so allein, Ottilie..."

„Und ich denke mit Schmerzen an den Augenblick, wo ich ihn wieder von mir gehen lassen muß!"

Schönstetten antwortete nicht.

„Wissen Sie", fuhr Frau Ramberg fort, „daß mir zuweilen ein Gedanke kommt, der gewiß thöricht, unsinnig ist, und der doch die Macht hat, mich im Innersten zu erregen..."

„Welcher Gedanke?“

„Wenn Hugo ... wenn dieser amerikanische Wilde, über dessen Herkunft ich nichts weiter ergründen kann, als daß er aus Deutschland stammt — wenn er mein Kind wäre.“

„Ich bitte Sie, Ottilie, welche Idee!“

„Ich sage Ihnen, ich sehe es ein, daß es thöricht ist, daran zu denken, daß ich nicht den geringsten Grund anführen kann, der mir den Gedanken erweckt... es ist nur dasselbe Alter und daß er mir sagte, er heiße auch Andreas; Hugo Andreas Schönburg; das klingt Schönstetten so verwandt! und oft, wenn Hugo mir ins Auge sieht, ist es mir, als spräche etwas daraus: erkennst Du mich denn nicht . . . kennst Du dies Auge nicht — ich kann mir nicht helfen, ich sehe in diesem Auge etwas Bekanntes, Vertrautes, etwas wehmüthig Mahnendes!“

„Phantasien, die für eine Frau in Ihrer Lage freilich etwas Erklärliches, Natürliches haben mögen! Ihr Kind ist todt, Ottilie; es sagt es Ihnen ein Mann, an dessen Wort Sie nie Grund zu zweifeln bekommen haben!“

Frau Ramberg sah düster vor sich.

„Aber adoptiren Sie den jungen Wilden“, fuhr Schönstetten fort — „ich habe nichts dawider, wenn es zu Ihrem Glücke beiträgt ...“

„Vielleicht würde es das“, versetzte sie ... „vielleicht nicht; vielleicht würde, was jetzt nur eine flüchtig in mir auftauchende Idee ist, sich in mir festsetzen und die Ungewißheit, die Angst und Sorge vor der Enttäuschung mich unglücklich machen.“

„Das ist freilich möglich — die Enttäuschung würde nicht ausbleiben — auf irgend eine Weise würde sie eines Tages kommen und deshalb ist es besser, Sie schlagen sich ein für alle Mal den Gedanken aus dem Sinn!“ —

„Aus dem Sinn! Nun ja“, sagte Ottilie Ramberg mit einem bitteren Seufzer — „aus dem Sinn wie Alles, das wie Glück aussieht, aus dem Sinn wie Alles, das eine Hoffnung enthält, wie Alles, worin eine Versöhnung für die Leiden der Vergangenheit liegen könnte. Ich weiß, daß ich mir Alles aus dem Sinn schlagen muß; daß ich verurtheilt bin zu ewiger trauriger Vereinsamung, zur Verlassenheit!“

„Weshalb sagen Sie das mir, Ottilie? Wollen Sie mir einmal wieder weh thun? Sie verstehen

das so meisterhaft! Gott weiß, daß ich darunter leide, unter Ihrer Vereinsamung, unter allem, was Ihnen ein Schmerz ist — daß ich mein halbes Leben dafür geben möchte, Ihnen eine Lebenslage voll Glück und Sonnenschein zu erkaufen.

„Nuu ja, aber wenn dies mir nicht genügte, um mir Verlorenes zu ersetzen, dürften Sie mir einen Vorwurf daraus machen?"

„Nein, nicht daraus — aber ich darf Ihnen sagen, daß Sie mich früher Anderes hoffen ließen, daß Sie mir das Recht gaben, zu glauben, meine treue Hingebung sei Ihnen ein Gut geworden, das Sie schätzten, an dem Sie hingen."

„Wer sagt Ihnen, daß es nicht so ist?" entgegnete Ottilie. „Aber", setzte Sie hinzu, indem sie stolz den Kopf zurückwarf und mit einem Tone großer Härte: „Analysiren wir nicht unsere Gefühle, Sie wissen, ich liebe es nicht."

„Ich habe die Analyse nicht begonnen!" versetzte Schönstetten sichtlich verletzt.

Eine stumme Pause folgte. Dann, als ob sie bereute, ihm wehe gethan zu haben, hub Ottilie Ramberg mit milderem Tone wieder an:

„Ich bin nicht undankbar, Max. Ich weiß, was ich Ihnen schulde. Als ich nach dem Tode meines Mannes Ihnen schrieb, daß ich seine heimlich ihm angetraute Gattin sei, da nahmen Sie mich auf wie ein wahrer Ehrenmann, großherzig und warm! Sie sorgten für mich, Sie setzten mich in den Stand, dies freundliche Asyl, in dem ich lebe, zu gewinnen, Sie sorgten sich um mein Kind ... Sie kamen selbst zu mir und widmeten mir eine Freundschaft, die an Innigkeit und Wärme freilich nach und nach das überstieg, was ich annehmen durfte. Hab' ich es dennoch gethan, dann ...“

„Und weshalb durften Sie sie nicht annehmen“, unterbrach sie fast zornig Schönstetten — „was ums Himmels willen verbietet Ihnen, ein Gefühl zu erwiedern, das so edel und rein ist wie es je in der Brust eines Mannes lebte ...“

„Und doch muß ich es wiederholen: ich darf es nicht, Max; denn wohin soll es führen? Sie wissen recht gut, was zwischen uns steht ...“

„Ein dunkler Schatten ... nichts als ein Schatten!“

„Ein Schatten, ja!“ sagte Ottilie mit einem Seufzer halblaut.

„Wie kann man so klar und einsichtig sein, wie Sie, Ottilie, und sich dadurch für ewig gebunden fühlen?“

Ottilie schwieg eine Weile. Dann entgegnete sie: „Vielleicht haben Sie Recht, Max. Vielleicht bin ich thöricht!“

„Gewiß sind Sie es!“

Sie sah eine Weile zum Fenster hinaus. Dann sagte sie:

„Warum verheirathen Sie Geraldine nicht?“

„Verheirathen?“ rief überrascht Schönstetten aus. „Mit wem?“

„An Bewerbern kann es ihr nicht gefehlt haben. Rothenberg liebt sie — er hat mir seine Leidenschaft für sie gestanden ... er ist ein Mann vom gewinnendsten Aeußeren, aus einem guten Hause, und intelligent und ehrgeizig genug, um eine glänzende Laufbahn vor sich zu haben.“

„Rothenberg“ — rief Schönstetten überrascht aus ... „nun ja, sein Bestreben, ihr den Hof zu machen, habe ich bemerkt, allein nicht das geringste Anzeichen, daß Geraldine ihn liebt.“

„Wenn man seine Bewerbungen ermunterte, würde sich das machen!“

„Und Sie wünschen, daß ich das thue, Ottilie?"

„Verlangen Sie, daß ich das ausdrücklich gestehe, Max?"

„Nein", rief Schönstetten aus — „es ist genug. Ich werde nicht wider Rothenberg sein; aber ich werde meine Tochter dabei nicht zu beeinflussen suchen, das ist wider meine Grundsätze."

„Nun wohl, denken Sie darüber nach. Denn ich, ich bin bereit, Ihnen meine Hand zu geben!"

Sie streckte bei diesen Worten, ihn groß und forschend ansehend, ihm ihre Rechte hin.

Er ergriff sie, aber sie wieder sinken lassend, und leicht die Farbe wechselnd, versetzte er:

„Ich wußte ja, Ottilie, daß Sie nicht herzlos sind — ich bedarf dieses Beweises nicht erst, ich fordere ihn nicht."

„Sie fordern ihn nicht, Max, der Forderung hätte ich ihn auch nicht gewährt — was ich Ihnen biete, biete ich Ihnen als freie Gabe."

„Und ich, Ottilie", versetzte er tonlos und sich erhebend, um langsam, das Haupt gebeugt, die Arme auf der Brust verschränkend, im Zimmer auf- und abzugehen — „ich kann diese Gabe nicht annehmen — niemals!"

„Sie weisen meine Hand zurück?" fragte Ottilie Ramberg, nicht überrascht, sondern nur wie mit einem Tone scharfer Frage ... „das ist seltsam, Max — sehr seltsam ... ich meine, Sie haben darum geworben seit Jahren ..."

„Um Ihre Freundschaft, Ihre Liebe, Ihr Herz ... habe ich geworben ..."

„Ein ehrliches Weib gibt ihre Liebe nicht, ohne sich selbst zu geben!"

„Wenn sie es kann, sich selbst geben!"

„Wenn sie es nicht kann, gibt sie auch ihre Liebe nicht!"

„Das ist ein scharfes Urtheil, mit dem Sie tausend unglückliche Frauen verdammen."

„Mag sein. Ich will zu diesen Weibern nicht gehören!"

„Wie hart!"

„Ich denke und ich fühle so ... und Sie, Sie wollen mich unter diese Unglücklichen versetzen, Sie wollen meine Liebe, aber nicht meine Hand? Sie empören mich!"

„Wenn Sie so denken, dann mag es sein. Es mag sein, daß ich ein Unrecht beging, um Ihre Liebe zu erwerben. Mein Gefühl war stärker

wie ich! Aber verdiene ich in der That deshalb einen Vorwurf? Nein, ich läugne es . . . weshalb sollen nicht zwei Menschen sich mit den innigsten Gefühlen zugethan sein und darin das Glück ihres Lebens finden, ohne darum ihre Freiheit aufzugeben, um sich an einander mit Banden zu ketten, die drückend werden können, eben weil sie Bande sind . . ."

„Sie werden ja plötzlich wie ein Roué, Schönstetten", bemerkte Ottilie Ramberg, ihn fortwährend fixirend und beobachtend.

„Gott weiß, daß die Gesinnung eines Roués mir fern liegt!" versetzte Schönstetten, der dies Alles wie in tiefster innerlicher Erregung hervorstieß. — „Gott weiß, daß ich nicht so rede, weil meinem Gefühl für Sie das unbedingste Vertrauen fehlte . . ."

Ottilie Ramberg lachte bitter auf.

„Glühende Liebe — unbedingtestes Vertrauen — und doch geben Sie mir einen Korb! Und doch reden Sie zu mir, wie — nur wie ein hochgeborener Graf zu einer bürgerlichen Person zu reden pflegt!"

„Ottilie!" rief Schönstetten aus . . . „bei

Gott, das habe ich nicht von Ihnen verdient! Sie wissen das auch recht gut, und es ist abscheulich von Ihnen!"

„Was weiß ich recht gut? Ich sehe nur, daß Graf Schönstetten, der mir seit Jahren den Hof macht, jetzt wo ich seine Bewerbung annehme, wo ich ihm mit einem großen Entschlusse der Hingabe entgegenkomme, plötzlich eine andere Sprache redet."

„Nein, nein, das ist ein ungerechter Vorwurf, Ottilie; um Ihre Hand beworben habe ich mich nie... ich habe Sie kennen lernen, ich habe Sie mit warmer Theilnahme wie eine Schwester begrüßt; Ihr klarer entschiedener selbstbewußter Geist hat mich dann mächtig angezogen und in seine Anschauungen gerissen — er hat mich gefangen genommen, sich meines Gefühls bemächtigt..."

„Das lautet fast wie eine Anschuldigung — wenn der Nachsatz hinzukommt: aber weiter lasse ich mich nicht führen — nicht binden!"

„Wollt' ich den Nachsatz sprechen? Sie nehmen Alles unsäglich scharf und bitter heute, Ottilie", versetzte Schönstetten, indem er die Tropfen

Schweißes, die auf seine Stirn getreten waren, sich abtrocknete.

„Und das wundert Sie — wundert Sie, nach dem, was Sie mir vorhin gesagt haben?"

„Und Sie sehen nicht, daß mich selbst das zur Verzweiflung bringt, was ich eben Ihnen sagen — mußte?"

„Mußte? Weshalb? Nehmen Sie der Sache wenigstens den Stachel für mich, daß Sie offen mit der Sprache herausgehen, daß Sie mir rückhaltloses Vertrauen zeigen. Was stürzt Sie in diese angebliche Verzweiflung, was anders kann es sein, als der Standeshochmuth, der über alle Ihre gerühmten leidenschaftlichen Gefühle siegt und . . ."

„Ich bitte Sie, Ottilie, reden Sie nicht weiter so, Sie wissen nicht, wie furchtbar wehe Sie mir damit thun . . ."

„Nun wohl dann, reden wir überhaupt nicht weiter davon. — Ich muß mir ja ohnehin den Vorwurf machen, schon zu viel geredet zu haben! Sie könnten den Argwohn fassen, ich wolle Ihren Entschluß bekämpfen, ich wolle meine Hand Ihnen aufdrängen — und das ist wahrhaftig nicht der Fall!"

„Ottilie, Ottilie, wenn Sie wüßten, wie wehe Sie mir mit diesen Worten, diesem Tone thun! O mein Gott, ich mußte ja so sprechen und das größte Glück, welches mir je geboten werden konnte, zurückweisen, weil ...“

„Nun, weil?“ fragte sie ruhig und kühl.

„Weil“, versetzte er, wie mit einem großen Entschluß der Verzweiflung die Worte hervorstoßend, „weil ich nicht weiß, ob Sie so, so ganz frei sind, um Ihre Hand vergeben zu können! —“

„Ich nicht frei?“ sagte sie aufschauend. „Und das sagen Sie mir — Sie, der eben noch von einem Schatten sprach, der den todten Bruder selbst in seine letzte Ruhestätte gebettet hat?“

„Ich, der sein Erbe geworden ist — Sie haben mir das Wort entrissen — halten Sie es nun geheim in Ihrer tiefsten Brust, lieber noch, vergessen Sie es wieder, knüpfen Sie keine Folgerungen weiter daran, denken Sie nicht, daß mein Bruder jemals wieder vor uns erscheinen könnte — das ist unmöglich — aber möglich ist, daß er noch lebt und daß Sie — also nicht frei sind!“

„Aber wie, um Gotteswillen ...“

„Das, Ottilie, ist ein Geheimniß, in das keines

Menschen Auge je dringen wird. Niemand auf Erden wird es je ergründen, ich, der allein es kennt, werde es Niemandem anvertrauen und wenn Sie für mich die geringste Rücksicht haben, so fragen Sie nie, niemals danach!"

Er war stehen geblieben und sah sie mit einem flehentlichen Blicke an.

Sie begegnete diesem Blicke mit demselben kalten, forschenden Ausdruck, den gerunzelten Stirnfalten, der ruhigen, keinerlei Ueberraschung zeigenden Miene.

„Es ist ein seltsames Verlangen", sagte sie dann, „daß ich nicht forschen soll nach einem Geheimniß, welches mich so entsetzlich nahe berührt!"

„Sie haben es mir ausgepreßt, was ich Ihnen nicht hätte sagen sollen — nun seien Sie großmüthig, Ottilie!"

Sie sah schweigend zum Fenster hinaus.

„Wenn ich Ihnen schwöre", fuhr er fort, „daß weiteres Forschen vollständig nutzlos für Sie sein würde; und daß, wenn Sie auch auf den Grund des Geheimnisses kämen, es Ihre, es unsere Lage auch nicht im geringsten beeinflussen oder ändern könnte . . ."

Sie zuckte die Achseln.

„Lassen wir die Sache denn fallen", versetzte sie. „Sprechen wir nicht weiter davon. Es mag genug sein, genug, daß ich gesehen, Sie bergen ein Geheimniß vor mir . . ."

„Gott weiß, das es schwer auf mir lastet!"

Damit warf sich Schönstetten wieder in die Sopha-Ecke. Er versuchte das Gespräch auf andere Dinge zu lenken, aber Ottilie Ramberg ging nur sehr einsylbig darauf ein. Schönstetten erhob sich nach einer Weile und reichte ihr die Hand:

„Ich will gehen. Adieu, meine Freundin. Grollen Sie mir nicht! Ich bin viel, viel mehr zu beklagen, als ich Ihren Groll verdiene. Glauben Sie es mir! Sagen Sie mir, daß Sie mir nicht grollen!"

„Weshalb sollte ich Ihnen grollen? Um urtheilen zu können, müßte ich wissen, was Ihr Handeln bestimmt. Und das wird mir ja vorenthalten . . ."

Es war, als ob Graf Schönstetten fürchte, daß sie auf ein peinliches Thema zurückkomme — er drückte ihre Hand, er zog ihre Finger an seine Lippen und ging rasch davon.

„Also dies Geständniß hätten wir errungen!"

sagte sie, ihm nachschauend, mit einem eiskalten Blick — „und nun ... wie weiter?“

Sie stützte ihre Stirn auf die Hand und blickte sinnend, sich in Gedanken verlierend, zu Boden. Endlich erhob sie sich und ging an ihren Schreibtisch. Es war ein Billet an Rothenberg, das sie schrieb, in ihrer großen klaren Handschrift mit scharfspitzigen Buchstaben. Sie bat Rothenberg darin um seinen Besuch.

Rothenberg kam schon in einer frühen Nachmittagsstunde. Ottilie Ramberg empfing ihn auf dem Gartenplatze vor dem alten Thurm. Im Innern des Gebäudes war Hugo beschäftigt, bei seinen Thieren. Er hatte nämlich behauptet, daß sie da einen viel besseren Aufenthalt jetzt, während der heißen Sommertage, hätten, als in den engen Zimmern von seinem und Emil Hattstein's Quartier. Man hatte ihm seine kleine Menagerie hinübertragen müssen ... er hatte stillschweigend angenommen, daß sein Hauptquartier fürs erste das Haus und der große freundliche Garten der Frau Ramberg sei, in dem er jetzt schon wieder sich zu beschäftigen, den Vögeln nachzustellen, am Flußufer zu angeln, Bäume zu ersteigen und Spa-

liere zu zerbrechen begann. Emil's Bemerkungen, daß er heimkehren müsse, daß er nicht länger Frau Ramberg lästig fallen dürfe, nahm er mit dem passiven Widerstande des Schweigens oder mit den Worten auf:

„Ich liebe Frau Ramberg. Warten Sie doch ab, ob sie mich zum Hause hinauswirft!" —

Während er drinnen wirthschaftete, unterhielten sich Frau Ramberg und Rothenberg in einem gedämpften Tone mit einander, der bewies, daß der Gegenstand ihres Gesprächs beide gleich sehr in Anspruch nahm.

„Ihr Vertrauen ist so groß, so ehrend für mich", sagte Rothenberg, „daß ich schon deshalb allein das Aeußerste thun würde, Sie zu verpflichten, um Ihnen zu zeigen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin!"

Ottilie Ramberg lächelte trübe vor sich hin und antwortete dann scharf und bestimmt:

„Vertrauen, Dankbarkeit... meine Erfahrungen haben mich nicht gelehrt, viel Gewicht auf solche Worte zu legen. Vielleicht führen mich die Verhältnisse viel mehr zu Ihnen, als ein besonderes Vertrauen..."

„Lassen Sie trotzdem mich daran glauben..."

„Ich will es Ihnen nicht wehren. Aber ich verhehle Ihnen nicht, daß meine Hoffnung, Ihren Beistand zu erhalten, sich darauf stützt, daß unser Interesse in gewisser Beziehung Hand in Hand geht. Darum habe ich mich entschlossen, mit Ihnen zu reden ...“

„Und ich schwöre Ihnen, daß Sie es nicht bereuen werden!“

„Es kam hinzu“, fuhr Ottilie Ramberg fort, „daß Sie neulich Äußerungen fallen ließen, die mich fortwährend beschäftigt haben; und längst hatte ich mir ja gesagt, daß ich allein nicht weiter komme, sondern eines Beistandes bedarf.“

„Und unser Interesse an der Sache? In wiefern ist es ein gemeinsames?“ fragte Rothenberg.

„Sie haben mir verrathen, daß Sie die Hand Geraldinens wünschen ...“

Rothenberg erröthete ein wenig.

„Ich läugne das nicht“, sagte er, um die Offenheit mit Offenheit zu erwiedern.

„Und was ich von Ihnen wünsche“, fuhr Frau Ramberg fort, „ist, daß Sie mir beistehen, in eine Lage zu kommen, in welcher ich Ihren Wünschen eine mächtige Förderung gewähren kann ...“

„Verfügen Sie unbedingt über mich“, fiel Rothenberg eifrig ein.

„Hören Sie mir zu. Ich bin vermählt mit einem älteren Bruder des Grafen Schönstetten, der auf der Jagd umgekommen sein soll. Graf Schönstetten ist danach der Majoratserbe geworden. Aber um den Tod jenes älteren Bruders liegt ein Geheimniß. Ich muß in den Besitz dieses Geheimnisses kommen um jeden Preis. Erhellt es sich so, daß der ältere Bruder noch unter den Lebenden, so ist der jüngere mit Unrecht im Besitze seines Erbes, und ich habe dann Macht genug über ihn, um ihnen die Hand seiner Tochter zuzusichern. Mir ist es nicht um das Erbe zu thun. Ich will Klarheit, Gewißheit, will Mann und Kind mir zurückgegeben haben, wenn sie noch unter den Lebenden sind.“

„Aber was Sie mir von Ihren Verhältnissen anvertrauten . . .“ sagte Rothenberg erregt.

„Ich glaube, es genügt, wenn ich Ihnen noch folgendes davon sage“, fiel Ottilie Ramberg ein. „Ich wurde getraut mit dem Grafen Andreas Schönstetten, aber ich lebte nicht bei ihm auf seinen Gütern; erst später sollte ich ihm dahin

folgen, wenn er unsre Ehe von den Verwandten habe anerkennen lassen. So lange wohnte ich bei meinem Bruder, einem Maler, der jetzt in Rom lebt, in einer süddeutschen Stadt. Ich hatte einen Sohn, den Graf Andreas in einer von seinen Gütern nicht entfernt liegenden Gegend in ländlicher Stille erziehen ließ. Ich erhielt nun vom Grafen Max Schönstetten eines Tages einen Brief, worin er mir meldete, daß sein älterer Bruder umgekommen, daß er von einem Jäger auf der Jagd erschossen sei; daß er, jetzt der Majoratsherr, aus den Papieren seines Bruders dessen Verheirathung und die Existenz unseres Kindes ersehen; daß er in alle Pflichten des verstorbenen Bruders eintrete und fortfahren werde, mir mein Jahrgehalt zu zahlen und für mein Kind zu sorgen. An der Wahrheit seiner Mittheilungen zu zweifeln, hatte ich nicht den mindesten Grund. Ich dankte dem Grafen Max; es entspann sich auf natürlichem Wege, durch unsere Beziehungen geknüpft, ein Briefwechsel, der zu einer gegenseitigen Freundschaft führte. Mein Bruder zog mit mir aufs Land und mußte sich von da flüchten, weil er sich politisch compromittirt hatte. Als ich Max

Schönstetten meine verlassene Lage in einem zwar reizend gelegenen, aber von der Welt abgeschnittenen, aller geistigen Hülfsquellen entbehrenden, alles Umgangs für mich baaren Dörfchen in Würtemberg klagte, erbot er sich, mir ein passenderes Asyl zu suchen und wählte hier in O. dies aus, das ich mir gern gefallen ließ. Auf der Reise aus Schwaben beabsichtigte ich mein Kind abzuholen und mit mir hierher zu bringen. Aber am Abend vor meiner Abreise erhielt ich einen Brief des Grafen Max, worin er mir mittheilte, daß mein Kind an einem Scharlachfieber gestorben sei."

„Auch das Kind todt?" rief Rothenberg aus.

„Todt!" wiederholte Ottilie Ramberg tonlos. „Ich besuchte trotzdem den Ort, wo es erzogen wurde — ich wollte sein Grab sehen. Und man zeigte es mir. Man erzählte mir alle Details seiner letzten Krankheit. Man zeigte mir das Blatt im Kirchenbuche, worin sein Tod verzeichnet stand. Aber ein alter Mann, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ, ein Nachbar der Leute, denen mein Kind anvertraut war, sagte mir auch, daß er an dem düsteren Herbstabende, worin das Kind gestorben, einen hohen starken Mann

lange Zeit unbeweglich vor dem Hause habe stehen sehen. Er beschrieb mir diesen Mann, von dem er nicht wußte, von wannen er gekommen, noch wohin er gegangen, beschrieb mir Haltung und Aeußeres, so gut er vermochte und diese Beschreibung senkte den Keim einer furchtbaren Beunruhigung in meine Seele. Das Bild des hochgewachsenen Mannes vor der Thüre meines Kindes am dunklen Herbstabend stand mir fortwährend vor Augen, und ich konnte nicht anders als meinen Gemahl darin sehen, der doch erschossen sein sollte, dessen Tod das schwarze Gewand bezeugte, in das ich vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt war! Meine Phantasie begann zu arbeiten, sich Combinationen auszudenken, Verwickelungen, verbrecherische Handlungen zu ersinnen, in Folge deren es möglich wurde, einen lebenden Menschen so zu beseitigen und den Augen der Welt zu entrücken, daß man dreist und ohne Sorge, von irgend einer Seite Widerspruch zu erfahren, sagen dürfte: er ist todt!"

„So kam ich hier an und nachdem ich meine erste Einrichtung getroffen, kam Graf Max Schönstetten, mich aufzusuchen. Hatten seine Briefe mich

für ihn eingenommen, so that es seine Erscheinung noch mehr. Und doch konnte ich ihn nicht mehr mit dem Auge rückhaltlosen Vertrauens betrachten: ich mußte beobachten, ihn zu erforschen streben, und ich nahm wahr, daß eine gewisse Unruhe und Rastlosigkeit sich in einen Charakter mische, in den dieser Zug sonst nicht zu passen schien; ein hochgemutheter, selbstbewußter, mit ansehnlichem Besitz ausgerüsteter Aristocrat, woher kam dem dieser Anflug von Unstätigkeit, dieses von Zeit zu Zeit sich äußernde Gefühl von innerer Gedrücktheit und von Unbehagen? Auf der andern Seite deutete nichts in dem Wesen und dem Charakter Max Schönstetten's an, daß er eines Verbrechens fähig sei. Schon die ausdauernde beharrliche Energie, welche dazu nöthig ist, ein Verbrechen einzuleiten und auszuführen, fehlt ihm — seine Energie ist nur eine stoßweise, die nur im ersten Anlauf ein Ziel erobern, aber nicht mit beharrlichem Mühen es sich gewinnen kann. Sein Benehmen mir gegenüber war edel und voll Großmuth. Er stellte es mir anheim, ob ich als die Wittwe seines Bruders auftreten wolle; er war seinerseits bereit, mich als solche anzuerkennen —

aber ich lehnte es ab, weil es nichts Verlockendes für mich hatte, die Gräfin zu spielen... mein Kind war todt — mir selbst schien es nur eine Last, Ansprüche auf eine Stellung verfechten zu sollen, die mir nichts geben konnte, deren angebliche Vortheile vollständig inhaltlos für mich waren. Ich blieb was ich war, eine bürgerlich geborene und lebende Frau..."

„Sie hatten Recht", fiel Rothenberg lächelnd ein — „wenn man von der Natur so hoch gestellt und vornehm ist..."

„Machen Sie mir keine Complimente", unterbrach ihn Ottilie Ramberg scharf, „sie verdürben mir die Laune, weiter zu erzählen. Hören Sie mir zu. Ich versuchte, Max Schönstetten in harmloser Weise über das Ende meines Mannes auszuforschen, ihn zum Reden darüber zu bringen. Aber es gelang mir nicht. Auf directe Fragen gab er ausreichende, aber kurze Antworten, immer sichtlich bemüht, von dem Gegenstande loszukommen. Ich forderte einen Todtenschein. Er brachte ihn mir, regelrecht und vollgültig ausgestellt..."

„Und doch..."

„Und doch mehrten sich meine Zweifel nur; denn — es mochte ein halbes Jahr sein, nachdem ich hier angekommen — eines Tages brachte die Post mir einen Brief, mit dem Postzeichen Chicago, der von dort nach meinem früheren Aufenthaltsort gesendet und von daher mir nachgeschickt worden war. Er enthielt die laconischen Worte... aber lesen Sie selbst, ich habe den Brief zu mir gesteckt!"

Sie zog ein halbvergilbtes Papier hervor und reichte es Rothenberg.

Dieser las die Worte:

„Betrachten Sie sich immerhin als Wittwe, aber halten Sie sich nicht für frei, bis Sie aus diesem Lande die Nachricht bekommen, daß Sie es seien. Es ist dafür gesorgt, daß Ihnen diese Nachricht wird. Läßt man Sie ohne Mittel, bedürfen Sie Geld, so schreiben Sie an Mrs. Tuckersmiths u. Cie., New-York, Broadway 176.

Rothenberg wendete das Blatt um, es enthielt keine Silbe mehr, keine Unterschrift, kein Datum.

„Das ist freilich räthselhaft!" rief er aus — „und haben Sie sich an Mrs. Tuckersmiths u. Cie. gewendet."

„Ja — nicht um Geld, dessen ich nicht bedurfte, sondern um Auskunft . . .“

„Und Sie erhielten keine?“

„Eine kurze Antwort, daß mir eine kleine Summe, bis zum Belaufe von 500 Dollars, dort zur Disposition gestellt sei, durch ein Handelshaus in einem der inneren Staaten, welches man nicht autorisirt sei, namhaft zu machen.“

„Seltsam in der That! Die Handschrift dieses Briefes ist Ihnen fremd?“

„Völlig . . . aber“, unterbach sich Ottilie Ramberg hier, sich plötzlich erschrocken wendend — „was machen Sie da, Hugo?“

Hugo stand hinter ihnen, ohne daß sie ihn hatten kommen und sich nähern hören.

Er lachte. „Weil ich Sie so angelegentlich zusammen plaudern sah, ergriff mich die Lust, Ihnen zu zeigen, wie die Wilden unhörbar durchs Gebüsch schleichen, und Sie dann ein wenig zu erschrecken!“

„Glaubten Sie, eine solche Ueberraschung sei mir angenehm oder discret?“ fiel Frau Ramberg mit ihrem schärfsten Tone ein.

Hugo antwortete nichts, er blickte nur flüchtig

wie beobachtend auf das Papier, welches Frau Ramberg jetzt zusammenfaltete und in ihrem Kleide verbarg; und dann lief er wie sorglos und unbekümmert davon, in den Garten hinein.

„Diese Wildenkünste sind unbehaglich“, sagte Ottilie Ramberg, ihm nachschauend.

„Er kann unmöglich mehr als einige Worte von unserem Gespräch gehört haben!“ bemerkte Rothenberg. „Ich bitte, fahren Sie fort.“

„Sie wissen jetzt so ziemlich Alles“, entgegnete sie. „Sie können sich selbst vorstellen, wie unter dem Einfluß dieser beunruhigenden Thatsachen mein Verhältniß zu Max Schönstetten sich gestaltete; wie ein nicht zu bewältigender Argwohn mich hinderte, seine warme Hingabe so zu erwidern, wie ich es sonst vielleicht gethan hätte. Ein paar Mal und auf kurze Zeit kam ich mit Geraldine zusammen. Mit dem Instinct des Weibes errieth sie das Verhältniß ihres Vaters zu mir, und glaubte in mir eine kalte egoistische Natur zu erkennen, der sie ihre ganze Antipathie zuwandte. Ich habe ihr nie darum gezürnt. Aber ich habe ihrem Vater angedeutet, daß sie zwischen uns stehe und ich habe, um ihn endlich zu einer Erklärung zu zwingen,

ihm meine Einwilligung, die Seine zu werden, ausgesprochen, wenn Geraldine sich vermählen würde. Er war nun gezwungen, sich auszusprechen."

„Freilich, ein guter Schachzug!" fiel Rothenberg ein. „Und er sprach sich aus?"

„Ja, er wies meine Hand zurück, er gestand mir, daß ich nicht frei sei; aber dies war auch Alles, was ich ihm entriß, keine Silbe mehr. Ich erhielt die Bestätigung dessen, was ich wußte, und die Ueberzeugung, daß ich, um mehr zu erhalten, andere Wege einschlagen müsse, daß ich allein nicht weiter komme. Und diese Ueberzeugung führt mich zu dieser Mittheilung an Sie. Sie haben mir Andeutungen gemacht, die ich aufgeklärt sehen möchte, Sie haben ein Interesse in dieser Sache, wenn Sie sich um Geraldine bewerben wollen..."

„Gewiß ein doppeltes Interesse, nicht das letztere blos, sondern auch das für Sie, meine gnädige Frau", fiel lebhaft Rothenberg ein. „Was ich thun kann bei dieser Sache, das, darauf verlassen Sie sich, wird gewiß geschehen!"

Er blickte auf den Boden und zeichnete mit der Spitze seines Degens Figuren in den Sand.

„Das, was zunächst liegt", sagte er dann, „wäre

eine kleine Reise nach New-York, Broadway 176, um dort den Auftraggebern der Firma Tuckersmiths nachzuspüren... aber wen senden? Und ich selbst bin durch meinen Dienst gebunden! Wir müssen also sehen, was sich von hieraus erreichen läßt!"

„Und was glauben Sie..."

„Lassen Sie mich darüber nachdenken, meine gnädige Frau... und nennen Sie mich nicht indiscret, wenn ich eine Frage stelle: lieben Sie Max Schönstetten..."

„Habe ich Ihnen über mein Verhältniß zu ihm nicht genug gesagt... ich meine, es bedürfte nichts weiter!"

„Genug, nun ja, und doch nicht genug. Ich möchte wissen, ob es eine Grenze gibt, an der Ihr Gefühl für ihn der Untersuchung der Thatsachen ein Halt gebieten würde?"

„Nein, eine solche Grenze gibt es nicht", antwortete Ottilie Ramberg nach kurzem Besinnen. „Wenn mein Gefühl für ihn eine solche Grenze zöge, meine Pflicht gegen den, der die ersten Rechte auf mich hat, würde sie nicht gestatten — und — was meine Natur vor allen Dingen zuerst verlangt, ist unbedingte Wahrheit!"

Die ich doch nicht immer gebe! sagte sich Rothenberg im Stillen, an den Widerspruch denkend, der in diesem Ausspruch und dem zwiespältigen Verhältniß Ottiliens zu Max Schönstetten zu liegen schien. Aber, setzte er für sich hinzu: Es ist ja ein altes Privilegium der Frauen, ihres inneren Widerspruchs sich nicht bewußt zu werden!

„Das, worauf mein Wille, mein einziges Verlangen, die ganze ausschließliche Kraft meiner Seele mit ihren Wünschen sich richtet, das ist, meinen Mann und mein Kind wiederzuerhalten", fuhr Ottilie fort.

Rothenberg wollte etwas antworten, als sie durch nahende Schritte grstört wurden. Es war Emil Hattstein, welcher kam, um sich nach seinem Zögling umzusehen. Hugo war verschwunden. Man sah und hörte ihn nicht. Emil ging, ihn zu suchen. Endlich, nachdem er mehrmals vergeblich seinen Namen gerufen, entdeckte er ihn, auf einem alten verwachsenen Ast sitzend, welcher sich über den Fluß ausstreckte, der den Garten begrenzte. Er saß da, wie tief in Gedanken verloren, nur zuweilen schlug er mit der Spitze seines Stiefels auf das sacht unter seinen Füßen sich fortschiebende Wasser.

„Das ist ein merkwürdiger Platz, den Sie sich da ausgesucht haben, Hugo“, sagte Emil. „Glauben Sie, das Sitzen über dem kühlen Wasser, während die Abendluft kommt, sei Ihnen zuträglich? Was treiben Sie denn da?“

„Was ich treibe“, antwortete Hugo ohne aufzublicken, „ich zähme Frösche.“

„Frösche zähmen Sie? Unsinn!“

„Nein, nein... ich verstehe das; sie gehorchen mir und wie ich ihnen den Takt mit dem Fuße aufs Wasser schlage, so tanzen sie da unten. Kommen Sie neben mich und Sie werden da unten auf dem Grunde ein höchst komisches Duett sehen... ich habe nur damit zu thun, sie in Schranken zu halten, daß sie nicht zu sehr in den Cancan verfallen und unanständig werden. Die älteren Herren aus der Gesellschaft haben eine schwer zu bezwingende Neigung dazu...“

„Das sind seltsame Reden, die Sie da führen, Hugo“, sagte verweisend Emil, „und jetzt kommen Sie von Ihrem Sitze herunter, es schadet Ihnen.“

Hugo erhob sich.

„Ist nicht das Hauptland der Frösche, Hol-

land?" fuhr er dabei fort... „ich möchte einmal dahin gehen, um..."

„Sich da als Froschtanzmeister zu etabliren?"

„Um eine Probe meiner Kunst im Großen zu geben. Wirklich. Ich würde dabei Ihren Freund in Holland besuchen, der Ihnen von Zeit zu Zeit schreibt; er wohnt in..."

„Swammerdam."

„Swammerdam — richtig — wo liegt das, und wie gelangt man dahin?"

„Man geht westwärts von hier, über Deventer, Zwolle, an die See..."

„Und würde Ihr Freund mich freundlich aufnehmen? Haben Sie ihm von mir geschrieben?"

„Gewiß. Auch würde er Sie freundlich aufnehmen, das heißt, wenn Sie ihm keine tollen Streiche machten und sich nicht etwa als Froschtanzmeister oder gar als Seiltänzer bei ihm einführten..."

„Ach, das war ja ein bloßer Scherz", rief Hugo aus und sprang von dem Ast, auf dem er zu Emil's Sorge bis jetzt stehend balancirt hatte, mit einem kühnen Satz ans Ufer.

Beide gingen jetzt zu dem Platze, wo Frau

Ramberg und Rothenberg noch in angelegentlichem Gespräch zusammensaßen. Da es Abend wurde, mußte Hugo ins Haus. Frau Ramberg ging mit ihm, und die beiden jungen Männer begaben sich heim.

Rothenberg fragte Emil Hattstein, als sie den Garten der Frau Ramberg verlassen hatten, nach seinen Arbeiten; Emil antwortete ausweichend, es war ihm immer unbehaglich, über eine im Entstehen begriffene Arbeit, die sich ihm während des Schreibens erst gestaltete, Auskunft geben zu sollen — es war überhaupt seiner aristokratischen Natur zuwider, als ein der Oeffentlichkeit angehörender Mensch betrachtet zu werden, dem jeder neue Bekannte bei der ersten Vorstellung glaubt, den Zoll eines Compliments zahlen zu müssen und eine gütige Erkundigung nach seinem nächsten Werk schuldig zu sein. So antwortete er leichthin:

„Ich habe eine kurze Reihe von originellen Menschen zu zeichnen begonnen — ein halbes Dutzend seltsamer Charaktere ..."

„Das ist eine interessante Aufgabe — in unserer nüchtern vernünftigen Zeit sind die Originale,

je seltener sie geworden, natürlich desto mehr im Werth gestiegen. Man kann sagen, Originale waren niemals so beliebt wie heute; wunderlich genug, daß unter solchen Umständen so wenig Leute Lust zeigen, Originale zu werden. — Schildern Sie in Ihrer Reihe Ihren künftigen Schwiegervater Fresenborg . . . Der Mann schien mir nicht ganz unwürdig, in eine solche Gallerie zu kommen!“

„Ach, wo denken Sie hin“ antwortete Emil achselzuckend.

„Nun ja, ja, ich weiß, Sie wollen nicht, daß man Ihr Verhältniß berührt, verzeihen Sie mir . . . ich hatte vergessen, was ich Ihnen versprochen — aber Sie haben mir auch etwas versprochen.“

„Ich? daß ich nicht wüßte . . .“

„Doch, doch — mir einen Dienst zu leisten.“

„Einem Bekannten einen Dienst zu leisten bin ich gern bereit, ohne . . .“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen“, fiel Rothenberg ein. „Aber wenn der Bekannte nun ein bescheidener Mensch ist, der den Dienst nicht gern in Anspruch nimmt, ohne die Beruhigung zu haben, daß er ihn in gewisser Weise, wenn auch nur durch eine Discretion, erwiedern kann!“

„Wenn Sie's denn durchaus so fassen wollen", sagte Emil Hattstein lächelnd, „so sagen Sie mir, durch welchen Dienst soll ich Ihre Discretion mir verdienen?"

„Verdienen! Welches Wort! Als ob ich nicht auch so Ihnen gern..."

„Nun, kommen wir zur Sache!"

„Sie schildern unter Ihren Originalen gewiß auch einen Mann in reiferen Lebensjahren, von einsiedlerischen und menschenfeindlichen Gewohnheiten... das ist ja das Gewöhnliche bei ungewöhnlichen Charakteren!"

„Allerdings thue ich das... schon der erste, dessen Charakterskizze ich vollendet habe, ist ein einsiedlerischer Mensch, der früher eine Art Krater heftiger Leidenschaftlichkeit gewesen zu sein scheint und jetzt die Menschen, vor Allen aber die Aristokraten haßt..."

„Vortrefflich... wir können ihn aufs Beste verwenden!"

„Verwenden — wozu?"

„Hören Sie. Wenn Sie diesen Charakter geschildert haben, so werden Sie als Abschluß für Ihr Lebensbild auch wünschen, angeben zu können,

durch welche Schicksale der Mann das geworden ist, was er ist. Oder haben Sie das schon gethan?“

„Nein — ich habe nur einige Andeutungen gegeben, dahin, daß in seinem Leben ein großer Schmerz eine Rolle spielen mußte, eine verschmähte Liebe, eine große Ehrenkränkung, herbeigeführt durch aristokratische Vorurtheile oder Einrichtungen . . .“

„Das genügt nicht, das genügt nicht“, unterbrach ihn lächelnd Rothenberg... „die Aristokratie“, setzte er lächelnd hinzu, „ist, glaube ich, auch ein wenig Ihre bête noire, weil Sie innerlich dazu gehören und sich mit dieser Natur in Widerspruch setzten, als Sie bei Fresenborg Holz- und Liebeshandel betrieben — nun, nichts für ungut! Erlauben Sie mir, Ihnen folgende Geschichte zu erzählen . . . und dann verwenden Sie sie in Ihrer Arbeit, schieben Sie sie Ihrem menschenfeindlichen Originale als Erklärung unter, als die Genesis seiner Seltsamkeit, seiner Isolirungssucht.“

„Ich höre“, sagte Emil.

„Auf einem in einsamer Berg- und Waldgegend liegenden Gute — Sie können die alte Burg so einsam, abgeschieden und romantisch schil-

dern, wie Sie Lust haben — hausen zwei Brüder aus einem, sagen wir gräflichen Geschlechte. Sie wohnen während der Jagdzeit mit wenigen Leuten da, der eigentliche Stamm- und Wohnsitz liegt anderswo, der Welt näher gerückt. Der ältere Bruder ist Stammherr, die Besitzungen sind Majorat, der jüngere ist mit einer winzigen Leibrente abgefunden. Der ältere ist ein Mann von furchtbarer Leidenschaftlichkeit, wenigstens von einem unbezähmbaren Jähzorn beherrscht, dessen Anfälle ihn gänzlich unzurechnungsfähig machen. Der jüngere ist ein ruhigerer, doch im Ganzen sanguinischer, von Leichtsinn nicht freier Mensch, dessen gräfliche Bedürfnisse sich weiter erstrecken, als die winzige Leibrente reicht, der deshalb gegen seinen bevorzugteren Bruder, ich will nicht just behaupten Neid oder Haß hegt, denn seine sanguinische Natur leidet mehr an Aufwallungen, als an so starken energischen Gefühlen — aber der die bevorzugtere Stellung des Bruders doch empfindet, sich innerlich mehr oder weniger dawider auflehnt."

„Wie es auch nicht anders möglich ist!" schaltete Emil ein.

„Nun ja", fuhr Rothenberg fort. „Eines

frühen, sehr frühen Morgens, während noch die Herbstnebel in den Wipfeln der Bäume hängen, sind beide Brüder allein mit einem Jäger, einem großen kräftigen Manne von der Statur des älteren Grafen, im Gebirgswald. Hier läßt der Jäger sich etwas zu Schulden kommen, was den Zorn des älteren Grafen erweckt. Auf seine heftigen Vorwürfe antwortet der Jäger unwirsch; der Graf, seiner kaum mehr mächtig, jagt ihn augenblicklich aus dem Dienst; der Jäger antwortet mit einer frechen Drohung; er wirft dem Grafen vor, daß er heimlich mit einer tief unter ihm stehenden oder gar seiner unwürdigen Person verheirathet sei; Menschen, die man bei solchen das Licht scheuenden Verhältnissen gebraucht habe, jage man nicht so ohne Weiteres zum Teufel — oder Aehnliches, was Ihre Phantasie ausmalen mag. Nun nimmt der Graf, völlig in Berserkerwuth und von Sinnen, seine Doppelflinte auf, schlägt an und schießt dem Jäger die schweren Schrotladungen beider Läufe ins Gesicht. Der Jäger stürzt zusammen, ein Stoßseufzer, oder wenn Sie wollen, ein Schrei ... und der Unglückliche verendet. Der jüngere Graf, der zu spät herbeigestürzt ist, um seinem

Bruder in den Arm zu fallen, steht vor Schrecken erstarrt. Der Aeltere blickt, auf sein abgeschossenes Gewehr gestützt, mit düsterer Miene auf den Sterbenden nieder. Nach einer Weile läßt er das Gewehr fallen, die Arme niedersinken und wirft sich neben der Leiche nieder mit einem aus tiefster Brust kommenden: Gott sei meiner Seele gnädig!"

„Aber diese Geschichte" — rief Emil hier gespannt aus — „ist doch nicht etwa wirklich vorgekommen?"

„Hören Sie weiter. Der jüngere Graf erhält bald seine Besinnung wieder — bald auch die Fähigkeit, die Folgen der That zu übersehen und — zu rechnen. Er sieht seinen Bruder gebrochen, willenlos vor sich liegen.

Andreas, sagt er zu ihm, nehmen wir an, der Name sei Andreas, er ist so gut wie ein anderer — Andreas, Du hast ein scheußliches Verbrechen begangen, das Dich auf das Schaffot bringen und den Namen unseres Geschlechts auf ewig schänden wird. Das aber soll, das darf nicht geschehen, so lange ich da bin. Es giebt nur einen Weg, den entsetzlichen Folgen dieses

Verbrechens für Dich und unser Haus zu entgehen. Der Todte da ist von Deiner Statur, Bart und Haar sind dunkel wie bei Dir; sein Gesicht ist durch die Schüsse völlig zerrissen und entstellt. Du nimmst ihm seine Kleider, Du legst ihm statt deren die Deinen an und während Du aus der Welt verschwindest, muß es heißen: Graf Andreas ist von seinem Jäger, durch ein unglückliches Spiel des Zufalles, auf der Jagd erschossen, der Jäger hat sich im Schrecken über seine That geflüchtet!"

Der Mörder hört schweigend diese Worte an; seine Kraft ist durch das über ihn kommende Bewußtsein seiner That gebrochen; er ist nicht der Mann, in diesem Augenblicke Widerstand zu leisten wider eine starke Willenskraft, die ihm entgegentritt und ihn unterwirft.

„Du gehorchst, Andreas, augenblicklich", fährt der jüngere Graf fort; „Du bist ein unwürdiges Glied unseres Stammes und ich, der ich weiß, was ich seiner Ehre und dem Namen unserer Väter schulde, ich trete in diesem Augenblicke in ihrem Namen Dir entgegen. Ich will, daß Du thust, was ich Dir befehle ... ich will's, unter=

wirf Dich, oder ich selber lasse Dich vor den Richter schleppen und noch vor Mittag liegst Du im Kerker!"

Andreas sieht scheu zu dem so redenden Bruder auf, über den plötzlich eine solche Energie gekommen. Er sagt dann halblaut, vorwurfsvoll:

„Der Richter wäre vielleicht nicht so hart als Du!"

„Darüber täusche Dich nicht . . . es wäre verzweifelt gefährlich für Dich, es darauf ankommen zu lassen. Und nun gehorche, Unglücklicher!"

Der Graf Andreas unterwirft sich denn also in der That. Er hat sich selbst sagen können, daß seines Bruders Anordnung ihn am allerbesten den unmittelbar dräuenden Folgen seines Verbrechens entzieht. Er rafft sich auf und thut, was der jüngere Bruder will. Dieser steht ihm bei. Bald sind dem Todten die Kleider des Grafen angelegt, der Graf steht da in der Livree des Jägers. Die Flinte des Grafen wird neben die Leiche auf die Erde geworfen, des Jägers Büchse nimmt der jüngere Graf. Beide entfernen sich, von Niemandes Auge gesehen. Still, unbeobachtet gewinnen sie das alte, verlassene Castell.

Dort verschwindet Graf Andreas; der jüngere Graf schlägt Lärm, ruft Leute zusammen, erzählt, daß sein Bruder von dem Jäger erschossen sei, befiehlt, dem Jäger nachzusetzen, geht mit seinen Leuten, die Leiche einzuholen, läßt sie rasch bestatten und nimmt, als nunmehriger Stammherr, Besitz von allen Gütern und Vortheilen des Majorats."

„Und Graf Andreas?"

„Graf Andreas verschwindet eben. Er mag, wie die Kleider, vielleicht auch den Namen des Jägers angenommen und darin eine Sühne gesucht haben, daß er so zu sagen der großen Weltöconomie das Individuum, um welches er sie durch seine That ärmer gemacht, zurückerstattete. Der Graf Andreas wird eben in die Fremde gegangen sein, nachdem ihm klar geworden, daß die Anordnung seines Bruders eine höchst zweckmäßige gewesen, um ihn vor Henker und Zuchthaus zu behüten; daß aber im Grunde sein Bruder, der nun plötzlich Majoratsherr geworden, sich am besten dabei gestanden!"

„Und nun sagen Sie mir endlich", fiel Emil Hattstein ein, „ist das Alles nur eine Geschichte,

welche sich wirklich ereignet hat oder von Ihnen erfunden?“

„Nehmen Sie das letztere an und daß ich, eitel auf diese Erfindung, nicht Ruhe hätte, bis Jemand, der der Feder mächtig, es aufschriebe und ich es schwarz auf weiß gedruckt sähe!“

„Sie wollen also . . .“

„Dahin geht meine Bitte. Ich möchte Ihre Güte dahin in Anspruch nehmen, daß Sie, was ich Ihnen erzählte, Ihren Lesern als die Geschichte des Mannes auftischten, der in Ihrer Reihe von Originalen der erste ist . . .“

„Aber das kann ich ja nicht“, entgegnete Emil; „jenes Original ist aus dem Leben gegriffen und ihm eine solche fabelhafte Geschichte anhängen . . .“

„Wird es ihm je zu Gesicht kommen? Wird er sich darin erkennen? Als routinirter Schriftsteller müssen Sie Alles so machen können, daß es nicht der Fall ist. Verlegen Sie die ganze Gestalt in ein anderes Land, schildern Sie die Persönlichkeit anders, machen Sie ihn blond, wenn er schwarz ist, nehmen Sie jede Umwandlung mit ihm vor, welche Sie wollen — wenn Sie

sich nur ziemlich genau an meine — Erfindung halten!"

„Allerdings", sagte Emil, „es ließe sich das so machen", — und in seinen Gedanken entwarf er schon die Wendungen, mit denen der Uebergang von seiner Schilderung zu dieser merkwürdigen Geschichte Rothenberg's herzustellen sei.

„Also — Sie versprechen mir, meiner Eitelkeit diese kleine Genugthuung zu gewähren?"

„Ich verspreche es Ihnen!"

„Und bald?"

„So viel es an mir liegt, bald — das Erscheinen meiner Arbeit aber liegt in den Händen meines Verlegers!"

„Nun, lassen wir es darauf ankommen; — ich denke, bei Ihrem Verleger findet die Arbeit schon Gnade. Ihnen gefällt ja die Geschichte?"

„Freilich, sie scheint mir sehr gut erfunden, wenn Sie sie überhaupt erfunden haben und nicht etwas Wahres zu Grunde liegt ..."

„Glauben Sie, meine Fictionsgabe reiche nicht hin, so etwas zu erdenken?"

„Wenn Sie mir es versichern, so will ich durchaus nicht daran zweifeln. Weshalb sollte ich

es? Und wie diese merkwürdige schaurige Scene im nebelverhüllten stillen Walde mich frappirt, das sehen Sie an meiner Bereitwilligkeit, sie auszumalen und zu verarbeiten."

„Aber Sie lassen mir dabei meine Vaterfreude und verarbeiten mir meine Erfindung nicht zu sehr, so daß nicht Thatsachen hineinkommen, die..."

„Haben Sie keine Sorge, neue Thatsachen dazu zu erfinden, das hieße den guten Stoff nur verderben!"

„Also vorerst meinen Dank und wenn Sie das Sprüchwort: „eine Hand wäscht die andere", gelten ließen, würde ich hinzusetzen: zählen Sie auf mich! Aber hier trennen sich unsere Wege. Adieu, Herr von Hattstein."

„Gute Nacht!" versetzte Emil und beide trennten sich. Emil ging seiner Wohnung zu und Rothenberg schritt durch eine Quergasse, die ihn auf einen stillen mit Blumen bepflanzten Platz führte. Hier ging er noch lange sinnend und tief in Gedanken verloren auf und ab.

„Die Hitze, womit dieser Hattstein auf den Zopf anbeißt, erschreckt mich fast", sagte er sich endlich. „Und doch, was ließe sich Besseres einfädeln? Ist

die Geschichte wirklich so, sind die „Gesichte“ meines kleinen Schwarzkünstlers von Kohlenbrenner wirklich der Schlüssel zu Allem, wie ich es glaube, dann muß die Sache, schwarz auf weiß gedruckt, bei Schönstetten einschlagen wie ein Blitzstrahl. Er wird natürlich überzeugt sein, Hattstein habe sie nur von Ottilie Ramberg, diese kann sie nur von ihrem Manne haben — also habe Graf Andreas sich bei dieser als lebend gemeldet und sich mit ihr in Verbindung gesetzt. Da aber Graf Andreas heute in Amerika in voller Sicherheit ist, bindet nichts der Ramberg die Hände, gegen Schönstetten aufzutreten; und so muß er sich völlig in ihre Macht gegeben sehen, er muß thun, was sie will, er muß mit allen Geheimnissen, wohin er Andreas eigentlich gesandt hat und wo dieser zu finden ist, welche Bewandtniß es mit dem Kinde hat, und was sie sonst noch verlangt, herausrücken. Sie kann ihm dann sagen, daß ich der Mann bin, der zuerst der Sache auf den Grund gekommen, der den nichts ahnenden Hattstein benutzte. Und so werden wir beide, die Ramberg wie ich, ihm Persönlichkeiten, mit denen er rechnen muß. Ich möchte sehen, ob Geraldine noch wagen wird,

meine Annäherung zurückzuweisen — während ihnen allen der stoffhungrige Scribent, dieser Hattstein, eine unangenehme Persönlichkeit wird! Also und nach Allem, es ist nichts Zweckmäßigeres und Besseres zu thun, als was ich that — vorausgesetzt, daß meine Combinationen das Richtige getroffen haben! Und wenn nicht, wenn sie rein in die Luft gebaut sind — was schadets dann?"

Als er bei diesem Schlusse angekommen, wandte sich Rothenberg und ging heim, um sich mit bewegtem Gemüth seinen Arbeiten hinzugeben.

Zehntes Kapitel.

Herzens-Eröffnungen.

Hugo war wieder hergestellt und Emil Hattstein drang darauf, daß er die Classe wieder besuche. Der junge Wilde widersprach. Er unterhielt seinen Mentor dabei von seinen Lehrern, indem er ihre Eigenthümlichkeiten schilderte, ihre Wunderlichkeiten nachmachte und wie ein altkluger Psycholog über die Schwächen ihres Charakters plauderte. — Emil mußte ihm dabei oft gebieterisch Einhalt thun, während er doch kaum das Lächeln verbeißen konnte... und was Hugo dann verschwieg, das sprudelte er sicherlich aus, wenn er bei Ottilie Ramberg war, die ihn in der Abneigung gegen die Schule nur bestärkte. „Es ist ein großes Vorurtheil“, sagte sie zu Hattstein, „daß wir als Bildungsanstalt nur die Schule gelten lassen, deren überlieferter Dogmatismus bei Menschen wie Hugo nur den Widerspruchs-

geist stachelt. Solchen Geistern müßte man nichts geben, sondern nur, was in ihnen ist, entwickeln wollen. Lassen Sie ihn Stunden nehmen, geben Sie selbst ihm Stunden — und im Uebrigen lassen Sie ihm die Freiheit, sich selbst zu erziehen und sich — die Hörner abzustoßen."

„Ich möchte das ja gern, wenn ich mich nur autorisirt halten könnte zu dieser Aenderung", antwortete ihr Emil. „Aber ich habe angefragt deshalb. Unterdeß wird Hugo freilich in der Classe wenig lernen. Er hat andere Dinge im Kopfe, jetzt z. B. eine Ferienreise, von der er behauptet, daß er sie verdient habe, und die er durchaus nach Holland unternehmen will ... es ist seine Caprice geworden, Holland zu sehen."

„Und werden Sie ihm darin nachgeben?"

„Meine Aufträge in Beziehung auf ihn lauten durchaus nicht dahin!" versetzte Emil.

„So geben Sie ihm auch nicht nach! Er hat von der Welt genug gesehen; seine Bildung muß ihm durch Menschen kommen, die zähmend auf ihn einwirken. Sie besuchen das Schönstetten'sche Haus oft. Weshalb haben Sie ihn da nicht eingeführt?"

„Er will es nicht; er scheint den Grafen Schönstetten nicht zu lieben."

„Seltsam!" versetzte Ottilie Ramberg nachdenklich.

Daß er Hugo auch niemals sehr zugeredet hatte, mit ihm das Schönstetten'sche Haus zu besuchen, fügte Emil nicht hinzu . . . er hatte eben keinen Drang gefühlt, Hugo zu seinen Unterhaltungen mit dem Grafen und Geraldinen hinzuzuziehen.

Auch am Abende dieses Tages ging er zu Schönstetten allein, während Hugo bei Frau Ramberg zurückblieb. Er fand Geraldine in dem alterthümlichen, getäfelten Wohnsalon ihres Hauses, der nach vorn auf den stillen Platz hinausging. Sie saß an ihrem Instrument, doch hatte Emil bei seinem Kommen weder ihr Spiel, noch ihren Gesang gehört; sie mußte müßig träumend dagesessen haben. Als Emil eintrat, sprang sie wie betroffen mit einer ungewöhnlichen Hast auf und bat ihn, Platz zu nehmen, der Vater werde gleich erscheinen — sie selbst setzte sich ans Fenster.

„Und weshalb brachen Sie so hastig von Ihrem Instrumente auf, gnädigste Comtesse?"

fragte Emil; „halten Sie mich so ganz für unwürdig, daß Sie etwas von Ihrer wunderbar schönen Stimme an mich verschwenden? Sie haben mir nie, niemals die Gnade erwiesen... nur wenn andere Personen hier waren, habe ich zuweilen lauschen und bewundern dürfen, welche hinreißende Macht Ihr Gesang hat..."

Er sprach die letzten Worte mit einem gewissen Tone von Innigkeit, daß Geraldine aufblickte und in seine Züge schaute.

„Das sagen Sie ja fast wehmüthig!" antwortete sie lächelnd.

„Vielleicht macht es mich auch wehmüthig, gewiß aber demüthig!"

„Nun, ich meine, ein wenig Demuth schadete einem so berühmten und gelehrten Herrn wie Sie sind, keineswegs."

„Freilich, ich erfahre das täglich, daß Sie das meinen. Aber Demüthigungen, denk' ich, hat das Leben genug, für den Ungelehrten, wie für den Gelehrten, worunter Sie mich zu zählen so gnädig sind, ohne daß ich den Vorwurf, der darin liegt, zu verdienen glaube!"

„Demüthigungen — das Leben — für Sie?"

rief Geraldine aus, „ich sehe sehr wenig davon. Sie stehen am Anfang einer glänzenden Laufbahn, alle Welt, selbst Ihr alter kluger Verleger, macht Ihnen Complimente . ."

„Alle Welt!" unterbrach Emil sie hier, „meine Welt ist entsetzlich klein und was ich mir von dem Mittelpunkt meiner Welt hole — das sind wahrhaftig keine Complimente!"

„Von dem . . . Mittelpunkt Ihrer Welt?" Geraldine blickte wieder auf und streifte ihn mit einem raschen verwunderten Blick. Dann sagte sie: „Sie richten diesen Vorwurf so direct an mich, daß ich auf den Gedanken kommen muß, dieser „Mittelpunkt" ist es nur dadurch geworden, weil er allein Ihnen zu widersprechen wagt."

Emil Hattstein war bei den Worten, welche er vorhin gesprochen, sehr roth geworden — ein nicht zu bezwingendes Aufkochen des Gefühls hatte sie ihm entlockt, jetzt bereute er sie schon und sagte in einem Tone, der fast wie zornig klang: „Vielleicht . . . der Widerspruch hat diese Wirkung ja, sagt man, wenigstens bei eitlen und hochmüthigen Leuten, die der Trieb des Rechthabenwollens stachelt. Rechthaberisch aber bin ich nicht, namentlich nicht

Damen gegenüber. Ich weiß recht gut, daß das sehr unpolitisch ist. Eine Frau verzeiht uns jedes Unrecht, das wir gegen sie haben oder ihr anthun, niemals aber das Recht, welches wir gegen sie haben."

„Sehr schön und sehr wahr gesagt!" rief Geraldine ironisch aus.

„Wahr ist es auch!"

„Streiten wir nicht darüber!"

„Weshalb nicht, da Streit nun einmal so etwas wie unsere Atmosphäre ist."

„Das scheint so, in der That", sagte Geraldine jetzt mit dem Tone des Verletztseins, „und wie sollte es anders sein?"

„Es könnte anders sein", fiel Emil ein, „wenn Eins das Andere ein wenig gelten ließe..."

„Das ist unendlich viel richtiger, als Ihr schöner Spruch über die Frauen von vorhin", entgegnete Geraldine.

„Und das sagen Sie, gnädigste Comtesse?"

„Weshalb ich nicht?"

„Nun ja — Sie mögen von Ihrem Standpunkt aus Recht haben mit dem Vorwurfe, den Sie mir damit machen."

„Ich denke, Sie machten den Vorwurf, ich

ließe Sie nicht gelten, zuerst, und so darf es Sie nicht verletzen, wenn ich ihn auch mache und erwidere!"

„Es verletzt mich ja auch nicht. Aber ich frage, ob er gerecht ist?"

„Sie sagten ja selbst, von meinem Standpunkt aus habe ich Recht", entgegnete Geraldine.

„Von Ihrem Standpunkt aus... aber ist Ihr Standpunkt der richtige?" fragte Emil.

„Nach Ihrer Ueberzeugung, sehe ich, durchaus nicht... das bedaure ich, aber ich kann daran nichts ändern, ich werde ihn um dieser Ihrer Ueberzeugung willen nicht aufgeben, wenn ich auch nicht im Mindesten verstehe, was mein „Standpunkt" sein soll!"

„So wie ich den Meinen nicht", sagte ziemlich scharf Emil, gereizt durch die kalte Bestimmtheit, womit Geraldine sprach.

„Und so werden wir denn wohl ewig in unserem kleinen Kriege bleiben", versetzte Geraldine ernst und wie resignirt.

Emil antwortete eine Weile nicht, dann seufzte er tief auf und sagte:

„Es ist furchtbar schwer, Ueberzeugungen, die

uns wie innere Offenbarungen mehr von unserem Gefühle, wie vom Verstande eingegeben werden, fahren lassen zu müssen!"

„Und welche Ueberzeugung müssen Sie fahren lassen?"

„Die, daß . . ." er zögerte fortzufahren.

„Weshalb sprechen Sie nicht aus. Glauben Sie nicht offen sein zu dürfen, weil Sie meiner schonen müssen? . . . oder schweigen Sie einer Unwürdigen, einer Person, die Sie nicht fassen würde, gegenüber?"

„O nein, ich spreche es nicht aus, um mich selber zu schonen, weil Sie mir nur eine demüthigende Antwort geben würden und mich diese tiefer verletzen, bitterer kränken würde, als Sie es ahnen können."

„Sie sprechen immer von Demüthigungen. Das ist nicht hübsch. Wozu die Selbsterniedrigung? Jede Selbsterniedrigung ist mir fatal. Es ist ja ohnehin nicht Ihr Ernst. Ihr Stolz, Ihr Gelehrtenselbstgefühl ist einer Demüthigung, die ein junges ungebildetes Mädchen ihm zufügen könnte, gar nicht zugänglich. Also sprechen Sie aus, was Sie sagen wollten!"

„Nun wohl, ich wollte sagen, die Ueberzeugung kann ich so schwer fahren lassen, daß wir dahin kommen müßten, uns zu verstehen, wenn wir dahin kämen, uns ruhig auszusprechen. Sie werden das nun mit Spott aufnehmen, ich weiß es; die hochgeborene Gräfin wird es sehr anmaßend finden, daß ein so untergeordneter Mensch wie ich, sich herausnimmt, ein tieferes Verständniß, ein Austauschen von Gedanken und Ueberzeugungen, die mehr oder minder dem inneren Leben und dem Gemüthe angehören, für möglich zu halten und danach zu streben, wie nach etwas, das ihn glücklich machen würde!"

„Und das nennen Sie ruhig sich aussprechen, wenn Sie so bitter und sarkastisch beginnen?"

„Ich sage das nicht bitter — Gott weiß es."

„Doch, doch, doch — und diese demüthigen Redensarten von untergeordneten Menschen und so weiter, sollten Sie endlich bei Seite lassen — sie sind Ihrer nicht würdig, denn sie sind heuchlerisch und sie haben etwas, das mich verletzt, mir unansstehlich ist!" sagte Geraldine heftig.

„Heuchlerisch? das ist ein starker Ausdruck."

„Ist es denn nicht wahr? Meinen Sie es

denn ehrlich, wenn Sie solche Worte einem jungen Mädchen gegenüber gebrauchen, dem sie mit dem ganzen unausstehlichen Bewußtsein männlicher Ueberlegenheit, männlicher Souveränetät in Allem und Allem wie ein rechter Schulmeister widersprechen, das Sie in nichts gelten lassen? Und da Sie, seltsamer Weise Sie, von dem „Geltenlassen" zu reden angefangen haben, so mögen Sie es hören, daß ich gerade deshalb den Streit dem Frieden mit Ihnen vorziehe, weil Sie trotz aller Bildung und aller Kenntnisse einer jener Philister sind, die mit Frauen nicht anders umzugehen wissen, als indem sie mit dem Lächeln des Ueberlegenheitsbewußtseins sich geistig zu ihnen herablassen und sie dadurch fortwährend beleidigen; die es nicht der Mühe werth finden, über das, was eine Frau, ein Mädchen ihnen sagt, nur einmal nachzudenken; die „das Frauenzimmer" so nehmen, wie es in dem Lexikon ihrer bornirten Gelehrsamkeit steht, als schwaches Geschöpf mit kurzen Sinnen, gebrechlicher Willenskraft, unzureichendem Denkvermögen, ohne Talent und Beruf für geistiges Schaffen, geboren für Küche und Bügelzimmer, und eigentlich nur ein nothwendiges Uebel!

Und wer daran zweifeln sollte und sich auf große und edle willensstarke und schöpferisch begabte Frauen beriefe, dem würden Sie aus alten und neueren Autoren, auf Latein und Griechisch, eine Menge Citate vorhalten können, die ihn sofort zu Boden schlügen — von Aristophanes bis auf Ihren Propheten Goethe herab ... ich weiß das ..."

„Meine gnädigste Comtesse", unterbrach Emil Hattstein hier im höchsten Grade überrascht ihren zornigen Wortstrom — „um Gottes willen, halten Sie ein, Sie thun mir bitter Unrecht. Ich weiß kein einziges Citat zum Hohn der Frauen auswendig, weder auf Latein, noch auf Griechisch, welches letztere ich längst so ziemlich wieder vergaß... und was die philisterhafte, bornirte, blödsinnige Meinung angeht, welche Sie mir unterschieben, so theile ich dieselbe so wenig ..."

„Sie haben sich oft genug dazu bekannt... und in Ihrem ganzen Wesen sprechen Sie sie aus!"

„Und doch sehen Sie mich wie aus den Wolken gefallen, und vollständig niedergeschmettert von diesem Vorwurf. Aber mein Gott, wie ist es möglich, daß ich Ihnen in solchem Lichte erschienen bin? Das ist ja schrecklich... Wie ein

solcher lächerlicher Pedant steh ich in Ihren Augen da? .. es graust mir vor mir selber! Kennt sich denn der Mensch so wenig selbst, hat er so wenig eine Ahnung davon, welchen Eindruck sein Wesen und sein Sein auf Andere hervorbringt? Wahrhaftig, dies war das letzte, wovon ich fürchtete, daß es mir vorgehalten werden könne, und daß ich Ihnen, gerade Ihnen diesen Eindruck gemacht, das bringt eine ganz unsägliche Niedergeschlagenheit über mich!"

Geraldine blickte ihn an — es schien wenigstens eine aufrichtige Betheuerung in seinen Worten zu liegen und so sagte sie:

„Ja, diesen Eindruck machen Sie, Herr von Hattstein — mir nicht allein, wenn Sie es wissen wollen; auch mein Vater sagt mitunter: Herr von Hattstein ist ein schrecklicher Schulmeister und Widerspruchsgeist im Verkehr mit Dir."

„Auch Ihr Herr Vater sagt das? So bleibt mir auch nicht die geringste Aussicht, mich durch ein: ich bin total mißverstanden, Sie haben mein Benehmen ganz falsch gedeutet! rechtfertigen zu können."

„Ihr Benehmen falsch gedeutet? Als wenn

es sich blos um Ihr Benehmen und nicht um alle Ihre Meinungsäußerungen, über Ihre ganze Art zu denken handelte!"

Emil schwieg, indem er sehr niedergeschlagen zu Boden blickte. Geraldine sah ein paar Mal zu ihm hinüber. Ein paar Mal bewegte sie die Lippen, als ob sie weiter reden wollte. Sie war offenbar in einer solchen Aufregung, daß dies Schweigen sie drückte; oder sie war unwillig darüber, daß Emil sich nicht weiter vertheidigte; endlich sagte sie:

„Es ist nicht schön von Ihnen, daß Sie jetzt plötzlich bloß durch Schweigen reden, mir durch Schweigen einmal wieder eine Lehre geben wollen..."

„Ich wollte durch mein Schweigen Ihnen eine Lehre geben? Welch neuer Vorwurf! Ich denke bloß darüber nach, ob ich mich vor Ihnen rechtfertigen darf. Welche Lehre könnte ich Ihnen geben wollen? Ich denke, das Lehrengeben ist heute nicht an mir! Was Sie mir gesagt, hat mich viel zu schmerzlich berührt, als daß ich..."

„Hätte es Sie schmerzlich berührt, so würden Sie auch reden, und mir nicht Raum zu dem Vorwurf lassen, Sie dächten: was verletzte Weiber-

eitelkeit spricht, das hört ein Mann mit Schweigen und Achselzucken an ..."

„Halten Sie ein, Geraldine", rief jetzt Emil auffahrend aus, „denn wahrhaftig, Sie machen es zu arg — und wenn Sie so fortfahren, lösen Sie mir die Zunge, um Ihnen den ganzen Rückhalt dessen, was mich so schmerzlich bewegt, was mich wurmt und was in mir kocht, zu sagen ... und dann, dann fürcht ich, sind wir geschiedene Leute für immer!"

„Weshalb das fürchten, wenn wir uns nun doch einmal nicht friedlich vertragen, uns einander „nicht gelten lassen" können?"

Durch diese letzte Herausforderung, in der etwas unendlich Erbitterndes, Schmerzstachelndes für Emil lag, zum Aeußersten gebracht, antwortete dieser:

„Nun wohl, so will ich Ihnen Alles sagen — Alles, woher es kommt, daß ich Ihnen als Pedant, als Philister, der verächtlich auf die Frauen herabsieht, und sie nur hofmeistern kann, erscheine. Wenn Sie glauben, ich habe die Frau in Ihnen nicht gelten lassen wollen, so irren Sie vollständig: was ich nicht habe gelten lassen wollen, das war die

Comtesse in Ihnen — das aristokratische Selbstgefühl, das sich dem Kaufmann gegenüber am ersten Tage, wo ich Sie sah, verletzend fühlbar machte; das stolze Selbstbewußtsein, daß mich den niedriger stehenden, in den kleinbürgerlichsten Beruf verlorenen Menschen empfinden ließ; diese Ueberhebung im Gefühle einer Ueberlegenheit durch Rang und Stand, die mir sagte, du hast Unrecht in fast Allem, was Du denkst, fühlst und glaubst; nur auf der Höhe, auf der ich stehe, sieht man die Dinge richtig, und deshalb hält eine hochgeborene Gräfin sich die untergeordneten Geister mit Recht fern, weil eine unausfüllbare Kluft zwischen ihnen ist, weil sie Wesen verschiedener Art und Gattung sind! Das habe ich nicht gelten lassen wollen, das hat mich gereizt, verletzt, empört, mehr als ich es Ihnen sagen kann ... tausend andere Menschen hätten mir den einfältigen und lächerlichen Stolz auf ihre Geburt in der dünkelvollsten Weise zeigen können, ich hätte mich einfach durch Verachtung an ihnen gerächt; aber bei Ihnen war es etwas, was mir ins Herz schnitt, und dies Gefühl tief innerlicher Verletzung war es, was mich dazu trieb, Ihnen zu widersprechen, wo ich

konnte; was mich stachelte, Ihrem Ueberlegenheitsgefühl einen geistigen Stolz entgegenzusetzen, der Ihnen zeigen sollte, wie wenig Ihre Gräflichkeit mir irgend zu imponiren im Stande sei! — Ich wollte die Anerkennung, die Ihr Stolz mir versagte, dadurch erzwingen, daß ich Ihnen das volle Bewußtsein einer Aristokratie des Geistes entgegensetzte, welches Sie in mir wach riefen und zum Trotz aufstachelten. Daher habe ich Ihnen widersprochen, in jedem Streit hartnäckig Recht zu behalten gesucht, und keinen Zollbreit nachgegeben..."

„Darum ..." sagte Geraldine, ihn groß und äußerst überrascht bei dieser ganzen Rede ansehend... „darum waren Sie immer so grenzenlos unausstehlich ... weil Sie eine so furchtbar schlechte Meinung von mir hatten ..."

„Sie müssen nicht glauben, daß ich stets vollständig überlegt gesprochen, kaltblütig mir bewußt gewesen, was ich sagte. Ich bin dem inneren Reiz, dem verletzten Gefühl, der schmerzlichen Erregung gefolgt und habe mich dem hingegeben, was mich eben innerlich stachelte. Dabei ist man freilich nicht immer Herr seiner selbst; wenigstens

ich war es nicht, und so mag ich oft genug die Grenzlinie des Maßvollen und Erlaubten überschritten und in der Hitze des Gefechts wider den guten Takt gesündigt haben . . . aber wenn ich es that, so brauche ich es nicht abzubitten; die Vorwürfe, welche Sie mir vorhin machten, und die mir zeigten, wie falsche Mittel ich angewendet, sind Buße genug. Aber diese Vorwürfe haben mich gezwungen, mich auszusprechen und . . ."

„Sie haben nun die Beruhigung, sich endlich ausgesprochen, mir rund heraus die Wahrheit gesagt zu haben", fiel Geraldine ein.

„Die habe ich freilich; und wenn Sie nun sagen, Sie haben mich in einer Weise beleidigt, die die Gräfin in mir nie, niemals vergiebt . . ."

„Still, fahren Sie nicht fort in diesem bittern Ton — er ist vollständig ungegründet, vollständig thöricht. Wie ist es möglich, daß zwei Menschen von gesunden Sinnen und klaren Augen sich so völlig in einander täuschen können? Und das, das ist ein neuer Vorwurf, den ich Ihnen mache. Wie konnten Sie so vollständig mein ganzes Wesen, Denken und Glauben verkennen und mich von dem aristokratischen Hochmuthsteufel besessen wähnen,

der ein recht armer, armseliger und dummer Teufel ist . . .“

„Ich meine schon in der ersten Stunde, in der ich Schönstetten betrat, hatte ich zu fühlen, daß ich Ihnen ein störsames, in Ihre Atmosphäre nicht gehörendes Element sei . . . ich hörte, wie Sie ablehnten an der Abendtafel zu erscheinen, zu der Ihr Vater den Fremden gezogen hatte . . . wie Sie besorgt waren, den Klang Ihrer Stimme dem Ohre des Eindringlings vorzuenthalten, der nicht würdig, ihn zu vernehmen . . .“

Geraldine unterbrach ihn hier.

„Also damals kamen Sie auf diese Gedanden . . . damals wurde der Keim gelegt zu dem häßlichen Argwohn, den Sie gegen mich gehegt und seitdem genährt haben! Daher! Das erklärt mir Alles! Sie haben Recht, es ist gut, daß man sich ausspricht. Und nun hören Sie auch mich. Sie werden dann bald einsehen, daß Sie mich falsch beurtheilt und mir Unrecht gethan haben. Ich bin nicht hochmüthig, nicht von dem aristokratischen Dünkel besessen, der Sie gereizt, aufgestachelt und geschmerzt hat. So wenig, daß ich rückhaltlos offen gegen Sie reden will. Sie

kamen zu uns — ich freute mich der Ankunft eines Fremden, der in unsere ländliche Einsamkeit vielleicht einige Anregung brachte, bis ...“

„Bis Sie vernahmen, daß dieser Fremde nur ein Kaufmann sei, der mit einer sehr unangenehmen Mission bei Ihnen erschien — es war das zwar nicht meine Schuld, noch meine freie Wahl, aber ...“

„O nein“, fiel Geraldine ein, „Sie irren; bis ich vernahm, daß Sie den Namen Ramberg führten.“

„Dieser Name ... was that er zur Sache?“

„Viel. Er ließ mich vermuthen, daß Sie und Ihr Erscheinen in Zusammenhang ständen mit einer Frau ...“

„Mit der Frau Ramberg?“

„Ja, mit der!“

„Und das war eine so schlechte Empfehlung für mich?“

„Das war es. Ich liebe diese Frau nicht, und habe Gründe dazu.“

„Sie wollten ganz offen sein.“

„Nun ja, ich wollte und will es noch. Es liegt in der Erscheinung und in den Verhältnissen

dieser Frau etwas, das mich abstößt und mich beunruhigt. Ich habe sie wenig gesehen, aber oft genug, um zu erkennen, daß sie ein kaltes, egoistisches Herz hat und daß sie eine verschlossene, eigensinnige Natur ist, deren Bedürfniß ist, Andere zu unterjochen. Vielleicht thue ich ihr Unrecht, wenn ich glaube, daß sie auch in Beziehung auf die Mittel nicht wählerisch sein würde, um Zwecke, die sie sich vorgesetzt hat, zu erreichen."

Geraldine sah bei diesen Worten Emil an, als ob sie einen Widerspruch von ihm erwarte, und schwieg, als ob sie ihm Zeit dazu lassen wolle. Aber Emil widersprach nicht, er hatte von dem Charakter von Ottilie Ramberg, die ihm ohne viel Redens zu machen, seinen Zögling mindestens zur Hälfte entzogen, ebenfalls einen ungünstigen Eindruck empfangen... aber er war weit davon entfernt, sich dies so scharf und deutlich auszusprechen.

„Wie rasch und scharf weiß eine Frau zu urtheilen, wenn es dem Charakter einer Frau gilt!" sagte er sich darum im Stillen.

„Und deshalb", fragte er dann, „ist Ihnen diese Frau so unangenehm, und ihr Name schon genügt..."

„Nicht deshalb allein. Sondern weil sie meinen Vater verstrickt und an sich gekettet hat, ohne, ich bin überzeugt davon, das Gefühl, welches sie ihm einflößt, im geringsten zu erwidern.“

„Sollten Sie da nicht zu hart urtheilen?“

„Es mag sein, daß ich nicht ganz richtig urtheile — daß dem Ganzen etwas zu Grunde liegt, was sich mir verbirgt; ich weiß, ich durchschaue nicht Alles. Als meine Mutter verstorben war und mich als Kind zurückließ, wäre es natürlich gewesen, daß mein Vater schon um meinetwillen einen Ersatz gesucht hätte. Um so mehr, als er wünschen mußte, einen Sohn und Stammerben zu besitzen. Die Gelegenheiten, einen solchen Ersatz zu finden, sind ihm mehrfach entgegengetreten. Er ist ihnen ausgewichen unter dem Einfluß, den diese Frau auf ihn übte. Und doch will sie seine Hand nicht — wenn sie es wollte, so glaube ich, hätte er sie ihr längst gereicht. Er hätte es thun können zu einer Zeit, wo die Rücksicht auf mich, wo meine Abneigung wider Frau Ramberg gar nicht in Betracht kommen konnte, weil ich ein Kind war. Als ich etwa sieben oder acht Jahre alt war, starb mein Onkel, der vor

meinem Vater das Majorat besaß. Wir verließen nun, da mein Vater der Majoratsherr wurde, das kleine Gut, auf welchem ich aufgewachsen bin und zogen nach Schönstetten. Bald nachher traf dort eines Abends eine schwarze, stille, sacht gehende Frau ein, die mich zuweilen lange scharf anblickte, ohne dabei etwas von den freundlichen Worten und Liebkosungen für mich zu haben, die alle Welt für mich hatte. Ich fürchtete mich vor ihr. Nach einigen Tagen verschwand sie wieder. Etwa ein Jahr darauf kam sie noch einmal und blieb einige Wochen. Sie redete wenig, kaum mit jemand Anderem etwas als mit dem Vater. Zuweilen reiste der Vater hierher, nach O. Als ich etwa vierzehn Jahre alt war, nahm er mich einmal mit sich. Auf unserem ersten Ausgang durch die Stadt begegneten wir Frau Ramberg. Mein Vater schloß sich ihr an, wir begleiteten sie in ihre Wohnung — ich wußte jetzt, daß Frau Ramberg hier in O. wohne und weshalb mein Vater von Zeit zu Zeit hierher reise und... ich fühlte einen großen inneren Widerwillen gegen sie, den ich nie verleugnet habe. Das ist Alles: ich habe nie Vertrauen gefordert, wo es mir nicht frei entgegen

kam; ich habe nie meinen Vater nach Frau Ramberg gefragt und daher kommt es, daß ich nicht weiß, wie es zusammenhängt, daß sie uns wie eine nahe Verwandte besuchen konnte, noch woher sie gekommen. Mein Vater hat mit mir nie darüber gesprochen; ich muß annehmen, daß irgend ein Verhältniß zwischen meinem verstorbenen Oheim und ihr bestand, diesem Oheim, dessen Name von meinem Vater nie genannt wird, der ihm irgend etwas in die Seele gethan haben muß... vielleicht haben beide Brüder Ottilie Ramberg geliebt und der ältere ist der Begünstigte gewesen und mein Vater hat ihm das nie verziehen! Aber mein Vater spricht auch nie mit mir über die Bedingungen, unter denen er sein Majorat übernommen; nie darüber, ob ich seine Erbin oder ob es irgend ein entfernter Vetter sein wird; nie über jene Verwandtschafts- und Besitz- und Vermögensverhältnisse, die in andern Familien zur täglichen Unterhaltung gehören. Doch — dem mag sein, wie ihm wolle; ich habe Ihnen Alles gesagt, und Sie sehen nun, daß Sie mir Unrecht gethan haben. Ich meine, doppeltes Unrecht, denn sobald ich damals, als Sie zu uns kamen, vernahm, es

bestehe nicht der mindeste weitere Zusammenhang zwischen Ihnen und jener Dame, als der zufälliger Namensvetterschaft, da haben Sie nicht mehr über mich zu klagen gehabt. Oder", fügte sie mit einem Anflug von Lächeln hinzu, „war es da schon zu spät — stand da Ihr Urtheil über meinen dünkelhaften Charakter, über meinen kindischen Hochmuth gegen Leute in niedrigerer Lebensstellung schon fest, und ebenso fest Ihr Entschluß, mich damit nicht aufkommen zu lassen und mich von der Höhe Ihres männlichen Geistes herab in meines Nichts durchbohrendes Gefühl zurückzuweisen?"

„Sie haben Recht, daß Sie meiner spotten, Gräfin Geraldine", versetzte Emil... „ich war sehr albern und kindisch... sehr blind in meinen Schlüssen... vergeben Sie mir... ich verdiene Ihre Verzeihung ein klein wenig; ich habe sehr viel und sehr schmerzlich unter meinem Vorurtheil gelitten, glauben Sie mir das... ich habe mehr darunter gelitten, als ich Ihnen sagen kann... gerade mit Ihnen in diesem fortwährenden Kampfe zu leben, mit Ihnen, der ich nur diesen einen Vorwurf zu machen hatte, während ich sonst..."

Geraldine erröthete, während Emil diese Worte mit einer Stimme sprach, deren leidenschaftliches Bewegtsein sich nicht wohl überhören ließ. Sie fiel rasch ein:

„Das ist doch wenigstens eine Genugthuung, wenn Sie mir einräumen, daß Sie in unsern kleinen Plänkeleien gelitten haben und sich nicht immer als Sieger fühlten; es beweist mir, daß ich mich gut vertheidigt habe; es ist viel von einem Mann, daß er es einräumt. Und nun... soyons amis, Cinna. Schließen wir Frieden; versuchen wir's wenigstens damit! Lassen wir uns gelten von dieser Stunde an. Mehr verlange ich nicht. Nur das. Hören Sie! Reichen wir uns die Hand darauf."

Geraldine sprach dies mit einer so offenen Unbefangenheit, daß Emil in dem Tone der Leidenschaft, den er angeschlagen, nicht fortzufahren wagte. Er nahm ihre Hand und indem er sie drückte, sagte er:

„Frieden — und ein Bündniß?"

„Ein Bündniß... wozu? Ein Bündniß muß einen Zweck haben!"

„Ich denke, es könnte einen Zweck haben, wenn es mir auch nur erlaubte, Ihnen zu dienen.

Sie sprachen von den dunklen Beziehungen der Frau Ramberg zu Ihrem Hause, von der Ungewißheit, worin Sie sich befänden... darf ich versuchen zu erforschen, was und wie..."

„Nein, nein", fiel Geraldine lebhaft ein, „das hieße nach den Geheimnissen meines Vaters forschen und das werde ich nie thun!"

„Aber wenn ich nun aus eigenem Antriebe einen Einblick zu gewinnen suchte in die Natur eines Verhältnisses, das Sie doch beunruhigen muß."

„Aber, mein Gott, wenn mein Vater je erführe... und Sie, dem er so viel Freundschaft beweist, wie könnten Sie..."

„Ueberlassen Sie das meiner Discretion. Wenn Sie mir sagen: Seien wir Freunde, so müssen Sie dem Freunde auch überlassen, an Ihre Interessen zu denken und... nachdem Sie mir so viel vertraut, vertrauen Sie mir auch darin! Der Zufall hat mich in eine Verbindung mit Frau Ramberg gebracht, die ich nicht gesucht habe, die mir aber dienen wird, zu Einblicken in ein Verhältniß zu gelangen, das seiner ganzen Natur nach Sie beängstigen muß, und das Sie jedenfalls

wünschen müssen, zu irgend einer klar ausgesprochenen Situation geführt zu sehen."

„Sie dürfen aber nie vergessen, daß ich meinen Vater mehr liebe als mich selbst, und nie auch, daß mein Vater Ihnen seine Freundschaft und sein Vertrauen schenkt . . ."

„Das werde ich auch nicht vergessen!" versetzte Emil, diese Worte, die Geraldine vielleicht als ein Verbot gesprochen, als die Bedingung einer Erlaubniß nehmend.

Emil erhob sich endlich nach diesem langen Zwiegespräch.

„Adieu Gräfin", sagte er, „ich gehe sehr dankbar und sehr froh von Ihnen — wir haben Beide unser Wesen gründlich mißverstanden und — wenn ich mir auch einen unverzeihlichen Irrthum, eine große, am Ende nur in verletztem Stolze wurzelnde Sünde vorwerfen muß, so bin ich doch innerlich glücklich, glücklicher, als ich es Ihnen sagen und mit Worten beschreiben kann . . ."

Frauen lieben klares Aussprechen und Erörterungen nicht. Sie ziehen vor, daß man die Situationen nimmt, wie sie sind, ohne viel darüber zu reden. War es deshalb, daß Geraldine mit

einer gewissen Hast in scherzendem Tone ihn unterbrach:

„Zeigen Sie nun aber nicht, daß Sie zu den Leuten gehören, welche stets bereit sind, ihr Unrecht einzugestehen ... die sind gewöhnlich am wenigsten bereit, sich dauernd zu bessern!“

„O nein, nein, Sie werden sehen, wie ernst ich's mit der eben geschlossenen Freundschaft nehme.“

„Sie werden mir zum Beweis alle Ihre Manuscripte vorlesen!“ fiel Geraldine lächelnd und mit demselben Tone wie eben ein.

„Sie bleiben doch immer dieselbe, böse Comtesse Geraldine für mich!“

„O nein“, sagte sie, ernster werdend, „wenn es Ihnen eine besondere Befriedigung gewährt, will ich mir wirklich auch gerne Ihre Manuscripte vorlesen lassen...“

„Finden Sie sie so schlecht?“

„Das nicht! Ihre Sachen gefallen mir; aber ich habe keinen großen Gefallen daran, Sie als Schriftsteller zu sehen.“

„Und weshalb nicht?“

„Ein Schriftsteller gehört der Welt an, den Freunden nur zur Hälfte, zu einem Zehntel. Er

spricht sich der Welt gegenüber aus — und er profanirt sein Denken und Fühlen dadurch. Der Mann, welcher es für seine Freunde behält, ist mir lieber. Ich begreife nicht, wie man eines von aller Welt gefeierten berühmten Mannes Freund sein kann. Für den Fall, daß Sie das würden, kündige ich Ihnen auch die Freundschaft auf!“

„Aber“, entgegnete Emil, „wenn der berühmte Freund von der Welt anerkannt und auch von den übrigen Menschen geschätzt wird, ist das ein Grund, ihn nicht mehr zu schätzen? Es lautet sehr menschenfeindlich, was Sie sagen!“

„Und aristokratisch, nicht wahr? Aber enden wir jetzt, wir kommen sonst noch dahin, uns wieder mißzuverstehen und zu streiten ... und dies“ setzte sie lächelnd und neckisch hinzu, „wäre doch ein Streit um des Kaisers Bart, nicht wahr?“

„Da haben Sie Recht“, sagte Emil, „in die Gefahr, welche Sie mir eben gezeigt haben, werde ich sobald nicht fallen.“

410

170
170
340
68

40
28

260.
241.